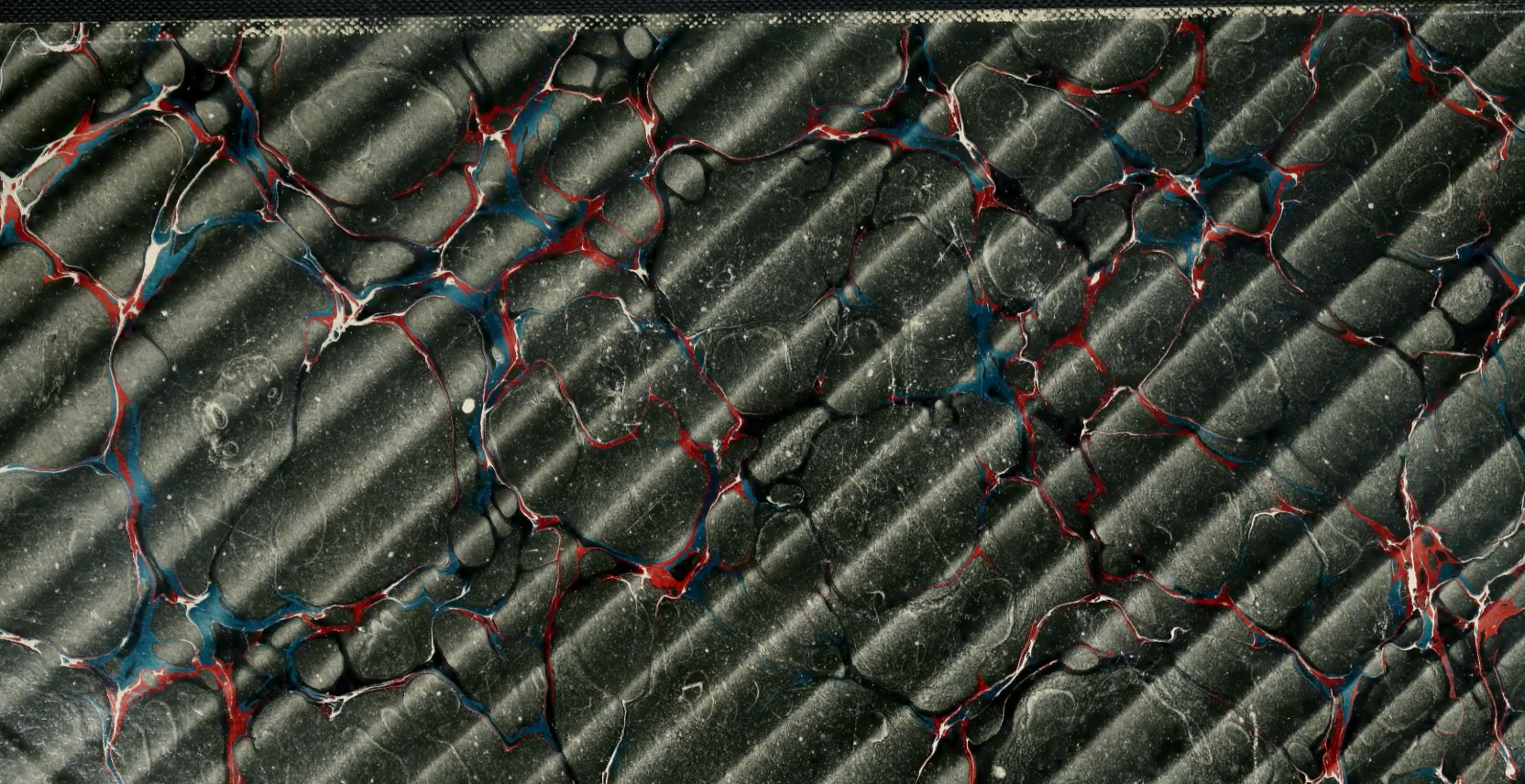
3 1761 04230 3933



M3325
.Y6U

MARIA THERESIA

Ihr Leben und ihre Regierung

von

Eugen Guglia

Erſter Band

Mit 8 Bildertafeln

195290
6. 4. 25.

München und Berlin 1917
Druck und Verlag von R. Oldenbourg

By

Germany

Vorwort.

Die äußerliche Veranlassung zu diesem Buche war die zweihundertste Wiederkehr des Geburtstages Maria Theresias am 13. Mai 1917. Es soll die Mitte halten zwischen der ungeheuren Breite des Arnethschen Werkes und den zahlreichen skizzenhaften Bearbeitungen ihrer Lebens- und Regierungsgeschichte.

Nicht eine Geschichte Österreichs oder gar Europas im Zeitalter Maria Theresias ist beabsichtigt, sondern eine Biographie im eigentlichen Sinne, eine persönliche Geschichte der Kaiserin. Diese Absicht hat durchaus die Auswahl des Stoffes bestimmt. Es war dies nicht bloß die Notwendigkeit, sich mit Rücksicht auf den von der Verlagshandlung festgesetzten Umfang zu beschränken, sondern auch individuelle Neigung des Verfassers und sein Bekenntnis zu der Ansicht Schopenhauers, daß nicht in der Weltgeschichte „Plan und Ganzheit" ist, sondern im Leben des einzelnen. Es soll aber nicht bloß über die Kaiserin geredet, sondern, auf die Gefahr schon oft Gesagtes zu wiederholen, von ihr erzählt werden, nicht Gedanken über ihr Leben und Wirken aufgereiht, sondern dieses Leben selbst anschaulich wiedergegeben werden. Dabei mußte sie denn auch möglichst viel selbst zu Worte kommen, was freilich die Schwierigkeit hatte, daß diese Worte zum großen Teil aus einer fremden Sprache zu übersetzen waren, aus der ihre Rede doch immer nur gedämpft, ja sogar verfälscht widerklingen konnte. Überraschend oft versagte übrigens diese im allgemeinen reichlich fließende Quelle an wichtigen Wendepunkten ihres Handelns und ihres Schicksals, wo wir sie nicht

selbst, sondern nur ihre Umgebung vernehmen oder uns auch alles stumm bleibt; mußte denn bisweilen auch versucht werden, nach einem Ausdruck Jakob Burckhardts an dem gesprochenen und geschriebenen Worte vorbei einen Ausweg zu suchen.

An eine auf archivalischer Grundlage beruhende Darstellung, wie die von Arneth, die diesem ein halbes Leben gekostet hat, konnte nicht gedacht werden, weil die Aufgabe in nicht viel mehr als drei Jahren bewältigt werden sollte. Indes sind seit der Vollendung des Arnethschen Werkes so viele neue Quellen zutage getreten — wir erinnern hier nur an die umfangreiche Erweiterung unserer Kenntnis der Khevenhüllerschen Tagebücher, an die Publikation des österreichisch-ungarischen Kriegsarchivs über den Erbfolge-, des preußischen Generalstabs über den Siebenjährigen Krieg, an den vollständigen Briefwechsel der Kaiserin mit der Kurprinzessin, späteren Kurfürstin Marie Antonie von Sachsen —, daß man sich deshalb nicht etwa bescheiden mußte, eine Art Auszug aus Arneth zu liefern. An eine Ergänzung aus auswärtigen Archiven, die Arneth nicht benutzt hatte, war anfänglich wohl gedacht worden, doch hat es die Ungunst der Zeiten dazu nicht kommen lassen. Nur in den Wiener Archiven konnte über manchen dunklen Punkt, besonders in der Geschichte der Reformen der Kaiserin, einige neue Aufklärung gewonnen werden. Lebhaft bedauert der Verfasser, daß er auf eine Benutzung des Wiener Kriegsarchivs ganz verzichten mußte, da dieses in den letzten zwei Jahren nicht zugänglich war.

Schließlich bleibt auch heute noch das Arnethsche Werk die Hauptquelle für die Geschichte der Kaiserin. Auch das vorliegende Buch mußte es auf Schritt und Tritt benutzen, und wo die Herkunft einer Nachricht nicht näher bezeichnet ist, stammt sie immer von dorther.

Eben als der Verfasser daranging, die ersten Blätter zu beschreiben, brach der gegenwärtige Krieg aus. Wie so viele in ähnlicher Lage, empfand er ihn bei seiner Arbeit zunächst als eine Lähmung. War es nicht ein aussichtsloses Unternehmen, von einer schon ziemlich fernen Vergangenheit zu erzählen, da die Gegenwart einen so gewaltigen geschichtlichen Stoff bereitete? Wer sollte davon hören wollen?

Wem diese schon hundertmal erzählten Dinge noch Aufmerksamkeit abnötigen? Bald aber gab ihm die Ähnlichkeit der Lage seines Vaterlandes mit derjenigen, da seine Heldin auf der Weltbühne erschien, Trost und Aufmunterung, die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen; sie half ihm über manche schwere Stunde hinweg und erhöhte seine Zuversicht in den Tagen des Glückes. Es konnte nicht fehlen, daß die Erfahrungen der Gegenwart das Bild der Vergangenheit stellenweise färbten. Der bei Arneth mit einer beinahe leidenschaftlichen Einseitigkeit betonte Antagonismus zwischen Österreich und Preußen, der ja, während er schrieb, zu der Auseinandersetzung von 1866 führte, mußte verblassen, die englische Politik von 1914 ließ diejenige in den Tagen des Erbfolgekrieges vielleicht schärfer beurteilen, das Verhältnis zu Rußland erhielt seine Beleuchtung hie und da von den heutigen Beziehungen her.

Als einen glücklichen Zufall darf es der Verfasser preisen, daß er fast die ganze Arbeit an einem Orte ausführen konnte, der voll von Erinnerungen an die Persönlichkeit ist, der sie gilt — in dem einstigen Dörfchen Penzing, unmittelbar an den Toren von Schönbrunn, wenige Schritte von dem einstigen Landsitz des Prinzen Karl von Lothringen und dem Kirchlein St. Rochus, das unter den Auspizien der Kaiserin gebaut und eingeweiht wurde. Und diese letzten Zeilen sind an einem ihrer Gedächtnistage geschrieben, angesichts des Schlosses, wo sie ihr halbes Leben gelebt, wo sich so viele denkwürdige Auftritte desselben abgespielt haben, in dem luftigen Prachtbau der Gloriette, in dem sie einer Überlieferung nach in ihrer letzten Zeit täglich viele Stunden mit Staatsgeschäften und dem Briefwechsel mit den in der Ferne weilenden Kindern beschäftigt war — „in stiller, doch immer geistig regsamen Beschaulichkeit, ihre Blicke zurückwendend auf ihr reiches tätiges Leben und nach vorwärts in die Weite der Ewigkeit“[1]).

Die Sonne des heutigen Tages drängt sich mit Mühe durch dichten Herbstnebel, leuchtet über vergilbendes Laub und fallende Blätter. Möge der Frühling, der übers Land

[1]) Leisching, Theresianischer und Josephinischer Stil in „Kunst und Kunsthandwerk“ 15 (1912), 60.

gekommen sein wird, wenn dieses Buch in die Welt tritt, auch dem Staate Maria Theresias einen neuen Blütensegen bringen.

* * *

Für eine freundliche Förderung seiner Arbeit hat der Verfasser zu danken den Herren: Direktor Hofrat Dr. Hans Schlitter, Grafen Dr. Joseph Hardegg, Dr. Joseph Malota vom k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Professor Dr. Heinrich Kretschmayer, Dr. Joseph Kallbrunner und Dr. Melitta Freiin von Winkler im Archiv des k. k. Ministeriums des Innern, Dr. Gustav Bodenstein und Dr. Franz Eckhart im Archiv des k. u. k. Gemeinsamen Finanzministeriums (Hofkammerarchiv), Regierungsrat Franz Staub im Archiv des k. k. Unterrichtsministeriums, Universitätsprofessor Dr. Alfred Francis Pribram, dem er für seine freundliche Beihilfe in der Korrektur zu besonderem Danke verpflichtet ist, Gymnasialprofessor Dr. Strakosch-Graßmann in Korneuburg, Kustos Dr. Schwarz am Ferdinandeum in Innsbruck.

In der Gloriette zu Schönbrunn am Theresientag 1916.

Eugen Guglia.

Inhaltsübersicht

Erstes Buch

Erbe und Mitgift

Seite

Geschlecht und Eltern 1
Umwelt der Kindheit 11
Vermählung 31
Die Großherzogin von Toskana 36

Zweites Buch

Die Heldenzeit 1740—1748

Politische Lage bei der Thronbesteigung 41
Erste Maßregeln. Die Minister. Bartenstein 52
Der Feind. Ausbruch des Ersten Schlesischen Krieges. Der bayerische Einfall 59
Der ungarische Reichstag von 1741 97
Der Kleinschnellendorfer Vertrag. Der Verlust Böhmens und die Wiedereroberung Oberösterreichs. Khevenhüller 117
Die Kaiserwahl von 1742 137
Chotusitz 145
Friede von Breslau—Berlin 160
Krieg gegen Spanier und Franzosen 1742—1745 165
Dettingen und Worms. Verhältnis zum Papst. Österreicher im Elsaß 187
Ursprung und Ausbruch des Zweiten Schlesischen Krieges . . . 216
Füssen und Hohenfriedberg 239
Kaiserwahl von 1745. Soor. Dresdener Friede 255
Krieg in den Niederlanden und Italien. Aachener Friede . . . 281
Innere Politik und Verwaltung 1740—1748 315
Hof. Familie. Freunde 340
Vergnügungen. Theater. Musik. Literatur. Bildende Kunst . 363

Erſtes Buch

Erbe und Mitgift

Geſchlecht und Eltern

Das Geſchlecht der Habsburger, deſſen letzter Sproß Maria Thereſia war, weiſt ſchon früh zwei entſchieden ausgeprägte, von einander ſtark abweichende Typen auf. Der eine, den wir bereits in dem Stammvater König Rudolf rein ausgebildet finden und der ſich dann oft wiederholt, zeigt uns willensſtarke, frohgemute, leichtblütige Menſchen, die ſich immer gut mit dem Leben abfinden; bald mit mehr bald mit weniger Begabung von der Natur ausgeſtattet, wählen ſie bei einzelnen Irrtümern im ganzen doch ſtets, was ihnen und ihrem Lande frommt, dabei ſind ſie ehrenhaft, wohlmeinend, in höherem Sinne ſittlich. Bei einigen, wie Maximilian I. oder Joſeph I., dem Oheim Maria Thereſias, kommen individuelle Züge — eine unſtäte, beinahe phantaſtiſche Unternehmungsluſt bei jenem, bei dieſem ein hochgeſpannter Ehrgeiz, verbunden mit dem intenſivſten Herrſcherſelbſtgefühl — dazu, die aber doch das typiſche Bild nicht aufheben, ſondern nur erhöhen. Für den anderen Typus, unter den älteren Angehörigen des Geſchlechtes bis zur ſpaniſchen Heirat ſelten, iſt dagegen ein zögerndes, unentſchloſſenes Weſen, Trübſinn und Verſchloſſenheit bezeichnend, womit ſich aber Ausdauer und Gleichmut im Unglück und ein gewiſſer „nüchterner Tiefſinn“[1]) verbinden: Albrecht IV. und Friedrich III. (V.) erſcheinen uns ſo, Karl V. mit der geſamten ſpaniſchen Linie

[1]) Ranke von Friedrich III.

bis zu ihrem Verlöſchen und, in der öſterreichiſchen, Rudolf II. und Leopold I. Es ſind wohl in den ſechzehn Generationen, die ſich zwiſchen Rudolf I. und Maria Thereſia folgten, auch Geſtalten, die weder dem einen noch dem andern Typus angehören, unbändige, ja bösartige Naturen, wie Albrecht VI., den Kaiſer Maximilian einen fremden Tropfen im Blute der Habsburger genannt hat, oder der ſpaniſche Don Carlos, aber ſie ſind Ausnahmen und für das Geſchlecht nicht charakteriſtiſch. Was durch die Frauen aus andern Familien dazugebracht worden iſt, läßt ſich nur ſelten mit einiger Wahrſcheinlichkeit feſtſtellen, da das Weſen dieſer Angeheirateten meiſt nicht deutlich genug überliefert iſt. Als gewiß darf man nur annehmen, daß Johanna, die Tochter Ferdinands von Arragonien und Iſabellas von Caſtilien, die den glänzenden lebensſprühenden Sohn Maximilians, Philipp den Schönen, heiratete, eine böſe Mitgift brachte; durch ſie, die früh in Schwermut und ſpäter in unheilbaren Wahnſinn fiel, wurde der ſchon vorhandene trübere Typus, den wir an Kaiſer Friedrich III. wahrnehmen, noch mehr verdüſtert und blutleer.

Von den Frauen des Geſchlechtes ſelbſt ſind auch vor Maria Thereſia einige hervorragend geweſen, ja tragen Züge von ihr. Da iſt Margarete, Tochter Maximilians I., die als Statthalterin der Niederlande entſchieden ſtaatsmänniſche Begabung bewies, mit dem Kardinal von Amboiſe ſehr klug den Vertrag von Cambrai und ſpäter den ſog. Damenfrieden unterhandelte, die auch alle künſtleriſchen Intereſſen ihres Vaters erbte, ſchöne Bauten aufführen ließ und ſich in Malerei und Dichtkunſt mit Glück verſuchte[1]). Ihr ähnlich war Maria, Tochter Philipp des Schönen, ihre Nichte alſo, mit König Ludwig von Ungarn vermählt und nach kurzer glücklicher Ehe mit 21 Jahren Witwe. Dieſe berief nach dem Tode des Gemahls den Reichstag von Preßburg, leitete ihn, bildete eine

[1]) Es iſt dieſelbe, die ſich auf einer ſtürmiſchen Seefahrt die zierliche Grabſchrift gedichtet hat: Cy gît Margot, la gentille demoiselle, deux fois mariée et morte pucelle. Sie war nämlich zuerſt mit dem franzöſiſchen Dauphin vermählt, als dieſer 13, ſie 3 Jahre alt war; als dieſe Ehe früh getrennt ward, mit Johann von Arragonien und Caſtilien, der ſtarb, bevor die Ehe vollzogen war. S. über ſie die ſchöne Studie von C. Juſti in ſeinen „Bonner Vorträgen" (1912) 7 u. f.

habsburgische Partei in Ungarn, so daß ihr Bruder Ferdinand selber gestand, er verdanke seine Wahl hauptsächlich ihr, führte für ihn ein Jahr lang tatkräftig die Landesverwaltung. Obwohl sie nach keiner hohen Stellung begehrte, ihren Brüdern zum Verdruß mit unbeugsamer Festigkeit alle Bewerber abwies und am liebsten nach Spanien gegangen wäre, ihre kranke Mutter zu pflegen, übernahm sie zuletzt auf dringende Bitten Karls V. doch auch die Statthalterschaft in den Niederlanden als Nachfolgerin ihrer Tante Margarete und führte sie 24 Jahre, wie man ihr nachrühmt, zum Segen jener Provinzen. Auch ihre Nichte, Maria, Tochter Karls V., war eine bedeutende Frau; sie verwaltete 1550—51 für ihren Vater Spanien und war später als Gemahlin ihres Vetters Maximilians II., dem sie in zärtlicher Ehe 15 Kinder gebar, die Mittelsperson zwischen ihm und seinen spanischen Verwandten, hielt ihn auch trotz seiner Neigung zum Protestantismus auf der katholischen Seite fest. Endlich dürfen wir vielleicht Maria Elisabeth, eine Tochter Kaisers Leopold I., Großtante Maria Theresias und von ihr nur durch etwa ein Menschenalter getrennt, anschließen, die sich wiederum in der niederländischen Statthalterschaft als eine Frau von männlichem Geiste gezeigt hat[1]).

Der Vater Theresias, Kaiser Karl VI., darf mehr dem zweiten dunkleren Typus zugezählt werden, doch hat er auch Züge von der helleren Art. Sein unwandelbar ernstes und gemessenes Wesen heben alle Berichte über ihn gleichmäßig hervor; Swift hat gar dem König der Liliputer in seinen Reisen Gullivers Karls Züge geliehen, weil sie ihm die einem Herrscher gemäßesten schienen. Aber zum Teil mag dies auf die schon vor ihm eingeführte strenge spanische Etikette zurückzuführen sein, an die er sich um so mehr frühzeitig gewöhnte, als er ja in jungen Jahren dazu bestimmt war, den

[1]) Nicht zu den bedeutenden Frauen gehört nach neuen Beurteilern Margarete von Parma, die natürliche Tochter Karls V.: „Es fehlte ihr in kritischer Zeit der beherrschende Blick und das Übergewicht politischer Einsicht, Ausdauer und Nachdruck, Festigkeit und Konsequenz des Verhaltens" (Maurenbrecher in der Allgem. Deutschen Biographie [A. D. B.] 20 (1884) 324). Darnach wäre sie gerade das Gegenteil von Maria Theresia gewesen. (Noch schärfer Rachfahl, Marg. v. P. (1898) 271 u. f.)

ſpaniſchen Thron zu beſteigen, auch wirklich eine Zeitlang in Katalonien und Arragonien als anerkannter und gekrönter ſpaniſcher König weilte und ſich als ſolcher Carlos der Zweite nannte. Aber von der lebloſen Steifheit der letzten ſpaniſchen Habsburger war er doch weit entfernt: ſobald er in ſeiner Familie oder mit vertrauten Freunden und Dienern war, legte er den majeſtätiſchen Ernſt ab, und wenn er auch nicht von lauter Fröhlichkeit war, ſo zeigte er ſich da freundlich und ſchlicht, ja er konnte ſein, was man in Öſterreich „gemütlich“ nennt. Am meiſten regte ſich das alemanniſche Erbteil ſeines Blutes, wie es ſcheint, in ſeinen letzten Tagen; mit derbem Humor ſpottete er über die vielen Ärzte, die des Kaiſers Tod ſeien, wie die vielen Hunde des Haſen; die wohl nach ſeinem Tode finden würden, was ihm gefehlt habe: dann ſolle aber doch einer ihm nachſterben, um ihm die Nachricht zu ſeiner Beruhigung ins Jenſeits zu überbringen. Und wenn er bei der letzten Glung beanſtändet, daß man dabei nur zwei Kerzen angezündet habe — „mir gebühren als römiſchem Kaiſer vier“[1]), ſoll er geſagt haben — ſo möchte man darin weniger einen Ausdruck der auf jedes ihrer Attribute eiferſüchtigen Majeſtät als eine bürgerlich-hausväterliche Genauigkeit ſehen, die verlangt, daß alles in herkömmlicher Ordnung vor ſich geht, etwa wie die Frau Rat auf dem Sterbebett der Magd Zucker und Roſinen für den Kuchen vorgibt, der den Gäſten beim Totenmahl vorgeſetzt werden ſoll. Als Regent beſaß Karl einige von den Eigenſchaften, durch die ſich die größeren ſeiner Vorfahren auszeichneten. Wenn ein Altdorfer Profeſſor ihn gleich nach ſeinem Tode den größten unter den deutſchen Kaiſern nennt, die nach Karl dem Großen deſſen Namen getragen, ſo iſt das eine lächerliche Schmeichelei, aber eines muß man ihm laſſen: er beſaß Sinn und Schwung für große Unternehmungen. Der Kampf um die ſpaniſche Krone wurde ihm durch die Politik auferlegt, er übernahm ihn als eine Pflicht für ſein Haus, aber die neuen Erwerbungen, die er machte, ließen ihn doch gleich daran denken, wie er ſie

[1]) Dieſe Anekdoten nach einer hſ. „umſtändlichen Nachricht von der Krankheit und erfolgtem Ableben Ihrer Maj. des Röm. Kayſers Caroli VI. glorwürdigſten Angedenkens“ im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Familienakten. Faſz. 109. Sie ſind aber ſchon öfters gedruckt worden.

nutzen, wie er ſie zu einer noch weiteren Erhöhung ſeiner Macht gebrauchen könnte. Mit einer Zähigkeit, die an Friedrich III. erinnerte, verfolgte er dann die Idee, die Untrennbarkeit ſeiner Erbländer gegen alle Wechſelfälle zu ſichern. Er erkannte die großen Intereſſen, die Öſterreich an ſeiner ſüdöſtlichen Grenze hatte, war ein treuer Bundesgenoſſe Venedigs, als dieſes von den Türken angegriffen wurde, dachte ſelbſt, nachdem er ſo anſehnliche Eroberungen wie Serbien, Bosnien, die kleine Walachei gemacht hatte, noch an ein weiteres Vordringen auf dem Balkan. Im Unglück bewahrte er immer Faſſung und Anſtand; ſeine letzten großen Mißerfolge brachen ihn vielleicht innerlich, äußerlich machte er immer gute Figur. Sein Hauptfehler war, daß er die Kräfte ſeines Landes nicht kannte. Er war, ſagt ein neuerer Beurteiler, wie ein reicher Beſitzer, der, ſtatt Grund und Boden, die ihm gehören, nach Kräften zu kultivieren, ſein Betriebskapital in den Spekulationen des Geldmarkts verſucht und dabei natürlich Verluſte erleidet. Das innere Geheimnis ſeiner Macht zu erproben hat er nie verſucht. Wie faſt alle Fürſten ſeiner Zeit war er trotz ſtreng kirchlicher Gläubigkeit auf die Rechte des Staates der Kirche gegenüber eiferſüchtig und wehrte jeden Verſuch eines Übergriffes ab. Dem neapolitaniſchen Hiſtoriker Pietro Giannone, der 1723 wegen ſeiner antiklerikalen „Storia civile del Regno di Napoli“ ſein Vaterland verlaſſen mußte, gewährte er ein Aſyl in ſeinen Staaten, und nachdem er deſſen vierbändiges Werk geleſen hatte, warf er ihm eine jährliche Penſion von 1000 Gulden aus. In Wien konnte dann Giannone ſein noch ſchärfer antirömiſches Werk „Il triregno“ veröffentlichen.

Wird man im Weſen und Handeln Maria Thereſias unſchwer viel habsburgiſches und auch geradezu väterliches Erbgut nachweiſen können, ſo darf man — Ranke hat ſchon daran erinnert — doch auch nicht vergeſſen, „daß in ihr noch anderes Geblüt wallte als das erzherzogliche der einen oder andern Linie des Hauſes Öſterreich-Spanien“. Sie hat auch manches von ihrer Mutter, die eine Welfin war, mitbekommen.

Eliſabeth Chriſtine von Braunſchweig-Lüneburg-Wolfenbüttel war die Tochter des Herzogs Ludwig Rudolf (geb. 1671), der von 1731 bis 1735 in Braunſchweig regierte, und

der Chriſtine Luiſe von Oettingen. Die Eltern erſcheinen in der Überlieferung ganz ohne charakteriſtiſche Züge. Aber ſowohl der Groß- wie der Urgroßvater väterlicher Seite waren bedeutende Menſchen und Fürſten. Namentlich der letztere, Herzog Auguſt, 1666 verſtorben, war nach der Schilderung heimiſcher Hiſtoriker als Regent beinahe vorbildlich für Maria Thereſia, ohne daß ſie wahrſcheinlich davon je etwas gewußt hat. Der Großvater, Anton Ulrich, obwohl im einzelnen ganz anders geartet, war der Urenkelin doch darin ähnlich, daß er einen ſehr ſtarken Willen und einen hochſtrebenden Sinn beſaß. Er war von 1685 an Mitregent ſeines Bruders Rudolf Auguſt; durch die Verleihung der Kur an die hannoverſche Linie ſeines Hauſes verletzt, zettelte er eine Fürſtenvereinigung gegen dieſe an, die dann auf ſeine Veranlaſſung ſich gar in ein Bündnis mit Frankreich einließ. Er ward deshalb vom Kaiſer von der Mitregentſchaft entſetzt; ſein friedlicher geſinnter Bruder ſchloß einen Ausgleich, Anton Ulrich flüchtete, ſuchte ſich aber dann dem Kaiſerhof wieder zu nähern und wurde von 1705 an der eifrigſte Förderer einer Heirat zwiſchen ſeiner 1691 geborenen Enkelin und dem Erzherzog Karl, dem die Krone von Spanien zugedacht war. Dagegen hatten Eliſabeth ſowie ihre Mutter ſtarke Gewiſſensbedenken gegen den Übertritt zum Katholizismus, der natürlich Vorbedingung war; die Prinzeſſin verwies mit einer für ein kaum fünfzehnjähriges Mädchen bemerkenswerten Feſtigkeit auf das Gelübde, das ſie ſoeben erſt bei der Konfirmation geleiſtet hatte: „Ich hoffe feſt," ſchrieb ſie an ihre Mutter, „daß der gute Gott das Unglück, das über meinem Haupte ſchwebt, abwenden wird; ich bitte ihn darum ohne Unterlaß. Ich werde niemals meine Einwilligung geben, lieber ſterbe ich." Herzog Anton Ulrich ſetzte alles dran, um den Widerſtand der Frauen zu brechen. Hierbei halfen ihm ſeine jüngſte Tochter Henriette Chriſtine, Äbtiſſin des proteſtantiſchen Stiftes Gandersheim und der proteſtantiſche Abt Fabricius von Königslutter. Die Unterweiſung im katholiſchen Glauben gab der Prinzeſſin der vom Wiener Hof geſandte Jeſuit Pleckner. Dieſer verſetzte ſie aber nur in neue Unruhe, was ſie „mit vielem Weinen und Seufzen" äußerte. Dem Großvater ging dies zu Herzen, er ſah ſich nach neuen Helfern um, u. a. wurde der berühmte

Leibniz herbeigezogen, der ja für eine Wiedervereinigung der chriſtlichen Bekenntniſſe wirkte und das Weſentliche in dem ſah, was ihnen gemeinſam war, das Unterſcheidende für unweſentlich hielt. Dieſer half dem Jeſuitenpater die Prinzeſſin „erziehen". Im November 1706 war ſie endlich wieder beruhigt, doch erklärte ſie, ſie könne ihre gegenwärtige Religion nicht verdammen; und auch bei den einzelnen Artikeln des Glaubensbekenntniſſes, das ſie ablegen ſollte, bereitete ſie dem Jeſuiten Schwierigkeiten. Ein „moderiertes" Glaubensbekenntnis wurde dann verabredet, aber zuletzt doch beiſeite geſchoben und auf die Ablegung des vollen tridentiniſchen Bekenntniſſes gedrungen. So ging ihre Ahnung in Erfüllung, daß „man ihr anfangs zwar viel Gutes vorhergeſagt, hernach ſie aber deſto herber traktieren werde". Indes, ſie fügte ſich, und am 1. Mai 1707 trat ſie im Bamberger Dom öffentlich zum Katholizismus über, tags darauf ſchrieb ſie an den Großvater: „Ich verhoffe auch durch die Hilfe Gottes und durch den Beiſtand ſeines heiligen und guten Geiſtes ſtets und mit allem Fleiß zu unterſcheiden den Körper von den Schatten und ſo viel wie möglich meinem Heiland zu folgen. Im übrigen befinde ich mich anitzo ganz ruhig in meinem Gewiſſen, ausgenommen in dem Punkt wegen des hl. Abendmahls, da mich dahin wiederumb tröſtet die Verſprechung, die ich habe, daß ich ſolches unter beiderlei Geſtalten haben ſoll." In der neuen Umgebung vergaß ſie dies wohl bald, und ihre eingeborene Frömmigkeit tat ſich dann im katholiſchen Glauben ebenſo Genüge wie früher im evangeliſchen. Doch wurde ſie niemals, wie andere Konvertiten, unduldſam gegen die alten Glaubensgenoſſen, im Gegenteil, ſie bewahrte ihnen ein freundliches Intereſſe[1]).

So wie ſie ſich frühzeitig durch eigenen Willen und eigenes Nachdenken auszeichnete, ſo auch durch Schönheit, Liebenswürdigkeit und Güte. Wir haben zwei Berichte über ihre Erſcheinung als junges Mädchen, von 1705 und 1706, den einen deutſch, den andern franzöſiſch: beide ſtimmen in ihrem Lobe überein. „Was das Gemüt anlangt", ſagt der erſte, „kann es unmöglich verbeſſert werden." Als ſie dann nach

[1]) Alles nach Hoeck, Anton Ulrich und Eliſabeth Chriſtine von Br. L. W. (1875), beſ. 65 u. f., 141 u. f. Dazu Spehr in der A. D. B. 6, 11.

Wien kam, entzückte ſie bald den ganzen Hof. „Es iſt nicht zu beſchreiben," ſagt die Kaiſerin Amalie, Gemahlin Joſephs I., in einem Brief an Eliſabeths Mutter, „was ſich dieſe unvergleichliche Prinzeſſin hier durch Schönheit und liebe Manier vor einen universalapplauso attirieret hat"; ganz ebenſo in einem andern Billet vom ſelben Tage an die verwitwete Kurfürſtin von Hannover[1]).

Die Trauung geſchah am Abend des 23. April 1708 in der kleinen Hietzinger Pfarrkirche, die noch ihre alte gotiſche Geſtalt hatte; vor dem als wundertätig verehrten Marienbild, das heute wie damals den Hochaltar ſchmückt, hat ſpäter ihre Tochter ungezählte Male in ſchweren und glücklichen Tagen ihre Andacht verrichtet. Bald darauf reiſte Eliſabeth über Italien[2]) nach Spanien; ſie blieb dort an der Seite des Gemahls bis zum Auguſt 1711, wo dieſer durch den Tod des Bruders in die Heimat gerufen wurde; dann noch einige Zeit allein als Regentin und Generalkapitän; ſie ſoll die Aufgaben dieſer Stellung mit großem Geſchick erfüllt und ſich die Anhänglichkeit der Katalonier erworben haben[3]).

Im Jahre 1713 war ſie wieder in Öſterreich, das ſie nun nicht mehr verließ. 1716 ſah ſie in Wien die berühmte Lady Montague. Kaiſerin Eliſabeth war damals ſo alt wie Maria Thereſia, als dieſe den Erſten Schleſiſchen Krieg führte: die Schilderungen, die damals die fremden Geſandten von der Tochter entworfen haben, leſen ſich ſtellenweiſe wie Wiederholungen des Berichtes jener Engländerin über die Mutter. „Die ſchönſte Königin auf Erden", nennt ſie ſie. „Wie regelmäßig ihre Züge ſind, kann ich gar nicht ſagen; ihre Augen ſind nicht groß, aber ſie haben einen Blick voll Süße, Naſe und Stirn ſind wohlgebildet, aber ihr Mund hat zehntauſend Reize, die die Seele bezaubern. Wenn ſie lächelt, geſchieht

[1]) Die Stellen bei Hoeck a. a. O. 201.

[2]) Über ihren Aufenthalt in Brescia und Mailand liegen höfiſch überſchwengliche Schilderungen von Italienern vor: Archivio Storico Lombardo XXXII Ser. 4 vol. 3 (1905) 376 u. Calvi, il patriziato milanese (1875) 249 u. f. („Sedea la bella Dea di Gnido in quel volto in cui la maiestà e la modestia avevano il suo trono . . .".)

[3]) Landau, Geſchichte Karl VI. als König von Spanien (1889) 485, 673 u. f.

es mit einer holdſeligen Anmut, die zur Anbetung zwingt. Dazu eine Fülle des ſchönſten Haares und die herrlichſte Geſtalt! Um ihr gerecht zu werden, muß man ſprechen wie die Dichter, ja alles, was dieſe von Juno und Venus geſungen haben, bleibt vor dieſer Wirklichkeit zurück... die Grazien begleiten ſie. Die berühmte mediziäiſche Venus zeigt nicht ſo vollkommene Formen. Die Schönheit ihres Nackens und ihrer Hände iſt unübertrefflich. Bevor ich dieſe Hände geſehen habe, ahnte ich nicht, daß es etwas ſo Schönes gebe, und ich bin unglücklich, daß mir mein Rang hier nicht erlaubt, ſie zu küſſen. Aber ſie werden genug geküßt..." Wenn wir ſpäter ähnlichen Hymnen auf die Tochter begegnen, werden wir wiſſen, daß es ſich hier um ein mütterliches Erbgut handelt. Die Lady beſchreibt ihre Abſchiedsaudienz; die Kaiſerin erzählte ihr da u. a. von ihrem jüngſt verſtorbenen kleinen Prinzen, es war der lang erwartete einzige Sohn und infolge einer unſinnigen ärztlichen Behandlung zugrunde gegangen; die Kaiſerin ſprach mit zärtlicher Klage von dem Kind, ſo daß die Lady die Tränen nicht zurückhalten konnte[1]). Dreizehn Jahre ſpäter erzählt uns ein anderer Beſucher des Wiener Hofes von ihr, der ſächſiſche Freiherr von Pöllnitz. Darnach war ſie noch immer den ſchönen Fürſtinnen zuzuzählen trotz eines ſtark geröteten Geſichtes und zu großer Körperfülle. Auf ihrem ganzen Tun und Laſſen liege ein Hauch von Beſcheidenheit, Milde und Majeſtät; ſie flöße ebenſo viel Vertrauen wie Ehrfurcht ein. Ihre Pflichten ſeien ihr Geſetz, ihre vornehmſte Sorge, dem Kaiſer zu gefallen. Pöllnitz rühmt auch ihre Mildtätigkeit und Großmut und daß ſie ihre Würde zu bewahren wiſſe ohne ſich darum zu bemühen[2]). Mit dieſer Schilderung ſtimmt im weſentlichen überein, was der venezianiſche Geſandte Daniele Bragadin in ſeiner Finalrelation von 1733 von ihr ſagt; beſonders ihre Leutſeligkeit gegen hoch und niedrig hebt er hervor, ihre Heiterkeit und ihre ſtete Bereitwilligkeit, wohlzutun, ſoweit es in ihrer Macht ſtehe[3]).

[1]) Letters of the Right hon. Lady Mary Wortley Montague. Letter IX. Dat. v. 14. Sept. 1716.

[2]) Mémoires de P. 2. Edit. (1735) 1, 223.

[3]) Arneth, Ausgabe der venez. Finalrelationen in den Fontes 45, 68.

Aber auch einige weniger glückliche Züge ſcheinen auf ihre große Tochter übergegangen zu ſein. Graf Sylva Tarouca, der Maria Thereſia in der erſten Zeit ihrer Regierung als väterlicher Freund beriet, ſprach ihr einmal davon: ihre Mutter hätte ein großes und edles Herz gehabt, einen lebhaften, viel umfaſſenden und ſcharfen Verſtand, aber ſie ſei unbeſtändig in ihrem Vertrauen geweſen und habe ſich oft allzuſehr durch einen gewiſſen Hang zur Veränderung und Neuheit beſtimmen laſſen; ſo ſei es gekommen, daß ſie trotz ihrer Freigebigkeit und ihrer ſchmeichleriſchen Art nicht ſehr beliebt war. Und er warnt die Tochter, nicht in dieſen Fehler der Mutter zu verfallen, die Neigung dazu ſah er an ihr[1]).

Pöllnitz will wiſſen, daß Kaiſerin Eliſabeth, ſolange ihr Gemahl lebte, viel Einfluß hatte. Aber er ſetzt zugleich hinzu, daß ſie von den Regierungsſachen keine Kenntnis nehme. Es genüge ihr, für Perſonen, die ſie liebe oder denen ſie ſich verpflichtet fühle, Gnaden zu erwirken; gelinge ihr dies, ſo ſei ſie ganz glücklich. Auch dies ſtimmt mit dem Berichte Bragadins überein, ja dieſer will wiſſen, daß ſie ſich nicht einmal in Gnadenſachen miſche, auch dieſe laſſe ſie allein von ihrem Gemahl entſcheiden. Indes trieb ſie doch wenigſtens etwas Familienpolitik, ſuchte ein gutes Einvernehmen zwiſchen dem Kaiſerhof und den beiden braunſchweigiſchen Linien wie deren Verwandtſchaft zu erhalten. Als der preußiſche Kronprinz, der ſpätere Friedrich d. Große, eine Prinzeſſin von Braunſchweig-Bevern heiratete, ſagte ſie: ſo wie ſie die Prinzeſſin als ihre Tochter anſehe, ſo den Kronprinzen als ihren Sohn[2]). Eben wegen dieſer Familienbeziehung lag ihr auch, als dann ihre Tochter die Regierung führte, ein gutes Verhältnis zum preußiſchen Hof am Herzen. Wir werden ſie in dieſem Sinne ſich noch bemühen ſehen.

[1]) Briefe bei Karajan, Maria Thereſia und Graf S. T. (1859) 14.
[2]) Ranke, Zwölf Bücher (Werke 28. 29) 139.

Umwelt der Kindheit

Maria Thereſia wurde ein Jahr nach dem ſo bald verſtorbenen Erzherzog Leopold als das zweite Kind des kaiſerlichen Ehepaares am 13. Mai 1717 in der Wiener Hofburg geboren. Das Geburtszimmer läßt ſich nicht feſtſtellen, doch lag es vermutlich im zweiten Stock des neuen Traktes, den Leopold I. hatte aufführen laſſen, denn dieſen bewohnte nach einem Zeugnis von 1719 die kaiſerliche Familie damals wie auch in den folgenden Jahren[1]). Die Burg bot in dieſer Zeit einen von dem heutigen vielfach verſchiedenen Anblick. Der älteſte ſüdliche Teil beſaß noch von ſeinen vier urſprünglichen Ecktürmen zwei, den weſtlichen und den öſtlichen, die freilich das hohe Dach des Schweizerhofes nicht viel überragten. An Stelle der Reichskanzlei, gegenüber dem Leopoldiniſchen Trakt, in deſſen Erdgeſchoß damals wie heute die Schloßwache untergebracht war, erhob ſich das zu Ende des 16. Jahrhunderts errichtete, ſehr einfache zwei Stock hohe Kanzleigebäude, auch Buchhalterei genannt; zwiſchen dieſem und dem Schweizerhof öffnete ſich ein triumphpfortenartiges Tor, das erſt 1712 bei der Rückkehr Karls VI. aus Spanien aufgeführt worden war und eine lateiniſche Inſchrift des Hofpoeten Heräus trug. Mit dem Michaelerplatz ſtellte eine ziemlich enge Straße die Verbindung her, die von einer Reihe von Privathäuſern gebildet war; gegenüber der Mündung der heutigen Habsburgergaſſe lag der an die Nordoſtſeite der alten Burg ſich anſchließende, von einer Mauer gegen den Platz abgeſchloſſene alte Luſtgarten; die Stelle der Hofbibliothek auf dem Joſephsplatz nahm noch ein niedriger Bau, die Reitſchule, ein. Vor den Augen der heranwachſenden Prinzeſſin vollzog ſich aber dann eine prächtige Umgeſtaltung ihres Wohnſitzes. Von 1722 bis 1726 entſtand die Hofbibliothek, noch nach Plänen des großen Fiſcher von Erlach des Älteren von ſeinem Sohne ausgeführt, dann an Stelle des Kanzleigebäudes die Reichskanzlei, ſo daß der innere Burgplatz nahezu

[1]) Dreger, Baugeſchichte der k. k. Hofburg in Wien (1914), 237, 240, 277 u. f.

ſein heutiges Ausſehen gewann, nur daß er, weil das Monument in ſeiner Mitte fehlte, viel geräumiger erſcheinen mußte; endlich, von 1729 etwa bis 1735, erhob ſich am Michaelerplatz das neue Reitſchulgebäude, das als linker Flügel eines umfaſſenden Neubaus gedacht war, wie er erſt vor einem Vierteljahrhundert ausgeführt wurde; von dem Luſtgarten blieb nur ein dürftiger Reſt hinter dem neuen Bau[1]). So ſah das kaiſerliche Kind ein Dezennium lang, zwiſchen ſeinem fünften und fünfzehnten Jahr, den nächſten Schauplatz ſeines Lebens verändert, aus bretternen Verſchlägen und Gerüſten Bauwerk auf Bauwerk erſtehen und hörte, daß der Vater es war, deſſen Geheiß ſie hervorrief.

Die ſchöne Jahreszeit verbrachte die kaiſerliche Familie meiſt in der ſog. neuen Favorita, dem heutigen Thereſianum. Schon damals lag dieſes Gebäude nicht mehr in ländlicher Einſamkeit; die Hauptfront war ſo wie heute gegen die Straße gerichtet, die freilich noch mehr Landſtraße als ſtädtiſcher Verkehrsweg und nur von wenigen anderen Gebäuden beſetzt war. Bloß die Rückſeite mit dem Park, der über die noch nicht beſtehende heutige Alleegaſſe hinausreichte, ſtieß wenigſtens im Süden und Oſten an Felder und Weingärten. Ein Fußgänger legt den Weg von der Hofburg bis zur Favorita bequem in zwanzig Minuten zurück, der Hofwagen brauchte wohl kaum die Hälfte. Zuerſt ging es da durch die enge Auguſtinergaſſe, die als Verlängerung der Herrengaſſe noch deren Namen trug, und das finſtere Kärntnertor am Ausgang der Kärtnerſtraße, dann, nach kurzer Fahrt über das Glacis und die alte Wienbrücke, in die gleichfalls enge Wiedener Vorſtadt, an deren Eingang ſich rechts das eben in unſeren Tagen verſchwindende nüchterne Rieſengebäude des Starhembergiſchen Freihauſes erſtreckte. Vor Kirche und Kloſter der Paulaner, die ſchon über ein halbes Jahrhundert dort ſtanden, bog die Fahrſtraße zur Favorita ab; dem Hauptportal gegenüber lag der Meierhof, an den noch der Name der Gaſſe, die heute dort mündet, erinnert. Doch gab es noch einen anderen kürzeren Weg, den Kaiſer Karl hatte anlegen laſſen: links von der Wienbrücke zweigte eine Allee ab, die bis an

[1]) Ebd. 237, 242, 269 u. f., dazu die Abbildungen 125 und 160.

den Garten führte, der hier durch ein prachtvolles ſchmiedeiſernes Tor, das heute noch beſteht, abgeſchloſſen war: hier ging der Weg an der neuen Karlskirche vorbei; dieſen prächtigen Bau ſah Maria Thereſia als Kind vor ſich entſtehen und hörte frühzeitig von dem Gelübde des Vaters, dem er ſeine Errichtung verdankte. Das Schloß ſelbſt war, wie man ja noch ſieht, ein recht ſchmuckloſer Bau, damals nur zwei Stockwerke hoch, mit einer Kapelle, die jetzt dem Schulgottesdienſt gewidmet iſt; den Hauptaltar ſchmückte wie heute ein Bild von Peter von Strudel, den Erzengel Michael darſtellend, wie er die gefallenen Engel bekämpft. Die Gemächer, die die kaiſerliche Familie bewohnte, lagen in dem rückwärtigen Trakt, gegen den Park zu; die vorderen Räume, beſonders der ſchöne Saal, in dem ſich jetzt die Bibliothek befindet, dienten zu Feſtlichkeiten, andere als Wohnungen der Kavaliere und Hofdamen, das Erdgeſchoß der Dienerſchaft, gegen Weſten ſchloſſen ſich die Stallungen an. Der Park, urſprünglich in holländiſchem Geſchmack angelegt, trug ſchon den heutigen franzöſiſchen Charakter: Alleen von beſchnittenen hohen Bäumen, dazwiſchen weite Raſenplätze, eine Grotte im Gebüſch verſteckt, zwei Teiche, von denen der eine tiefer gelegene größere, der heute nicht mehr exiſtiert, bei Theatervorſtellungen als Dekorationsſtück und für Naumachien diente[1]). Hier alſo verbrachte Maria Thereſia von ihrer erſten Kindheit an bis zu ihrer Thronbeſteigung alle ihre Frühlinge, Sommer und Herbſte. Daneben wurde zu kürzeren Aufenthalten beſonders noch Laxenburg gewählt, eine Fahrſtunde von Wien entfernt, in der Ebene gegen Südoſt, die heute als reizlos gilt. Der Hof wohnte dort in dem alten Schloß gleich am Eingang des Parkes; das andere, die Franzensburg, die heute als Kurioſität gezeigt wird, beſtand noch lange nicht. Dorf und Kirche haben ſich ſeitdem wenig verändert. Endlich werden wir auch einen Aufenthalt Maria Thereſias in der alten Wiener-Neuſtädter Burg, in der Kaiſer Karl noch zuweilen Wohnung nahm, in ihrer Jugendgeſchichte eine freilich fragliche Rolle ſpielen ſehen.

Von dem eigentlichen Wien konnte die junge Prinzeſſin auf den Kirchenfahrten, Prozeſſionen und öffentlichen An-

[1]) Schwarz J., Die kaiſ. Sommerreſidenz Favorita (1898).

dachten, an denen der Hof dem Herkommen gemäß teilnahm, eine Vorſtellung gewinnen. Überall mußten da die Wagen in engen Straßen ohne Bürgerſteig zwiſchen vier- und fünfſtöckigen Häuſern fahren, auch die Plätze waren faſt alle weniger geräumig denn heute. So war z. B. der „Graben" wohl um die Hälfte kleiner als jetzt: nur der mittlere Teil mit der Peſtſäule und dem Brunnen beſtand; ſowohl vom Kohlmarkt wie vom „Stock im Eiſen" war er durch Häuſerblöcke, die mehrere enge Gäßchen durchbrachen, abgetrennt; der ſpätere Trattnerhof, den wir auch in unſeren Tagen haben fallen ſehen, war noch nicht da; an ſeiner Stelle erhoben ſich die mittelalterlichen Baulichkeiten des Freiſinger Biſchofshofes, die auch einen uralten Turm einſchloſſen. Der Stephansdom war noch zum größten Teil vom Friedhof umgeben, auf dieſem ſtand ſüdlich vom Dom das Magdalenenkirchlein, der alte Karner, zwiſchen dem Hauptportal und der heutigen weſtlichen Häuſerlinie war ein Block von drei Häuſern eingeklemmt, ſo daß das „Rieſentor" in ein enges Gäßchen blickte. Auch der „Hohe Markt" war enger wie heute, der Ausgang der Tuchlauben und der Wipplingerſtraße durch eine Häuſergruppe vom Platz geſchieden. Nur der Hof und der Neue Markt, auch Mehlmarkt genannt, hatten ihre heutige Ausdehnung.

An den größten Feiertagen, zu Weihnachten, Oſtern und Pfingſten fuhr der Hof nach St. Stephan, am Tage Fabian und Sebaſtian (20. Jänner) zu den Schotten, zu Pauli Bekehrung (25. Jänner) zu den nahen Michaelern oder Barnabiten, in der Faſtenzeit wird die Predigt bei den oberen oder unteren Jeſuiten — am Hof und bei der alten Univerſität — gehört, zu dieſen fährt man auch am Tag des hl. Ignaz (31. Juli) und des Franziskus Xaverius (3. Dezember), wobei nach altem Herkommen die Fahrt außerhalb der Stadt gemacht wird, beim Burgtor hinaus und beim Stubentor wieder herein. Das Roſenkranzfeſt (7. Oktober) wird bei den Dominikanern oder bei den Weißſpaniern auf der „Hohen Brücke" gefeiert, am 21. November — Mariä Opferung — geht's zu Maria Stiegen (am Geſtade), das damals noch im Beſitz des Hochſtiftes Paſſau war. An den Marientagen, die in die beſſere Jahreszeit fallen, wohnte der Hof der Andacht „bei der Saullen" am Hof oder am Hohen Markte bei. Am Charfreitag wurden

wohl an 20 Heilige Gräber in den verschiedenen Kirchen der inneren Stadt besucht. Die allerhöchsten Frauen kamen auch öfters in die zahlreichen Nonnenklöster; sehr beliebt war das der Siebenbüchnerinnen in der Sterngasse, das der Himmelspförtnerinnen in der Rauhensteingasse oder das von St. Laurenz am Fleischmarkt, von dem Lady Montague erzählt: es lebten dort an 40 vornehme Klosterfrauen, die ehrwürdige Äbtissin empfing sie, die Protestantin, mit mütterlicher Zärtlichkeit. Das größte Kirchenfest, das innerhalb der Stadtmauern gefeiert wurde, war der „Umgang" am Fronleichnamstag; dabei entfaltete der Hof seinen ganzen Prunk; er nahm denselben Weg wie heute: von St. Stephan über den Graben, den Kohlmarkt, die Augustinergasse und Kärtnerstraße. Außer dem Hof, dem Erzbischof und Domkapitel nahmen die Zünfte und Innungen mit ihren Bannern, die Klerisei sämtlicher Pfarrkirchen, die Mönche und Nonnen der Stadtklöster, die Universität — Rektor, Kanzler, Dekane, Prokuratoren, von den Pedellen mit ihren goldenen Stäben begleitet — daran teil; die letzteren hatten das Vorrecht unmittelbar neben dem Baldachin („Himmel") zu gehen, unter dem der Erzbischof das Allerheiligste trug. Viermal wurde bei improvisierten Altären haltgemacht und der Segen gespendet. Auch die Kirchen und Klöster der Vorstädte und nächsten Umgebung wurden nicht vernachlässigt: das Benediktifest (21. März) beging man bei den Schwarzspaniern in der Währingerstraße, das des hl. Franciscus de Paula (2. April) bei den Paulanern auf der Wieden, das Skapulierfest (16. Juli) führte zu den Karmelitern bei St. Joseph ob der Laimgrube, der Jahrestag von St. Rochus und Sebastian zu den Augustinern auf der Landstraße, der des hl. Philipp Benitius (23. August) zu den Serviten in die Roßau; ein häufiger Zielpunkt frommer Ausfahrt für die Damen war das Kloster der Salesianerinnen auf dem Rennweg, der Elisabethinerinnen auf der unteren Landstraße, beide waren damals noch junge Anstalten; zu jenem, einer Stiftung der Gemahlin Kaiser Josephs I., war der Grundstein am Geburtstag Maria Theresias gelegt worden, dieses, der Namenspatronin der Kaiserin geweiht, stand nicht viel länger. In der Charwoche wanderte der Hof zu Fuß auf den Ölberg im Dorfe Hernals: die Kreuzwegstationen, die

dort ihren Abſchluß fanden, begannen ſchon in der Alſerſtraße. Am Vorabend des Leopoldstages („Leopoldi"), am 14. November, fuhr man zu den Chorherren von Kloſterneuburg, wo der hl. Leopold, einſt Herzog von Öſterreich, Stifter dieſes Kloſters und Schutzpatron von Niederöſterreich, begraben iſt, übernachtete dort in den Kaiſerzimmern des neuerbauten fürſtlichen Prälatengebäudes, wohnte am Feſttag dem Hochamt in der Stiftskirche bei, hielt öffentliche Tafel im großen Prunkſaal und fuhr nach der Veſperandacht wieder nach Wien zurück. Im Sommer wurden auch nicht ſelten die Wallfahrtsorte Maria Enzersdorf bei Brunn am Gebirge oder Maria Lanzendorf jenſeits der Simmeringer Heide beſucht. Alle dieſe Ausfahrten waren für die Jugend, wenn ſie mitgenommen wurde, gewiß nicht nur Erfüllung einer religiöſen Pflicht, ſondern auch eine Luſtbarkeit. Sie hatten Gelegenheit, das Leben auf der Straße zu beobachten, allerlei fremdartige Leute zu ſehen, zu ſtaunen und zu lachen. Begegnete aber dem kaiſerlichen Wagen innerhalb oder außerhalb der Stadt ein Prieſter, der auf einem Verſehgang war, ſo forderte es die fromme alte Sitte, auszuſteigen, niederzuknien, ja den Prieſter bis ans Haus des Kranken zu begleiten[1]).

Am Hof herrſchte die ſtrenge ſpaniſche Etikette, doch kam dieſe nur bei großen Hoffeſten, feierlichen Audienzen, Belehnungen u. dgl. zur vollen Entfaltung. Da war dann alles abgemeſſen: die Kniebeugungen, die Komplimente, der Handkuß, zu dem nur Perſonen vom höchſten Adel und Rang zugelaſſen wurden, die Worte, die dabei zu ſprechen, die Anzahl der Schritte, die dabei zu machen waren. Aber davon wurden die kaiſerlichen Kinder nur wenig berührt. Sie lebten auch erwachſen in der Regel zurückgezogen, und wenn ſie die Eltern ſahen, geſchah es in zwangloſer Weiſe wie in einem Bürgerhaus. Dadurch unterſchied ſich der Wiener Hof von den meiſten anderen Höfen, ſelbſt denen der kleinen deutſchen Fürſten. Auch Sprache und Ton in der kaiſerlichen Familie war ſchlicht bürgerlich. Wenn auch viel franzöſiſch und be-

[1]) Die Belege für dieſe Beſuche beſitzen wir wohl nur für die Zeit nach dem Tod Karls VI., von 1742 an, in den Tagebüchern des Oberſthofmarſchalls Grafen Khevenhüller, aber Neuerungen gab es da wenige, und wenn ſolche vorkamen, vergißt der genaue Mann niemals, ſie zu bemerken.

sonders italienisch, das der Kaiser sehr liebte, gesprochen wurde, so war doch die eigentliche Umgangssprache deutsch, und zwar ein altväterisches und stark dialektisch gefärbtes Deutsch. Der Rufname Maria Theresias war denn auch auf gut Wienerisch „Reserl" oder „Resi", der ihrer Schwester „Mariandl". Die Tante war die „Frau Mahm", der Firmpate der Herr „Göd", der Dienstag hieß noch „Ertag", die Kinderpuppen „Docken".

Die kaiserliche Familie war damals nur klein, namentlich fehlte es an Jugend. Prinzen waren keine da und von Prinzessinnen außer Maria Theresia nur jene Marianne, die um ein Jahr jünger war; eine dritte Schwester Maria Amalia, 1725 geboren, starb schon 1730. Sonst zählten zu den a. h. Personen nur noch die Kaiserin Amalia, die Witwe Josephs I., wie Kaiserin Elisabeth eine Prinzessin aus dem Welfischen Hause. Sie wohnte in dem Kloster, das sie gestiftet hatte, bei den Salesianerinnen; als kaiserliche Witwe durfte sie nach der spanischen Etikette die Trauerkleider niemals ablegen; von allen Hoffestlichkeiten hielt sie sich fern. Aber im Klostergarten gab sie doch zuweilen kleine Unterhaltungen, wo es recht heiter zuging: Lady Montague erzählt von einem Scheibenschießen bei ihr, an dem mehrere junge Damen teilnahmen. Kaiserin Amalia hatte zwei Töchter, Maria Josepha, geb. 1699, schon 1719 nach Sachsen verheiratet, und Maria Amalia, 1701 geboren, 1722 als Gemahlin des bayerischen Kurprinzen (von 1726 an Kurfürsten) nach München übersiedelnd, beide also Wien verlassend, da Maria Theresia noch in den Kinderschuhen war. So waren denn sie und ihre Schwester so ziemlich allein auf sich angewiesen, sie teilten alle ihre Spiele und Lernstunden.

Die Erziehung Maria Theresias leitete als Aja zuerst eine Gräfin Anna Dorothea Thurn, geb. von Souches, dann eine Gräfin Stubenberg, von 1728 an Gräfin Charlotte Fuchs, ein geborenes Fräulein von Mollart. Nur über diese haben wir einige biographische Daten[1]). Sie zählte damals 54 Jahre und war schon seit 1719 Witwe; sie galt als „deklarierte Fa-

[1]) Aus Khevenhüllers Tagebuch (herausgeg. von Khevenhüller und Schlitter) zu 1754, 172. (Die Bände — es sind gegenwärtig deren 6, der erste erschien 1907 — sind nicht numeriert; in den Zitaten können daher nur immer Datum und Seitenzahl angegeben werden.)

voritin" der Kaiſerin; man rühmte bei Hof ihren „ſehr findig und reifen Verſtand, begleitet von der geſchickteſt und trätableſten Lebensart, ſo daß ſie ſich bei allen durchlauchtigſten Frauen, denen ſie gedient, eine vorzügliche Neigung und vertraute Freundſchaft zugezogen." Bei Maria Thereſias Schweſter, die ihr gleichfalls anvertraut war, wußte ſie ſich ſo beliebt zu machen, daß man, als dieſe mit dem König von Portugal verheiratet werden ſollte, Anſtand nahm, ſie die Braut nach Liſſabon begleiten zu laſſen, obſchon es dieſe dringend wünſchte, „in Beſorgung, ſie dürfte ſich ihres großen Aſcendants über der jungen Königin Gemüt zu ſehr prävalieren und dadurch nur zu ſchädlichen Jalouſien und Hofkabalen Anlaß geben". Auch die Liebe ihrer älteren Schutzbefohlenen, Maria Thereſias, erwarb ſie ſich in ſo hohem Grade, daß ſie noch ſehr viel am Hofe galt, als dieſe längſt verheiratet war und regierte; ſie behielt den Koſenamen „Mami", den ihr die Mädchen gegeben hatten, bis an ihr Ende. Bekanntlich widerfuhr ihr nach ihrem Tode die ganz unerhörte Auszeichnung, in der kaiſerlichen Gruft bei den Kapuzinern begraben zu werden; ihr Sarg ſteht heute noch in der kleinen Kapelle, aus der die Gruft urſprünglich allein beſtand, wo einſt Kaiſer Matthias und ſeine Gemahlin, die Stifter des Kloſters, beſtattet worden waren.

Der Unterricht wurde zumeiſt von Jeſuiten erteilt. Nur der Lehrer der Mathematik, Jakob Marinoni aus Udine, war weltlich. 1676 geboren, lehrte er Mathematik und Bauwiſſenſchaften an der nö. Landſchaftsakademie und am Edelknabeninſtitut, ſpäter wurde er zweiter Direktor der Ingenieurakademie. Sein ſpezielles Fach war Sternkunde, er errichtete ein Obſervatorium in Wien und ſchrieb mehrere aſtronomiſche Werke. Aber von den Erfolgen ſeines Unterrichts iſt ſo wenig etwas bekannt als von ſeiner Perſönlichkeit.

Der Höhepunkt der Bedeutung des Jeſuitenordens an den katholiſchen Höfen war zur Zeit als Maria Thereſia heranwuchs, ſchon vorbei. Wohl nahmen ſie bisweilen noch indirekt als Beichtväter einen Einfluß auf die eigentlichen Staatsſachen, aber in der Regel mußten ſie doch vor den Miniſtern zurückweichen, ſei es, daß dieſe noch der älteren Richtung des Abſolutismus von Gottes Gnaden angehörten, ſei es, daß ſie ſchon von der beginnenden Aufklärung berührt waren.

Denn die einen wie die andern waren der Überzeugung, daß der Kirche und ihren Organen, und ganz besonders einem Orden, der einem fremden, außerhalb des Staats ansässigen Oberen unbedingt zu gehorchen hatte, ein politischer Einfluß nicht eingeräumt werden dürfe. Etwas anders war es im Schulwesen: dieses beherrschten die Jesuiten wenigstens im katholischen Deutschland und in Österreich fast ganz. Um 1725 unterhielten sie in Deutschland 121 Kollegien und Akademien; auf Österreich entfielen davon etwa 30, und dieser Stand erhielt sich in den folgenden Jahrzehnten. Als Lehrer hatten sie einen guten Ruf; sie verstanden es, sich bei ihren Schülern beliebt zu machen. Daß sie diesen das beigebracht hätten, was man später und noch heute jesuitische Grundsätze nennt, läßt sich weder aus den vorhandenen offiziellen Quellen, ihren Lehrbüchern und Lehrbehelfen, noch aus der Sinnesart ihrer hervorragendsten Zöglinge, soweit sich diese später verriet, entnehmen. Man darf nicht vergessen, daß nach der Gliederung des Ordens die sog. Scholastiker, die sich dem Unterricht zu widmen hatten, von den Koadjutoren, die die weltlichen und ökonomischen Geschäfte besorgten, sowie von den Professen, die als Beichtväter, Missionäre und Bekämpfer des Protestantismus tätig sein mußten, in der Regel vollständig getrennt waren: von dem, was in den obersten Regionen des Ordens vor sich ging, was da allenfalls für politische Ziele verfolgt wurden, wußten jene nichts, sie widmeten sich ganz dem Lehrberuf. Das Lehrsystem beruhte immer noch auf der sog. Ratio studiorum von 1599. Der Unterricht baute sich darnach in drei Stufen auf: der Grammatik, Humanität und Philosophie. Religionslehre und lateinische Sprache, Rhetorik und Poetik — das heißt die Fertigkeit, lateinische Reden, Briefe und Verse zu machen — formale Logik, Physik und Mathematik erschöpften in der Regel ihren Unterricht. Bei der Erziehung von Fürstenkindern, gar von Mädchen, erfuhr dieser Lehrplan freilich starke Modifikationen. Hier bildete vor allem auch Geschichte, die nach der „Ratio" sich auf Mitteilung historischer Realien bei der Lektüre alter Autoren beschränken sollte, einen eigenen Lehrgegenstand; übrigens waren schon in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts an einigen Jesuitenschulen eigene historische Kompendien

in Gebrauch, im 18. Jahrhundert gehen dieſe bereits bis in die damals neueſte Zeit, zu den Kriegen des Prinzen Eugen. Für die Jeſuitengymnaſien der öſterreichiſchen Provinz hatte ſchon ein Pater Franz Wagner einen Abriß „Mensis Chronologicus“ ausgearbeitet, der bis auf Karl VI. führte[1]).

Der Religionsunterricht der Jeſuiten unterſchied ſich von dem der andern Orden und der Weltgeiſtlichen, wenn wir ihren Gegnern glauben dürfen, durch eine ſtärkere Betonung der Äußerlichkeiten: häufige Beichte und Kommunion, täglicher Beſuch der Meſſen, Teilnahme an Prozeſſionen, Bittgängen, Wallfahrten wurden vielleicht von ihnen mehr empfohlen. In der Unduldſamkeit gegen Andersgläubige, beſonders Proteſtanten, gingen ſie nicht weiter als die meiſten anderen geiſtlichen Lehrer, hier hing viel von der perſönlichen Sinnesart des Lehrenden ab; ganz war die mildere Denkart des Jahrhunderts auch da nicht ausgeſchloſſen. Wenn wir ſpäter in Maria Thereſia eine ſolche nicht finden, ſo muß das nicht gerade auf ihre Lehrer zurückgehen, obwohl es möglich iſt: es war die Tradition des habsburgiſchen Hauſes. Von der Mutter hätte ſie Toleranz lernen können, und eigentlich ſchien doch die Rückſicht auf die mütterlichen Großeltern, die zahlreiche proteſtantiſche Verwandtſchaft in Braunſchweig ſie zu fordern. Aber davon war ſpäter wenig in ihr zu verſpüren.

Von ihren jeſuitiſchen Lehrern werden uns genannt: Michael Pachler, Franz Xaver Vogel, Johann Franz Keller, Gottfried Spannagl. Nur von dem Unterricht der beiden letzten können wir uns eine beiläufige Vorſtellung machen. Keller lehrte vor 1730, Spannagl nachher, lateiniſche Sprache und Geſchichte. Der ungariſche Hiſtoriker Kolinovics, der ſie 1741 auf dem Landtag lateiniſch reden hörte, gibt ihr das Zeugnis, daß ſie nicht das übliche Vulgärlatein, ſondern ein elegantes Latein, deſſen ſie vollkommen mächtig ſei, ſprach. Das erſte mag wohl ſein, das zweite bezweifeln wir, denn wir wiſſen, daß ſie ſich ihre Anſprachen, auch die ganz kurzen,

[1]) Nach der Ausgabe der „Ratio studiorum“ von Pachtler (Monum. German. paedagog. 16) 4, 105, 118 u. f. — Strakoſch-Graßmann, Erziehung und Unterricht im Hauſe Habsburg 1. (nicht mehr erſchienen) im 5. Jahresbericht des ſtädt. Realgymnaſiums von Korneuburg.

von Hofrat Bartenſtein entwerfen ließ. Wie könnte das aber auch anders ſein, ſelbſt wenn ſie in ihrer Schulzeit noch ſo gut Latein gelernt hätte! Die Hefte, die die beiden Lehrer dem Unterricht in der Geſchichte zugrunde legten, befinden ſich in der Wiener Hofbibliothek[1]). Ein individuelles Gepräge tragen ſie natürlich nicht. Ein jedes beginnt, wie herkömmlich, mit der bibliſchen Geſchichte, dann folgt nach einem gleichfalls uralten Schema die Geſchichte der vier Weltmonarchien, der aſſyriſch-babyloniſchen, perſiſchen, griechiſchen und römiſchen. Unter der letzteren iſt auch die mittlere und neuere Geſchichte als Geſchichte des Römiſchen Reiches Deutſcher Nation inbegriffen. Offenbar zur Wiederholung wird der Lehrſtoff ein paarmal in Fragen und Antworten aufgelöſt, z. B.: „Wo findet man beſchrieben, wie Karthago von der Dido angebaut worden? Antwort: In Proſa beim Juſtino, in Verſen beim Virgilio". Aber der pedantiſche Lehrer verlangte von den Mädchen auch Quellenzitate: „Wie lauten des Juſtini ſeine Wörter? Wie lauten des Virgilii ſeine Verſe?" Einmal finden ſich „umgekehrte und aus der natürlichen Ordnung gehaltene" Fragen. Zu dieſen gehören z. B.: „Welche von den 10 erſten Patriarchen haben vor und nach der Sündflut gelebt? Wie viel Jahre iſt Methuſalem älter geworden als Adam? Welcher von den perſiſchen Königen iſt in einem Aſchenturm umgebracht worden?" Es nützte alſo dieſen Schülern nichts, daß ſie Mädchen und Prinzeſſinen waren; der Wuſt, durch den ſich ſo viele Generationen von Knaben quälen mußten, blieb auch ihnen nicht erſpart[2]). Doch kommen auch vernünftigere Fragen vor, z. B.: „Was hat Karthago vor ein Ende gehabt?" oder „Wie viel Triumviratus hat Rom

[1]) Die Spannagls ſind betitelt: Seren. Archiducum Mariae Theresiae et Mariae Annae Institutiones Historiae, Chronologiae et Geographiae. Ein Untertitel lautet: Kurzer Begriff der Hiſtorie von Anfang der Welt bis Chriſti Geburt für die durchlauchtigſten Frauen Maria Th. und Mar. Anna, Erzherzoginnen von Öſterreich. Hſ. der Wiener Hofbibl. Nr. 7731 und 7732.

[2]) Der proteſtantiſchen Prinzeſſin ging es da nicht beſſer als der katholiſchen: man ſehe, was Feſter, Die Bayreuther Schweſter Friedr. d. Gr. (1902) 27 u. f., von dem hiſtoriſchen Unterricht, den dieſe etwa 10 Jahre vor Maria Thereſia genoß, erzählt: man wird viele Analogien finden. Allerdings war deren Lehrer ein franzöſiſcher Ex-Benediktiner.

geſehen?“ Die mittelalterliche und neuere Geſchichte wird durchaus als Regierungsgeſchichte der römiſchen Kaiſer behandelt. Die Völkerwanderung, die Geſchichte der germaniſchen Stämme wie der Goten, Langobarden, Franken iſt in die der oſtrömiſchen Kaiſer eingeſchachtelt; erſt mit Karl d. Gr., der auf wenigen Blättern abgetan wird, treten die Byzantiner zurück; mit Ludwig dem Frommen hebt die deutſche Kaiſergeſchichte an. Die Behandlung iſt äußerſt oberflächlich. Von Heinrich IV. heißt es z. B.: „Egbert, Herzog von Sachſen und Hanno, Erzbiſchof von Köln, entführten ihn mit Liſt. Dadurch bekamen die Biſchöfe die Regierung in die Hände, und Henricus gab alles weg, was man nur verlangte. Dieſes gabe dem Papſt Gregorio VII. Anlaß, ihn der Simonie zu beſchuldigen und große Gewalt anzutun. Nachdem Henricus mit dem Zunamen der Ältere und Große (senior et magnus) vom römiſchen Papſt unbegreifliche Verfolgung ausgeſtanden, auch ſich in 62 Schlachten gefunden, von denen er die meiſten gewonnen, ſo mußte er darnach ſeinem Sohn Henricus V., welchen der Papſt wider ihn angereizet, das Reich zedieren a. 1105, weillen die Pfaffen ſeine eigenen Leut gegen ihn aufgehäzt, weillen er ſich den Wolluſten zu ſehr ergeben und ſeinen Miniſtris gar zu vill Autorität gelaſſen. Er ſtarb 1106 und ſein Leichnam blieb 5 Jahre unbegraben.“ Man ſieht, die Auffaſſung iſt nicht gerade ſtreng kirchlich, der Papſt erſcheint keineswegs tadellos oder gar unfehlbar; daß der Kaiſer nicht einwandsfrei war, kommt erſt an zweiter und dritter Stelle in Betracht. So konnte ſich auch der jeſuitiſche Lehrer der Staatsauffaſſung des 18. Jahrhunderts nicht ganz entziehen. Bemerkenswert iſt übrigens auch die für einen künftigen Regenten wichtige Warnung, den Miniſtern nicht zu viel Macht zu überlaſſen. Von dem Konflikt Barbaroſſas mit dem Papſt zieht der Lehrer allerdings vor, ganz zu ſchweigen. Sucht man, was an dieſem Unterricht ein 16 jähriges Mädchen — die Hefte ſind 1733 abgeſchloſſen worden — intereſſieren konnte, ſo wird man herzlich wenig finden. Von der Semiramis heißt es: „Sie war eine Frau, die nicht nur alle Weiber, ſondern auch die Männer mit Tugend und Tapferkeit überſchritten. Dieſe hat Babylon erbaut uſw. Es ſind noch viele andere große Taten von dieſer Königin zu melden. Denn es war ihr

nicht genug, die Grenzen des von ihrem Manne erworbenen Reiches zu bewahren; sie hat ihrem Gebiete noch Äthiopien beigefügt, ja was mehr ist, sie hat Indien bekriegt, wo, sie und Alexander ausgenommen, niemand ist hingekommen." Darf man annehmen, daß aus dieser Schilderung die junge Prinzessin einen Antrieb empfing, sie darin wie in einem Spiegel ihre künftige Größe sah? Kaum. Solche Worte erreichten schwerlich die Seele der Hörerin, sie nahm sie wohl so wie den übrigen Lehrstoff auf, um sie baldmöglichst wieder zu vergessen. Das einzige, was ihr an diesem Unterricht — wenn nicht etwa auch die Persönlichkeit des Lehrers, von der wir nichts wissen — bestimmt einen tieferen Eindruck machte, war das Schlußkapitel über ihren eigenen Vater. Diesem war mehr Raum als allen andern deutschen Kaisern und Königen, nur Rudolf von Habsburg ausgenommen, gegönnt, und er wird in jeder Beziehung verherrlicht: „Ein Herr, so majestätisch von allen Gaben und Tugenden, so einen großen Monarchen zieren, als von einer ansehnlichen und wohlgestalten Person..." Wirklich hat sie später den Vater immer in einem so verklärten Licht gesehen, als das rechte Muster eines Fürsten. Nicht bloß als eine Frucht dieses Unterrichts, sondern vielmehr als Wirkung der Tradition ihres, ja aller fürstlichen Häuser dürfen wir es ansehen, daß sie später die höchste Vorstellung von der Würde des Herrschers überhaupt und besonders von der ihres Hauses hatte. Weit über alle anderen Sterblichen, auch über den höchsten Adel, hinausgehoben erschienen die meisten regierenden Fürsten sich auch noch im 18. Jahrhundert „wie Götter". Dem Herrn des Himmels allein schulden sie Rechenschaft, nur gegen diesen bindet sie eine Pflicht. Sonst schreiten sie unbekümmert „von Berge zu Berge hinüber". Der Geschichtslehrer Maria Theresias tat nichts, eine Skepsis gegen diese Auffassung in das Herz seiner Schülerin zu senken, im Gegenteil, er kann sich in ihrer Anerkennung nicht genug tun. Wie auch der Fürst sein mag, die Völker haben stumm zu gehorchen.

Einen größeren Raum als alte Sprachen, Geschichte, Mathematik nahmen im Bildungsgang eines jungen Mädchens auch fürstlichen Standes, sobald sie dem eigentlichen Schulunterricht entwachsen war, was mit dem 16. Jahre der Fall

geweſen ſein wird, Poeſie, Muſik und Tanz ein; daß auch Maria Thereſia dieſen Dingen ein lebhafteres Intereſſe entgegenbrachte, iſt von vornherein wahrſcheinlich, wenn auch die Tradition von ihrer beſonderen Vorliebe für das Studium der Geſchichte erzählt, denn von welchem Fürſtenkind, aus dem ſpäter ein großer Regent ward, hätte ſie das nicht getan! Von einer Nachwirkung dieſer Vorliebe iſt wenigſtens ſpäter nichts zu verſpüren, irgendeine eigene hiſtoriſche Lektüre nicht nachweisbar, wenn ſie auch im Alter dieſe ihren Töchtern empfiehlt.

In der ſchönen Literatur wie in der Muſik gaben am Hofe Karls VI. durchaus die Italiener den Ton an. Italieniſche Verſe waren wohl die erſten, die ſich dem Ohre der Prinzeſſin einprägten, ſchon als Kind hatte ſie für Familienfeſte ſolche zu lernen und zu rezitieren. Die Muſik, die ſie hörte und übte, war zwar zum Teil von deutſchen Meiſtern komponiert, aber nach italieniſchen Muſtern, und wenn dazu geſungen wurde, ſo waren die Worte immer italieniſch. Den Unterricht im Italieniſchen erteilte der Hofpoet Claudio Pasquini aus Siena, geboren 1695, ſeit 1726 in Wien; 1735 dichtete er zum Geburtstag Karls VI. „La liberalità di Numa Pompilio“[1]). Dieſer römiſche König wurde im 18. Jahrhundert von Dichtern und Komponiſten unzähligemal zur Verherrlichung der regierenden Fürſten benutzt. Hervorragender als Pasquini war der kaiſerliche Kammerdichter Pietro Pariati aus Reggio, der ſeit 1714 in Wien lebte und hier über ein Dutzend lyriſcher und proſaiſcher Dramen ſchrieb; 1716 hatte er die Oper „Angelica“, zu der der Öſterreicher Fux die Muſik lieferte, zur Aufführung gebracht; die erſte Vorſtellung in der Favorita, die mit ungeheurem Pomp inſzeniert wurde, hat uns Lady Montague beſchrieben. Pariati blieb bis zu ſeinem Tode im Jahre 1733 in Wien, Maria Thereſia wird ſo von ihm wohl kaum einen dauernden Eindruck empfangen haben. Denn bald nach ſeiner Berufung an den Kaiſerhof wurde er von dem noch weit bedeutenderen Venezianer Apoſtolo Zeno verdunkelt. Dieſer blieb bis 1729. Einige ſeiner ſchönſten Dichtungen ſind in Wien entſtanden. 1724 wurde zur Feier der

[1]) Für das Folgende: Landau, Die italieniſche Literatur am Wiener Hofe (1879) 43 u. f., 57.

Geburt der Erzherzogin Maria Amalia ein Musikdrama von ihm aufgeführt, bei dem der Kaiser selbst das Orchester dirigierte, die siebenjährige Maria Theresia und ihre Schwester mitwirkten. Auf Zeno folgte als Hofpoet der berühmteste italienische Dichter des 18. Jahrhunderts, Metastasio. Dieser, 1698 zu Rom geboren, kam 1730 nach Wien und blieb hier bis an seinen Tod, mehr als fünfzig Jahre. Für den literarischen Geschmack Maria Theresias ist er wohl immer maßgebend geblieben. Eben in der Zeit, da sie für Poesie am empfänglichsten war, in den Jahren vor und nach ihrer Vermählung, stand Metastasio in der Blüte seines Schaffens und legte den Grund zu seinem späteren Ruhm. Von den Kunstrichtern des 18. Jahrhunderts hat ihn unser Herder am besten charakterisiert: „Zeige man ein singbares Wort," sagt er, „das er nicht, und zwar auf der besten Stelle, gebraucht, eine unsingbare Wendung, die er nicht gemildert oder vermieden hätte! Auch aus der menschlichen Seele, aus Fabel und Geschichte zog er jeden singbaren Gegenstand, jede melodische Gesinnung und Empfindung auf die zierlichste Weise hervor und wußte sie zu einem musikalischen Sentiment in zartestem und vollstem Ausdruck zu bilden. Jede Arie des Metastasio ist gleichsam ein poetisch-musikalischer Kanon geworden"[1]). Daß die Erotik nicht das „alleinherrschende Element" seiner Dichtung war, sondern Dankbarkeit gegen die Eltern, Freundschaft, Vaterlandsliebe oft als stärkere Motive erscheinen, die über die Liebe den Sieg davontragen, mußte ihn an einem so sittenstrengen Hof, wie es der Wiener war, besonders empfehlen und ihm, wenn auch vielleicht nicht der Prinzessin Maria Theresia, doch der späteren Großherzogin und Königin sympathisch machen. Dazu kam die Eigenart seiner Sprache: sie war leichter zu verstehen als irgendeines andern bedeutenden italienischen Dichters; von den 44000 Wörtern, die das Italienische beiläufig zählt, gebrauchte er nur etwa 4000. Die erste Dichtung, die er in Wien vollendete, war das Oratorium „S. Elena al Calvario", zu der Caldara die Musik schrieb, es folgte noch im selben Jahr, von Kaiserin Elisabeth zum Namenstag ihres Gemahls bestellt, eine weltliche Oper „Demetrio, Rè di Siria", 1732 im Fasching eine

[1]) Angeführt von Landau, Geschichte der ital. Literatur im 18. Jahrh. (1899) 532.

»Issipile«[1]). Daß die damals erſt 14- bis 15jährige Maria Thereſia dieſen Aufführungen beiwohnen durfte, iſt nicht wahrſcheinlich; ihre erſte unzweifelhafte Beziehung zu Metaſtaſio datiert erſt von 1735. Damals beſtellte ſie bei ihm gemeinſam mit ihrer Schweſter für den Geburtstag der Mutter eine Gelegenheitsdichtung, zu der wiederum Caldara die Muſik liefern ſollte. Metaſtaſio ſchrieb die Allegorie „Le Grazie vendicate" — „die gerächten Grazien". Beide Erzherzoginnen erhielten Rollen darin, Metaſtaſio ſtudierte ſie ſelbſt mit ihnen ein. Die Grazien — Euphroſyne, Aglaja und Thalia — klagen beim Aufgehen des Vorhangs über die unwürdige Behandlung, die ſie von dem durch Venus verhätſchelten Amor zu erfahren haben. Jede weiß von einem ſchlechten Scherz zu berichten, den er ſich mit ihr erlaubt hat: die eine hat er mutwillig mit einem Pfeil verletzt, die andere ſchlafend in Ketten geſchlagen, die dritte in ein Dickicht gelockt, wo ſie ſich an Dornen blutig ſtach und zuletzt in ein Netz geriet. Sie beſchließen nun, Venus, die allein die Schuld an Amors Übermut trage, den Dienſt zu künden. Denn ſie wolle die Grazien zu Sklavinnen Amors machen und ſie damit ihrer eigentlichen Beſtimmung entfremden, den Sterblichen wohlzutun, ihre Zwiſte zu ſchlichten, Freundſchaft und Frieden unter ihnen zu erhalten. Euphroſyne ſchlägt vor, eine andere, ſchönere, beſſere Venus zu ſchaffen: ſie ſoll Reize haben, die jene nicht beſitzt, ſoll Schönheit mit Majeſtät, Anmut mit Ehrbarkeit verbinden, in ihrem Buſen trage ſie alle Tugenden und aus ihrem Antlitz ſpreche ein königliches Herz:

Ed abbia
Questa che formeron quei pregi ancora
Che Venere non ha. Congiunga insieme
La maiestà con la belezza, adorni
Di vezzi l'onesta, porti nel seno
Tutto delle virtù lo stuolo accolto
E il regio cor ve le conosca in volto.

Wenn Maria Thereſia, wie es wahrſcheinlich iſt, dieſe Euphroſyne war, dann mochten ſich dieſe Worte tief in ihr Gedächtnis prägen, das weibliche Ideal, das ſie ſchildern,

[1]) Karajan, Aus Maria Thereſias Hofleben. Ein Vortrag, gehalten in der k. Akademie der Wiſſ. in Wien 1861. (Mit einigen Briefen Metaſtaſios aus dem reichen Beſitz — ca. 2000 Briefen — der Hofbibliothek.)

von da an das ihrige sein: wenigstens hat sie es nach der Meinung der Zeitgenossen sehr bald erfüllt.

Die Schwestern Euphrosynens sind einverstanden: die heute geborene Elisa — Elisabeth! — soll die neue Venus sein. Euphrosyne darauf:

A Elisa intorno
Raquisteran come all'età dell'oro
Le Grazie vendicate il loro decoro.

„Um Elisa werden die gerächten Grazien wieder wie im goldenen Zeitalter prangen"[1]). Der Dichter war von dem Spiel und Gesang der Prinzessinnen hoch befriedigt: „Und glaube nicht," schrieb er an seinen Bruder, „daß die hohe Stellung dieser Damen mein Urteil beeinflußt. Ich habe schon viel mit hohen Damen verkehrt, aber diese sind ohne Zweifel achtsamer, dankbarer und unendlich höflicher als alle, die ich bis jetzt kennen gelernt habe"[2]).

Das Jahr darauf durfte der Dichter die Vermählung Maria Theresias verherrlichen. Er schrieb dazu das Singspiel „Achille in Sciro", das namentlich den Kaiser entzückte; er wollte dafür den Dichter zum Baron, zum Conte, zum kaiserlichen Rat machen. Metastasio begleitete dann mit seiner Poesie die ganze Regierungszeit der Fürstin; er ist der einzige Dichter, der ihr noch in späten Jahren ein Wort der Teilnahme abgewann. Zwar dies mochte dann wohl mehr dem erprobten treuen Diener als dem Poeten gelten, aber in den sorglosen Jugendjahren wurde ihre Seele gewiß von dem Wohlklang seiner Verse bewegt. Und auch noch in der ersten sorgenreichen Zeit ihrer Regierung klang vielleicht das eine oder andere schön geprägte Wort des Dichters in ihrem Ohre nach. In dem schon vor seiner Übersiedlung nach Wien entstandenen „Alessandro in India" (1729) will die Schwester des Königs mit ihm in den Kampf. Er verbietet es ihr: einer königlichen Prinzessin ist das nicht erlaubt:

A un real donzella
Andar così fra l'armi,
Come lice a un guerrier,
Non è permesso!

[1]) Opere (1820) 4, 295 u. f.
[2]) Von Karajan a. a. O. zit.

Eriſſene darauf, ſeufzend: „Misera servitù del nostro sesso — o, über die ſchnöde Sklaverei unſeres Geſchlechtes!“ So hat Maria Thereſia in der ſchwerſten Bedrängnis des Erſten Schleſiſchen Krieges nachweislich einmal empfunden.

Von deutſcher oder franzöſiſcher Literatur erfuhren die Prinzeſſinnen kaum etwas, ſo wie ſie auch beide Sprachen nicht orthographiſch ſchreiben lernten. Das Franzöſiſche liebte der Kaiſer nicht; als Herzog Karl von Lothringen ſeinen Sohn an den Wiener Hof ſchickte, ſchärfte Prinz Eugen dem lothringiſchen Bevollmächtigten ein, der Prinz möge, wenn er die Zuneigung des Kaiſers erwerben wolle, nur deutſch ſprechen, nie franzöſiſch. Auch die klaſſiſche Literatur des Zeitalters Ludwigs XIV. hatte in Wien wenig Widerhall gefunden, zu den Prinzeſſinnen drang höchſtens Boſſuet oder Racines „Athalie“. Von den neueren Autoren war Voltaire natürlich ausgeſchloſſen. Dagegen mochten ſie ein oder das andere fromme oder huldigende Gedicht von Jean Baptiſte Rouſſeau kennengelernt haben, der ja im zweiten Dezennium des Jahrhunderts in Wien weilte und u. a. den Sieg des Prinzen Eugen bei Peterwardein in einer Ode beſungen hatte.

Um die deutſche Literatur der Zeit kümmerten ſich in Wien wohl nur einzelne Gelehrte und Literaten, höchſtens daß durch die Wiener Geſandtſchaften der deutſchen Höfe oder die des Wiener Hofes im Reich ein oder die andere Neuigkeit auch an den Hof gelangte. 1738 ſchrieb zwar der ſpätere Prediger bei der ſchwediſchen Geſandtſchaft in Wien, der zunächſt zu einem kurzen Aufenthalt gekommen war, an Gottſched, der damals ſchon ſeine literariſche Diktatur in Deutſchland auszuüben begonnen hatte: „E. H. Kritiſche Dichtkunſt und ausführliche Redekunſt ſtehet auch hier in großem Anſehen und wird an manchen Orten angetroffen. Man hält Günthers und Opitzens Gedichte hoch; ich habe hier Leute von beiderlei Geſchlechte gefunden, die ganze Stücke aus den Schweizer Gedichten auswendig wußten und ſich das ſchöne Gedicht des Herrn Hallers auf den Tod ſeiner Liebſten als ein Meiſterſtück aus den Zeitungen abgeſchrieben hatten . . .“[1]) Aber das galt wohl kaum von den höchſten Regionen der

[1]) Zit. von Wanick, Gottſched und die deutſche Literatur ſeiner Zeit (1897) 548.

Gesellschaft und, wie der Briefschreiber selbst andeutet, mehr von den Protestanten. Eher mochte einzelnes von den Hofdichtern Benjamin Neukirch in Ansbach oder Johannes Besser in Dresden dahin dringen; für die Erziehung der vornehmen Jugend empfahl sich auch Neukirchs Verdeutschung von Fénélons „Telemach" in Alexandrinern, von der der dritte und letzte Band erst 1739 erschien. Der eigentliche deutsche Hofdichter war Karl Gustav Heräus, geb. 1671 zu Stockholm, Aufseher der kaiserlichen Altertumssammlung, der aber schon 1730 starb und keinen Nachfolger erhielt. Seine „Gedichte und Inschriften", die 1721 in Nürnberg erschienen waren, werden in den dreißiger Jahren wohl noch gelesen worden sein. Von Poesie ist darin keine Spur, es sind Reimereien in ungefügen Alexandrinern, bemerkenswert nur, weil sie Wien einmal als Mittelpunkt des römischen Reiches verherrlichen:

„Rom ist die Königin — und Rom, wo Kaiser wohnen,
So kennt das römische Reich als Königin nur Wien."

Heräus hatte auch einem Minister des Kaisers „unvorgreifliche Gedanken über die Auf- und Einrichtung einer Karolinischen Akademie" unterbreitet. Als erste Aufgaben derselben werden die Revision der deutschen Sprachlehre, die Anlage eines deutschen Wörterbuchs und die Aufstellung der „Grundlehren einer Zierlichkeit im Schreiben" aufgestellt. Gottsched ging zehn Jahre später auf diesen österreichischen Entwurf zurück, als er in Sachsen auf die Gründung einer deutschen Akademie hinarbeitete[1]). Trotzdem ruft er noch 1744 in seinen „Beiträgen" hochmütig-verächtlich aus: „Wer wird die Zierlichkeit und Anmut der deutschen Sprache am Wienerischen Hofe suchen?"[2]) So ganz unrecht mochte er damit nicht haben; von einer wirklichen literarischen Bildung Maria Theresias im Deutschen kann wohl kaum die Rede sein. Aber diesen Mangel teilte sie mit fast allen deutschen Prinzen und Prinzessinnen ihrer Zeit.

Ihre musikalische Ausbildung war dagegen sehr sorgfältig, ja sie wuchs in einer musikalischen Atmosphäre auf. Kaiser

[1]) Über Heräus: Goedecke 3², 348, Zeidler-Nagl, Öst. Lit.-Gesch. und über die Denkschrift und ihre Verwertung durch Gottsched: Waniek a. a. O. 213 u. f.
[2]) Waniek a. a. O.

Karl ſtand an Liebhabereifer für Muſik hinter ſeinen Vorgängern, Ferdinand III., Leopold I., Joſeph I., nicht zurück; er liebte nicht nur Muſik zu hören, er dirigierte, wie wir ſchon gehört haben, muſikaliſche Aufführungen am Hofe ſelbſt, ja er komponierte auch, wenn ſich auch von ſeinen Kompoſitionen nichts erhalten hat. Von den Komponiſten hohen Stils, die am meiſten geſpielt wurden, war Aleſſandro Scarlati der bedeutendſte, nach dem Urteil Neuerer: „ein Gewaltiger im Reiche der Tonkunſt". Unter ſeinem Einfluß hat u. a. Kaiſer Joſeph I. komponiert. Unter Karl VI. waren am beliebteſten Caldara und Fux, dieſer zwar ein Deutſcher, der aber ganz auf dem Boden der italieniſchen Muſik ſtand. Sowohl Werke Caldaras — die Oper „Euriſteo" — als auch von Fux — „Eliſa" und die ſchon genannte „Angelica" — dirigierte der Kaiſer am Klavier. In den Briefen Apoſtolo Zenos, wie in dem „Muſikaliſchen Patrioten", einer Zeitſchrift, die 1728 ein gewiſſer Matheſen herausgab, finden ſich höchſt anerkennende Zeugniſſe für das Verſtändnis und das Geſchick, die er dabei bekundete[1]). So iſt denn wohl anzunehmen, daß er ſich früh ſchon um die muſikaliſche Ausbildung ſeiner Töchter kümmerte, bei Maria Thereſia kam ihm ein ausgeſprochenes Talent entgegen. Als ihren eigentlichen Muſiklehrer bezeichnete ſie ſpäter ſelbſt den Hamburger Haſſe, der ſpäter lange Zeit als Kapellmeiſter am ſächſiſch-polniſchen Hofe tätig war[2]). Neben

[1]) S. die Einleitung von Adler in der Ausgabe der Kompoſitionen der letzten Habsburger in den „Denkmälern der Tonkunſt in Öſterreich"; über Caldara ſpeziell Bd. 26 (1906) Einleitung, über Fux ebenda Bde. 1 (1894), 34, 35 (1910).

[2]) In den ausführlichen Artikeln über Haſſe (geb. 1699) in dem älteren „Univerſallexikon der Tonkunſt" von Bernsdorf (1857) 2, 337 u. f., wie in dem neueren „Lexikon der Muſiker und Muſikgelehrten" von Eitner (1901) 5, 36 u. f., und bei Wurzbach (Art.: Fauſtina Haſſe) wird dieſer Lehrerſchaft H.s wohl gar nicht gedacht, ja ein Aufenthalt H.s in Wien erſt für 1764 erwähnt, aber Maria Thereſia ſagt ausdrücklich in einem Briefe an ihre Schwiegertochter Maria Beatrix vom 17. Auguſt 1771: „il (Hasse) a été mon maître de musique il y a 38 ans." Das würde alſo auf das Jahr 1733 führen. Kandler in ſeinen „Cenni storico-critici intorno alla Vita .... del celebre Compositore Giov. Ad. Hasse" (1820), wohl der Quelle aller obigen Artikel über H., ſagt (S. 22), daß er zwiſchen 1731 und 1740 abwechſelnd in Deutſchland und Italien weilte; aus einer Epiſode mit Porpora (ebd. S. 29) ergibt ſich, daß er ſchon zur Zeit Karls VI. wenigſtens einmal in Wien war, und zwar nicht bloß vorübergehend: er erhielt vom Kaiſer Aufträge für Aufführungen uſw.

ihm wird noch der einheimische Wagenseil genannt[1]), auch Giovanni Battista Mancini kommt in Betracht, von dem überliefert ist, daß ihn Karl VI. nach Wien berief, die kaiserlichen Kinder zu unterrichten[2]). Hasse sowohl wie Wagenseil waren als Musiker gleichfalls durchaus dem italienischen Geschmack ergeben; Hasse besonders, der auch öfters in Italien war, konnte geradezu als italienischer Musiker gelten, er hat u. a. zu allen Dramen Metastasios, den „Themistokles" ausgenommen, die Komposition geliefert, zu manchem in drei bis vier Variationen. Maria Theresia hat sich dem Einfluß ihres Vaters und ihrer Lehrer in der Musik niemals entzogen, immer hat sie der italienischen Musik, wie sie sich aus den Anfängen der Renaissancezeit im 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts entwickelt hatte, den Vorzug gegeben: wir werden noch sehr spät ihren eigenen Äußerungen hierüber begegnen. Davon aber, daß sie damals und später von der neueren deutschen Musik, als deren erster Vertreter zwischen 1730 und 1740 immer noch Händel gelten konnte, der aber vielleicht schon auf die Kompositionen ihres Oheims Joseph I. eingewirkt hat, auch nur Notiz genommen hätte, findet sich keine Spur. Der gewaltigste deutsche Tonkünstler der Zeit, Joh. Sebastian Bach, war als rein protestantischer Kirchenmusiker von einer Wirkung in Wien natürlich ausgeschlossen.

Vermählung

Maria Theresia war noch ein Kind, und schon war ihre Verheiratung Gegenstand politischer Erwägungen. Zwar damit, daß ihr einst die Regierung der Erblande zufallen sollte, rechnete der Kaiser lange nicht; er hoffte noch in den letzten dreißiger Jahren einen Sohn zu bekommen, da er ja damals noch im kräftigsten Mannesalter stand[3]). Vollends um 1722,

[1]) Eitner 10, 148 u. f.

[2]) Ebenda 6, 294.

[3]) Dies wußte schon Olenschläger in seiner „Geschichte des Interregni nach dem Ableben Kaiser Karls VI." 4 (1744) 9.

als der erſte uns bekannte Heiratsplan auftauchte, lag dieſe Möglichkeit noch in weiter Ferne. Die pragmatiſche Sanktion war, ſo weit ſie ſich auf die Nachfolge bezieht, nur als eine Sicherheitsmaßregel für den äußerſten Fall gedacht. Dürfen wir dem venezianiſchen Botſchafter Priuli glauben, ſo war der damals fünfjährigen Prinzeſſin der dritte Sohn des Herzogs Leopold von Lothringen zugedacht. Zwiſchen dem Kaiſerhof und dem lothringiſchen Hauſe beſtanden ſchon lang ſehr freundſchaftliche Beziehungen.

Herzog Leopold, der Sohn jenes Karls von Lothringen, der 1683 unter den Befreiern Wiens von der Türkengefahr war, hatte ſeine Jugend am Kaiſerhof zugebracht, ſeine Mutter war eine Stiefſchweſter Kaiſer Leopolds I. geweſen und dieſer alſo ſein Oheim. Als ein Jugendgenoſſe ſeiner beiden Vettern, des verſtorbenen Joſephs und Karls, wuchs er auf. Als Joſeph Kaiſer wurde, hatte er ſchon an eine eheliche Verbindung ſeiner Töchter mit lothringiſchen Prinzen gedacht. Mit ſeinem Tode zerſchlugen ſich dieſe Pläne. Nun nahm ſie Karl für ſeine älteſte Tochter wieder auf. Priuli will wiſſen, daß er zunächſt an den jüngſten Sohn Herzog Leopolds als ſeinen Eidam gedacht hat, doch wird das ſonſt nirgends überliefert. Wahrſcheinlicher iſt doch, daß er den Erbprinzen Klemens hiefür ins Auge faßte. Dieſer ſtarb aber bereits 1723. Herzog Leopold ſoll nun ſeinerſeits den Gedanken gefaßt haben, für ſeinen zweiten Sohn, Franz Stephan, um die Hand Maria Thereſias zu werben; er ſchickte ihn nach Wien. Franz Stephan, 1708 zu Lunéville geboren[1]), war damals fünfzehn Jahre alt. Der bildſchöne Knabe gewann ſich ſchnell die Zuneigung des Kaiſers. Schon 1725 wußte Priulis Nachfolger, Donado, ſeiner Regierung zu berichten, Franz Stephan ſcheine ihm zum Gemahl der habsburgiſchen Erbtochter beſtimmt: „Dieſer junge Prinz“, ſchreibt er, „zieht die Augen von ganz Deutſchland, ja von ganz Europa auf ſich.“ Auch daß ihm die Kaiſerkrone beſtimmt ſei, hält der Venezianer für wahrſcheinlich. Aber wenig-

[1]) Nicht in Nancy, wie man gewöhnlich lieſt: „Actes de naissance, d'ondoiement et des baptêmes des princes et princesses de la maison de Lorrain. Extraits des registres de la paroisse St. Jacques de Lunéville“, mitgeteilt von M. Chapellier im Journal de la Société d'archéologie lorraine 1889, 110.

Kaiser Karl VI.

Nach einem Gemälde von J. G. Auerbach

Phot. J. L. nov. Wien

ſtens dieſe Kombination ſchoß doch weit über das Ziel hinaus. Vorderhand war nichts als eben eine eheliche Verbindung der beiden jungen Leute in Ausſicht genommen, ſobald ſie zu entſprechenden Jahren gekommen wären. Dies dauerte noch ein Dezennium. 1726 tauchte übrigens ein neuer Bewerber auf, Don Carlos von Spanien, oder vielmehr deſſen Mutter, die ehrgeizige und unruhige Eliſabeth Farneſe, zweite Gemahlin Königs Philipp V. Der neunjährigen Maria Thereſia dürfte dies keine große Sorge bereitet haben, es war eine rein politiſche Angelegenheit. Aber der Kaiſer entſchied zuletzt dagegen, er blieb bei dem lothringiſchen Prinzen, der ſchon ein beliebter Geſpiele der beiden Erzherzoginnen geworden war. Wann es zwiſchen ihm und der älteren zum eigentlichen Herzensbund gekommen iſt, läßt ſich nicht genau beſtimmen, wahrſcheinlich bald nach der Rückkehr Franz Stephans von einer größeren Reiſe, die er 1729 antrat. Damals ſtarb ſein Vater, und er mußte zunächſt in die Heimat zurück, um die Regierung zu übernehmen. Auch nach Paris mußte er, um für das Ländchen Bar, das franzöſiſches Lehen war, die Belehnung einzuholen. 1731 ging der neue Herzog über die öſterreichiſchen Niederlande nach Holland und England, dann zurück über Hannover, Braunſchweig, Preußen und Sachſen. Am Berliner Hof lernte er den 1712 geborenen, alſo ihm faſt gleichalterigen Kronprinzen Friedrich, den ſpäteren großen König kennen; er wohnte deſſen Verlobung mit der Nichte der Kaiſerin, Eliſabeth von Braunſchweig, bei. Auf Friedrich machte er den Eindruck eines liebenswürdigen, aber unbedeutenden jungen Menſchen[1]). Mit dieſem konnte er ſich allerdings nicht vergleichen, aber ſo gar unbedeutend war er nicht, in jenen jungen Jahren auch lebhaft und nicht ohne politiſchen und militäriſchen Ehrgeiz. Daß er ſeine Studien nicht ſehr eifrig betrieben hatte und etwas leichtſinnig war, wird ihm in den Augen ſeiner Auserwählten kaum geſchadet haben. Herzensgüte und Heiterkeit waren ihnen gemeinſam.

[1]) Die beiden blieben dann im Briefwechſel, der bis 1733 ziemlich lebhaft war, dann allmählich einſchlief. Die Briefe des Kronprinzen (bis auf den letzten vom 30. Okt. 1740 [unbedeutend]) hat C. von Duncker in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, Phil. hiſt. Kl. 141. Bd. (1899) 41 u. f. mitgeteilt; die des Herzogs hat er nicht aufgefunden.

Bald nach ſeiner Rückkehr nach Wien begann der polniſche Erbfolgekrieg, deſſen Ausgang verhängnisvoll für das Herzogtum Lothringen wurde. Frankreich, das unter den Siegern war, verlangte dieſes zunächſt für ſeinen Schützling Stanislaus Lescynski, der als Kandidat um die polniſche Krone nicht durchgedrungen war; nach deſſen Tod ſollte dies bis dahin deutſche Fürſtentum mit Frankreich vereinigt werden. Den Herzog dachte man mit Toskana, deſſen Fürſtengeſchlecht nur mehr auf zwei Augen ſtand, zu entſchädigen. Damit drohte dem Bund der beiden Liebesleute eine ernſtliche Gefahr. Denn, wie begreiflich, ſträubte ſich Franz Stephan, ſein altes Erbe aufzugeben. Noch energiſcher widerſtrebte ſeine Mutter; ſie ſetzte alles daran, damit der Sohn den Handel verwarf. Aber der Kaiſer ſah keinen andern Ausweg; er hätte ſonſt den Krieg fortſetzen müſſen, was bei der völligen Erſchöpfung an Geld und Truppen verhängnisvoll geweſen wäre. Anderſeits hatten in dieſer Bedrängnis einige ſeiner vertrauteſten Miniſter, darunter Prinz Eugen, ihm den Rat erteilt, die lothringiſche Heirat aufzugeben und Erzherzogin Maria Thereſia dem bayeriſchen Kurprinzen zu vermählen, dem dann der deutſche und ungariſche Beſitz zufallen ſollte. Der loyale Fürſt wollte davon zwar nichts wiſſen, aber daß der neue Heiratsplan als Preſſionsmittel gegen den jungen Herzog gebraucht wurde, ließ er zu. Der Staatsſekretär Hofrat Bartenſtein, bei dem Kaiſer in hohem Anſehen, durfte Franz Stephan das bekannte Wort zurufen: „Keine Abtretung, keine Erzherzogin!“ Lange hat ihm Maria Thereſia das nicht verzeihen können. Aber der Herzog fügte ſich trotz der Empörung ſeiner Mutter: heldenhafte Entſagung lag nicht in ihm, und ein Widerſtand bis aufs Äußerſte hätte ihm wohl die Hand der Erzherzogin verwirken können, das Land ihm aber nicht gerettet.

Am 31. Jänner 1736 geſchah die formelle Werbung[1]). Wie es die Sitte verlangte, entfernte ſich der Herzog nach erhaltenem Jawort für einige Tage von ſeiner Braut; er begab

[1]) Die Verlobung ſoll nach einer lokalen Tradition 1735 in einem Gartenhaus des Wiener-Neuſtädter Schloßgartens, des heutigen Akademieparks, der ſog. Gloriette, die längſt nicht mehr beſteht, vor ſich gegangen ſein: Ferd. K. Boeheim, Chronik von Wiener-Neuſtadt, herausgegeben von

sich in das nahe Preßburg. Die Trennung gab den Verlobten Anlaß zu einem kurzen Briefwechsel, der uns erhalten ist. Die Briefchen der Braut, so konventionell sie auch gehalten sind, lassen doch ihr Naturell durchscheinen. „Euer liebden schreiben hat mich sehr erfreüt", beginnt das erste, „bin auch ganz persuadiert das sie lieber selbes persönlich als schriftlich versichert hätten wie nicht zweifle Eüer liebden ein gleiches auch von mir glauben werden. Ist wohl gutt das nicht auf lange ist und hoffe das es ins künftige zur einer beständigern und gewüntschtern einigkeit dienen wird, die versichere das Zeit meines lebens verbleiben werde Eüer liebden getreüeste Braut." Es folgen ein paar italienische Worte: „Volti, caro viso!" und dann eine französische Nachschrift, die mehr Temperament hat als der deutsche Hauptbrief: „Haben Sie mich ein wenig lieb", heißt es da u. a., und „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen nicht mehr antworte, es ist aber schon 10 Uhr und Herbeville wartet auf meinen Brief." Dann schaltet sie in den französischen Text ein wienerisches Kosewort ein: „Adieu, Maüsl" und verrät so, wie der heimische Dialekt doch das Element ist, in dem auch ihre Seele Atem schöpft. Die Unterschrift ist wieder italienisch: „sponsia dilectissima". Der zweite Brief, vom nächsten Tag, lautet: „Kan nit genug meine obligation bezeugen vor solch große attentionen, wüntschte nur das es mit weniger ungelegenheit geschehen kunte und versichere daß eüer liebden brief allzeit eine grosse ehre und freüd verursachen bey derjenigen die sich rühmt Eüer Liebden mit großter ergebenheit zu Sein und allezeit verbleibent Eüer liebden getreüeste braut . . ." Endlich der dritte, wiederum um einen Tag später geschriebene: „Was man gern tuht macht kheine ungelegenheit, indeme recht von hertzen auf Eüer liebden so obligeante und complimentose brief antworte, wüntschte eine glickliche reis und guttes wetter, hoffe das dises die letzte sein wird, die Eüer liebden ohne ihrer so ergebenen braut machen werden, die allezeit verbleibe . . ." Alle drei Briefe sind adressiert: „Dem durchleüchtigsten Fürsten Fran-

Wendelin Boeheim (1863) 278. Kaiser Karl hielt sich in früheren Jahren wohl öfters in der Neustädter Burg auf, sein einziger Sohn Leopold ist dort 1716 geboren worden, aber für das Jahr 1735 vermerkt das Wiener Diarium keinen solchen Aufenthalt des Hofes.

ciſco Herzogen von Lothringen, meinem hertzliebſten (villgeliebten) bräutigamb."[1])

Am 12. Februar 1736 fand in der Auguſtinerkirche nächſt der Hofburg mit dem üblichen Pomp die Vermählung ſtatt.

Die Großherzogin von Toskana

Die folgenden vier Jahre waren wahrſcheinlich die glücklichſte Zeit, die Maria Thereſia vergönnt war. Ungetrübt freilich war auch ſie nicht. Daß nicht nur das erſte Kind, von dem ſie im Sommer 1737 genas, ſondern auch das zweite (Oktober 1738) und das dritte (Jänner 1740) Mädchen waren, ließen ſie die Freuden der jungen Mutterſchaft nicht rein genießen, ſchon deshalb nicht, weil es ihr Vater ſo ſchwer empfand. Denn in dem Maß, als ihm die Hoffnung auf einen Sohn ſchwächer wurde, begehrte er um ſo ſehnlicher einen Enkel. Die erſtgeborene Tochter, Maria Eliſabeth, verlor ſie übrigens ſchon im Juni 1740, da die Kleine in dem Alter war, wo Kinder am reizendſten ſind: es war der erſte große Schmerz, den Maria Thereſia erfuhr. Eine weitere Quelle von Trübungen ergab ſich aus der Stellung des Gemahls am kaiſerlichen Hof. Bald nach der Vermählung mußte er den Verzicht auf Lothringen, zu dem er ſich ſchon bereit erklärt hatte, auch formell vollziehen. Am 11. April 1736 unterzeichnete er die Urkunde; es ſoll ihm auch dies noch einen ſchweren Kampf gekoſtet haben, zweimal ſetzte er die Feder zur Unterſchrift an und legte ſie wieder weg. In den Beſitz von Toskana gelangte er erſt das Jahr darauf, nach dem Tode des letzten Medici, am 9. Juli 1737. Inzwiſchen war der Krieg mit den Türken ausgebrochen, und Franz ging als Freiwilliger zur Armee. Mit Beſorgnis ſah ihn ſeine junge Gattin ziehen, aber ſie freute ſich doch über ſeinen Entſchluß und war ſtolz

[1]) Die Briefe ſamt den Antworten des Herzogs hat Arneth in den Anmerkungen des 1. Bandes ſeiner Biographie (S. 356) mitgeteilt. — Im folgenden werden Anführungen aus Briefen und anderen Aufzeichnungen Maria Thereſias in deutſcher Sprache wohl mit ihren ſprachlichen Eigentümlichkeiten, aber in der Regel nach der heutigen Rechtſchreibung wiedergegeben werden.

darauf, daß er nicht ruhig zu Hause sitzen wollte, während das Heer des Kaisers gegen den Erbfeind kämpfte. Er gab Proben persönlichen Mutes und war bestrebt, die Einigkeit unter den Befehlshabern, mit der es von Anfang an nicht gut stand, zu erhalten. Doch hatte er damit wenig Erfolg. Schon im August 1737 berief ihn übrigens der Kaiser zurück, zog ihn in die „Geheime Konferenz", in der die wichtigsten Staatssachen verhandelt und entschieden wurden, ja betraute ihn mit seiner Stellvertretung. Im Jänner wurde er zum Generalissimus des gesamten Heeres ernannt, einer Würde, der er nicht gewachsen war: militärische Talente besaß er nicht. Übrigens war er bei wichtigen Entscheidungen an die Zustimmung der Generale gebunden und außerdem ihm der Nachfolger des 1736 verstorbenen Prinzen Eugen, General Königsegg, als Ratgeber beigegeben. Im Sommer 1738 ging er wieder auf den Kriegsschauplatz; zuerst hatte nun die kaiserliche Armee, die bis dahin wenig ausgerichtet, einige Erfolge, bald aber mußte sie den Rückzug antreten. Mitte September schrieb der junge Generalissimus mutlos an den Kaiser, er bitte um seine Rückberufung, er sehe ein, daß er nichts ausrichten könne. Das Wiener Publikum, bei dem der leutselige fröhliche junge Herr sehr beliebt gewesen war, hatte große Hoffnungen auf ihn gesetzt, nun sah es sich enttäuscht und gab ihm alle Schuld an dem Mißerfolg. Kein Zweifel, daß Maria Theresia darunter litt, sie empfand es, was es auch war, als eine Ungerechtigkeit. Gern wird das junge Paar die Veränderung in Toskana als Anlaß ergriffen haben, Wien für einige Zeit zu verlassen. Im Dezember 1738 trat es die Reise nach Italien an. In Firenzuola, dem ersten toskanischen Ort, den sie betraten, erinnert noch eine Inschrift, daß sie dort übernachteten.

Der Empfang in Florenz konnte nicht enthusiastisch sein, aber er war doch bei weitem freundlicher als der, den der Nachfolger Franzens in Lothringen, Stanislaus Lescynski, in Nancy gefunden hatte, wo die Besitzer der Paläste, an denen er beim Einzug vorübergekommen war, die Fenster hermetisch verschlossen, ja bisweilen vermauert hatten. An der Schwelle des Domes empfing der Erzbischof von Florenz, umgeben von 14 Suffraganen, das junge Paar; nach dem Tedeum geleitete

es der Adel und die Behörden der Stadt nach dem Palazzo Pitti, wo es Wohnung nahm. An drei Abenden illuminierte die Stdt; auf dem Platz vor Santa Croce, der Kirche, wo Macchiavelli ruht, fand ihnen zu Ehren zum letztenmal öffentlich das volkstümliche Ball- und Würfelſpiel „Giuoco di Calcio" ſtatt. Nach der Abreiſe, die auf Befehl des Kaiſers ſchon am 28. April erfolgte, beſchloß die Stadt, vor der Porta di S. Gallo, heute Piazza Cavour, einen Triumphbogen zu errichten, der an den Einzug des erſten Großherzogs aus dem Hauſe Lothringen und ſeiner Gemahlin für immerwährende Zeiten erinnern ſollte; er wurde 1745 vollendet, und bis heute wenigſtens ſteht er noch. Über die Aufnahme, die Maria Thereſia bei der Bevölkerung fand, den Eindruck, den ſie empfing und hinterlaſſen, wiſſen wir nichts. Sie wie ihr Gemahl ſahen Florenz und Toskana niemals wieder. Franz kümmerte ſich indes auch in der Ferne um ſein neues Land. Obwohl man gegen den Regentſchaftsrat, an deſſen Spitze ein Lothringer, der Herzog von Craon, ſtand, und den leitenden Miniſter, Grafen von Richecour, gleichfalls einen Lothringer, manches einzuwenden hatte, ſo war man doch mit der Regierung des Großherzogs Franz III. um ſo zufriedener, als unter dem letzten Medici ein verlottertes Günſtlingsweſen geherrſcht hatte[1]).

Während der Abweſenheit des Paares von Öſterreich war die Lage auf dem türkiſchen Kriegsſchauplatz nicht beſſer geworden, im Gegenteil. Franz Stephan wollte wieder zur Armee, doch der Kaiſer erlaubte es ihm nicht. Er durfte froh ſein; den unglücklichen Ausgang hätte er doch nicht verhindert.

An allen dieſen Verhältniſſen nahm Maria Thereſia nur als Gattin teil; es liegt nicht das kleinſte Anzeichen vor, daß ſie ſelbſt einzugreifen, den Gemahl in ſeinen Entſchlüſſen in Wien oder Florenz oder gar die des Kaiſers zu beſtimmen geſucht hätte. Sie hielt ſich, ſoviel wir wenigſtens ſehen, durchaus in den Schranken, die ihr als Tochter und Frau durch Geſetz, Herkommen und Sitte gezogen waren, ſcheint dies auch gar nicht als einen Zwang empfunden zu haben, wenigſtens hat ſie ſpäter, als ſie ſelbſt Herrſcherin geworden war, auf dieſe Zeit, wo ſie nur Gattin und Tochter zu ſein brauchte, wie auf

[1]) Reumont, Geſchichte von Toskana (1877) 2, 6 u. f.

ein verlorenes Paradies zurückgeblickt. Im Grunde war kein Ehrgeiz in ihrer Seele oder schlummerte damals noch tief und ist später nur durch Pflichtgefühl und ein ungeheures Schicksal geweckt worden.

Der Kaiser tat seinerseits nichts, um sie mit den großen Aufgaben, die ihrer harrten, vertraut zu machen; ein englischer Beobachter konnte sich darüber nicht genug wundern, daß er, der sich doch so viele Mühe gegeben und Opfer gebracht hatte, ihr die Nachfolge in seinen Reichen zu sichern, doch zugleich alles tat, um sie unfähig zu machen, diese einst zu regieren, und der venezianische Botschafter Capello konstatierte in einem späteren Rückblick auf ihre erste Regierungszeit, daß sie keinerlei Kenntnis der Staatsgeschäfte auf den Thron mitbrachte, so daß niemand voraussah, sie würde diese in so kurzer Zeit so glücklich zu führen verstehen. Wir hören nicht, daß sie jemals einer Sitzung der geheimen Konferenz beigezogen, daß sie mit den Ministern verkehrt, von irgendeiner Staatsangelegenheit unterrichtet worden wäre. Bei aller Pietät für den Vater hat sie später darüber geklagt. In einer Aufzeichnung von 1751 macht sie die Bemerkung, daß ihr der Verlust des Vaters um so schmerzlicher war, als sie „dermalen die zur Beherrschung so weitschichtiger und verteilter Länder erforderliche Erfahr- und Kenntnüß um so weniger besitzen können, als meinem Herrn Vater niemals gefällig ware, mich zur Erledigung weder der auswärtigen noch inneren Geschäften beizuziehen noch zu informieren." In einer etwas späteren Denkschrift sagt sie, sie habe sich „aus Ehrfurcht" bei Lebzeiten ihres Vaters bemüht, alles zu vermeiden, was einer „mindesten Regierungssucht" hätte gleichsehen können. Es war denn auch keineswegs so, daß sie mit ihrem Gemahl etwa einen zweiten „jungen" Hof gebildet hätte, der, wie so häufig anderswo, ein Anziehungspunkt für alle mit der Gegenwart Unzufriedenen, auf die Zukunft Hoffenden und Rechnenden gewesen wäre. Nein, sie lebten, wenn auch auf fürstlichem Fuß, so doch eigentlich zurückgezogen, nicht einmal in einem eigenen Palast, sondern als Hausgenossen der Eltern und unter deren patriarchalischer Gewalt. Mittelpunkt blieb immer der Kaiser. Bezeichnend ist, daß sie entgegen sonstiger Sitte an Höfen während ihrer Wochenbetten keine Besuche

empfing. „Solange der Kaiſer gelebt," erzählte ſie ſpäter einmal, „hat mich niemand angeſehen, noch iſt wer zu mir gekommen[1])."

Aber Kaiſer Karl hat auch keinen Schritt getan, um dem Gemahl ſeiner Erbtochter ſeine deutſche Krone zu ſichern; nur für einen Enkel, den er ſich leidenſchaftlich wünſchte, hätte er es getan, und ſo ſah denn Maria Thereſia ihren einzigen politiſchen Beruf bloß darin, einen Sohn zu gebären. In der zweiten Hälfte 1740 fühlte ſie ſich wieder Mutter: die alten ſchon dreimal getäuſchten Hoffnungen erwachten aufs neue. Aber ſie waren doch in erſter Linie fraulich-mütterlich.

Indes waren alle dieſe Sorgen, Enttäuſchungen, Befürchtungen während dieſer vier Jahre doch nur wie leichtes Frühlingsgewölk, durch das immer bald wieder Sonne und blauer Himmel blicken. Sie war mit dem geliebten Manne vereinigt und genoß die erſten mütterlichen Freuden. Die kurzen Trennungen von dem Gemahl, die notwendig waren, gaben ihrem Beiſammenſein immer neue Würze. Wie ſehr übrigens das junge Paar das Glück des Familienlebens ſchätzte, ſo hatten ſie doch beide auch Sinn für Geſelligkeit, für Tanz und Spiel, fröhliche Fahrten über Land. Alles das genoſſen ſie in vollen Zügen. Blickte die junge Fürſtin ſpäter auf dieſe Zeit zurück, mochten ihr die melodiſchen Verſe im Ohr klingen, in denen Metaſtaſio einmal das Schickſal des Schiffers geſchildert hatte, der vertrauensſelig in ſeinem Kahn ſich dem Schlummer hingibt, weil ihn von keiner Seite Stürme bedrohen; er träumt von freundlichen Geſtaden, aber ſowie er die Augen öffnet, findet er ſich weit draußen zwiſchen den Wogen:

Senza procelle ancora
Si perde quel nocchiero
Che lente in su la prora
Passa dormendo il dì.
Sognava il suo pensiero
forse le amiche sponde,
ma si trovò fra l'onde
allor che i lumi aprì.

[1]) An den Grafen Ulfeld 31. März 1762: Briefe der K. M. Th. an ihre Kinder und Freunde. Herausgeg. v. A. v. Arneth 1881 (im folgenden nur „Briefe" cit.) 4, 199.

Zweites Buch

Die Heldenzeit 1740—1748

Politiſche Lage bei der Thronbeſteigung

Dies heitere Leben nahm vorzeitig ein jähes Ende. Am 20. Oktober 1740 ſtarb Kaiſer Karl VI., der anſcheinend immer geſund geweſen war, im Alter von kaum 58 Jahren nach kurzer Krankheit in einem Hofzimmer ſeines Lieblingsſchloſſes, der Favorita.

So wie Maria Thereſia den 12. Februar, ihren Vermählungstag, immer als den glücklichſten Tag ihres Lebens bezeichnete, ſo den 20. Oktober als den unglücklichſten. Nicht erſt die Bedrohung ſo vieler Gegner, die man damals doch nicht vorausſah, hat der Idylle ihrer Jugend ein Ende bereitet, ſondern ihre Berufung auf den Thron, die ſie, wenn überhaupt erwartet, noch in weiter Ferne geſehen, von der ſie aber vielleicht im ſtillen hoffte, daß ſie ihr ganz erſpart werden könnte, wenn der Kaiſer noch zwanzig Jahre lebte und das Kind, das ſie im Schoße trug, ein Knabe war. Urplötzlich, nach einigen Tagen ernſter Beſorgnis, war das ungeheure Ereignis eingetreten. Der Kaiſer war tot, kein männlicher Erbe da: ſie mußte regieren.

Kraft der von ſämtlichen Königreichen und Ländern anerkannten pragmatiſchen Sanktion ſtand ihr die Nachfolge in allen dieſen ohne weiteres zu. Sie trat ſie ſofort nach Hingang des Vaters an. Da von allen ihren Kronen die Ungarns als eines Staates, der in keinem Lehensverband zu einem andern ſtand, die vornehmſte war, ſo führte ſie als erſten Titel den einer Königin von Ungarn, als zweiten Königin von Böhmen.

Im offiziellen Verkehr der Höfe wie im Publikum wurde sie denn auch mit diesen beiden, häufig auch bloß mit dem ersten, „Königin von Ungarn", genannt. Daß die kaiserliche Würde nun vom Wiener Hof wich, war nichts so Außerordentliches; dies war ja auch früher immer geschehen, wenn ein Kaiser starb; bis der nächste in Frankfurt gewählt war, vergingen stets mehrere Monate. Die Wahl Maria Theresias als einer Frau war allerdings ausgeschlossen, aber man hoffte in Wien schon damals — und die junge Königin vor allem — die Wahl auf ihren Gemahl, den Großherzog von Toskana, zu lenken.

Die großen europäischen Staaten — Frankreich, England, Spanien, Rußland, die holländische Republik — hatten alle die pragmatische Sanktion, die im Falle des Aussterbens des habsburgischen Mannesstammes der ältesten Tochter Karls VI. die Thronfolge in den Erblanden — Belgien und die italienischen Besitzungen eingeschlossen — sicherten, anerkannt, ferner das Deutsche Reich als Gesamtheit und alle Reichsstände mit Ausnahme von Bayern, das 1726 die Anerkennung bloß auf zwei Jahre zugestanden, dann aber nicht mehr erneuert hatte. Nur von diesem schienen also Schwierigkeiten zu befürchten, doch hielt man dies nicht für so bedenklich. Aber davon abgesehen, barg die europäische Lage so manchen Keim großer Konflikte.

England stand seit einem Jahr im Krieg mit Spanien; der englische Admiral Vernon hatte Portobello erobert, im Atlantischen und Mittelländischen Meer kreuzten zahlreiche Kaper unter spanischer Flagge. In dem eben vergangenen Sommer hatte sich England zu einem Angriff auf die spanischen Besitzungen Südamerikas gerüstet, Frankreich erklärt, einen solchen nicht dulden zu können. Man faßte dies in London als das Vorspiel eines unvermeidlichen Bruches zwischen den beiden Mächten auf, die seit den Raubkriegen Ludwigs XIV. nicht wieder zu einem dauernden Einvernehmen gekommen waren. Wirklich folgten im September 1740 zwei französische Geschwader der englischen Flotte in die westindischen Gewässer. England setzte alles daran, für den bevorstehenden Krieg Österreich auf seine Seite zu bringen. Nun war aber Kaiser Karl noch vom Wiener Frieden her, dessen ungünstige Bedingungen er hauptsächlich der „Treulosigkeit" der Eng-

länder zuschrieb, über diese sehr erbittert; Versuche, die sie seit 1738 wiederholt gemacht hatten, einen günstigen Handelsvertrag von Österreich zu erlangen, waren von ihm hauptsächlich darum auch abgelehnt worden[1]). Trotzdem bedrängte der englische Gesandte noch, da der Kaiser schon in den letzten Zügen lag, dessen Minister. Als diese, der Hofkanzler an der Spitze, aus dem Sterbegemach traten, sprach sie der Gesandte, der sie erwartet hatte, an und händigte dem Kanzler „mit geheimnisvollem Eifer" eine Depesche ein, deren Inhalt er dann, neben jenem auf dem Korridor einherschreitend, eindringlich erläuterte.

Frankreichs, des einstigen Erbfeindes, hielt man sich seit dem Abschluß jenes Friedens von 1738 für sicher. Hatte man doch nachher noch, am 13. Jänner 1739, einen Vertrag mit ihm geschlossen, der dessen Wünschen neuerdings entgegenkam. Weder der Kaiser noch seine Minister ahnten, daß der alte Kardinal Fleury, der die auswärtige Politik Frankreichs leitete, trotzdem gerade mit den Fürsten, die ihr Absehen auf die österreichische Erbschaft gerichtet hatten, mit Bayern und Sachsen, geheime Fühlung hatte und Österreich nichts weniger als ein verläßlicher Freund war.

Von dem andern alten Erbfeind, der schon aufgehört hatte, der europäischen Christenheit furchtbar zu sein, am Ende der Regierungszeit Karls VI. aber zeigte, daß er immer noch kein unbedeutender Gegner war — der Türkei — brauchte man wohl fürs nächste nichts zu befürchten. Sultan Mahmud I. war nicht kriegerisch, übrigens drohten damals der Pforte Verwicklungen mit den Persern, und in Konstantinopel herrschte Hungersnot.

Rußland war im letzten Türkenkrieg Verbündeter des Kaisers gewesen, aber man war gegenseitig nicht zufrieden miteinander, und eine starke Entfremdung war zuletzt eingetreten. Auch erfolgte fast gleichzeitig wie in Wien auch in Petersburg ein Thronwechsel. Anna Iwanowna, die Nichte Peters des Großen, starb nach zehnjähriger Regierung; es folgte der unmündige Iwan VI., ein Großneffe Annas, für

[1]) Pribram, Englische Staatsverträge (1907) I, 549. (Nach einer Instruktion für Ostein, kais. Gesandten in London, vom 17. Juli 1740.)

den zunächſt ſeine Mutter Anna von Braunſchweig die Regierung führte. Ein Eingreifen Rußlands in die weſteuropäiſchen Verhältniſſe war ſomit nicht ſo bald zu erwarten.

Schweden zählte in der großen europäiſchen Politik nur mehr inſofern, als es entweder Frankreich oder Rußland unterſtützte. Der damalige König, Friedrich VI. von Heſſen-Kaſſel, als Gemahl Ulriken Eleonoras, der Schweſter des letzten Heldenkönigs, Karl XII., auf den Thron gelangt, war ganz von dem Reichstag abhängig, in dem bald die Partei der Mützen, die zu Rußland hielten, bald die der Hüte, die franzöſiſch geſinnt war, überwog. In dem Reichstag, der im Dezember 1740 zuſammentrat, hatten die Hüte die Majorität. So groß war der Haß ihrer Gegner, daß ſie ſich nun ganz den Ruſſen in die Arme warfen; ſie hätten dieſen das ſchon einmal an Rußland verlorene, im Nyſtädter Frieden aber zurückgegebene Finnland überliefert, wenn ſie dadurch nur die Macht der Hüte hätte brechen können. Die Hüte dagegen ſahen die Ruſſen als den Nationalfeind an; ſie ſchwelgten in den kühnſten Hoffnungen: auf die Wiedergewinnung der Oſtſeeprovinzen, ja die Zerſtörung von St. Petersburg. Wenngleich ſolchen Plänen die militäriſche Kraft Schwedens bei weitem nicht entſprach, ſo fürchtete man doch in Rußland den einſt ſo kriegeriſchen Nachbarn immer noch, und der damalige ruſſiſche Miniſter in Stockholm, Beſtuſhew, war der Meinung, Rußland werde ſo lange nicht vor Schweden ſicher ſein, als es nicht den „Sinus botnicus“, die natürliche Grenze beider Staaten, wie er meinte, erreicht haben würde, Finnland ruſſiſch geworden wäre. Erſchien dies aber in St. Petersburg als das nächſte Ziel, ſo durfte Maria Thereſia von Rußland her wohl fürs nächſte nichts befürchten, freilich im Falle eines Angriffes auch keine Hilfe von dort erwarten.

In Preußen hatte fünf Monate vor dem Tode des Kaiſers ein Thronwechſel ſtattgefunden. Es war dies das verhängnisvollſte Ereignis für die junge Fürſtin, aber von ſeiner Tragweite ahnte ſie ſo wenig wie ihr Vater, der es eher als eine günſtige Veränderung aufgefaßt hatte. Denn mit dem im Mai 1740 verſtorbenen König Friedrich Wilhelm I. hatte es manche Weiterungen gegeben, die nicht ganz ausgeglichen worden waren. Den neuen jungen Fürſten dagegen, der als

Friedrich II. den Thron bestieg, meinte sich der Kaiser mehrfach verpflichtet zu haben. Seiner Intervention war es in der Tat hauptsächlich zu verdanken gewesen, daß der alte König in dem bekannten Konflikt mit seinem Sohn nicht bis zum Äußersten gegangen war. Übrigens schrieb man dem neuen Fürsten nur friedliche Neigungen zu. Als Kronprinz hatte er freilich am liebsten in einer Gesellschaft von Schöngeistern gelebt, die Flöte gespielt und gedichtet. Aber Kaiser Karl erlebte es noch, daß Friedrich auch andere Qualitäten zeigte. Der junge König unternahm sofort eine Verstärkung seiner Armee um 7 Infanterieregimenter, er griff sehr entschieden in einen Streit zwischen Hessen-Kassel und Mainz ein, einen eigenen Zwist mit dem Bischof von Lüttich schlichtete er durch einen Gewaltstreich, indem er seine Truppen in das bischöfliche Gebiet einrücken, dort Verpflegsgelder und Kriegssteuern eintreiben ließ: eine der letzten Regierungshandlungen Karls VI. als Deutscher Kaiser war die Unterzeichnung eines „geschärften Dehortatoriums", das dem König die sofortige Räumung des Lütticher Landes und die Wiedererstattung aller Erpressungen anbefahl. Friedrich hatte sich darum nicht gekümmert und dem eingeschüchterten Bischof einen Vergleich abgenötigt, der ihm das gab, was er in Anspruch nahm. Zur selben Zeit betrieb er im stillen Entwürfe, die direkt gegen den Kaiser und das Haus Habsburg gerichtet waren.

Was seinen Vater am meisten gegen den Kaiserhof verstimmt hatte, war dessen Haltung in der Jülich-Bergschen Erbschaftsfrage gewesen. Wenigstens die Erbfolge in Berg hatte der Kaiser dem König 1726 und 1728 gewährleistet: es war dies die Gegenleistung für die Anerkennung der pragmatischen Sanktion. Aber sowohl Frankreich wie England-Hannover und die Generalstaaten waren gegen den Heimfall von Berg an Preußen, und so hatte sich der Kaiser, dem schließlich eine Vergrößerung des letzteren auch nicht sehr am Herzen lag, bewegen lassen, gemeinsam mit den beiden ersten in Berlin eine Note zu überreichen, worin wenigstens der vorläufige Besitz von Berg und Jülich dem Pfalzgrafen von Sulzbach zugesprochen und Preußens Anspruch an die zweite Stelle gerückt wurde. Friedrich hatte seinen Vater in dieser Sache zu geduldig gefunden; nun soll er den Entschluß gefaßt

haben, für Jülich und Berg die Waffen zu ergreifen: seine ersten Rüstungen hätten darnach dieser Unternehmung gedient[1]). Ist nun dies auch nicht ganz sicher, so steht dagegen fest, daß er noch zu einer Zeit, da er vom Tode des Kaisers nichts wußte, am französischen Hof gegen eine Wahl Franz Stephans von Lothringen zum römischen Kaiser gearbeitet hat[2]).

So hatte denn Maria Theresia, auch abgesehen von der Jülich-Bergschen Sache, die ja zunächst nicht sie, sondern den erst zu wählenden Kaiser anging, von Friedrich für jeden Fall nichts Gutes zu erwarten. Aber wenn sie dies auch gewußt hätte, was bedeutete dieser Staat mit seinen $2^1/_2$ Millionen Einwohnern gegen die Macht ihrer Erblande mit ihren 13 Millionen!

Vielfach trat auf die Nachricht vom Tode des Kaisers die Befürchtung eines allgemeinen Krieges und großer Umwälzungen auf: wir finden sie in den Berichten des dänischen Gesandten am Berliner Hof ebenso wie in dem Tagebuch eines einfachen Breslauer Bürgers. Schon während der Krankheit des Kaisers schrieb der venezianische Botschafter am Wiener Hof, Zeno: „Nur allzu deutlich sieht man die Auflösung dieser gewaltigen Monarchie voraus."

Die neue Herrscherin wurde denn auch von ihren Untertanen nicht mit Jubel begrüßt. „Die beunruhigte öffentliche Meinung," berichtet derselbe Gesandte, „will kein Frauenregiment, sondern die Wahl eines deutschen Fürsten." Und der französische Gesandte berichtete nach Paris, die Stimmung des Volkes in Wien sei für die Nachfolge des Kurfürsten von Bayern: wenn dieser Fürst erschiene, liefe man ihm in hellen Haufen zu.

Draußen im Reich waren die Stimmen geteilt; die Ansicht der meisten Reichsstädter, die doch dem Hause Habsburg fast durchaus freundlich gesinnt waren, sprach wohl der „stattliche Bürger und Kaufmann" aus, den von Loën im Dezember 1740 in einem Frankfurter Kaffeehaus politisieren gehört haben will: die Königin von Ungarn täte gut, sich durch einige

[1]) Die Kriege Friedrichs d. Gr. bearbeitet vom Großen Generalstab (1890 u. f.) 1, 8.

[2]) Instruktion an seine Pariser Vertreter Chambrier und Camas vom 26. Oktober 1740: ebd. 1, 5.

freiwillige Abtretungen Freunde zu machen; Böhmen möge ſie an den bayeriſchen Kurfürſten, Niederſchleſien nebſt einem Teil von Jülich und Berg an den König von Preußen, an die Pfalz den Reſt dieſer beiden Herzogtümer geben; Kaiſer würde am beſten der Kurfürſt von Sachſen werden, freilich müſſe er da auf Polen verzichten, das nun an Stanislaus Lescynski fallen könnte, wodurch Lothringen frei würde. Der Wiener Hof würde dabei zwar verlieren, aber doch lange nicht ſo viel, als ihm ein koſtſpieliger Krieg dürfte zu ſtehen kommen[1]).

Im Innern war das Staatsweſen, deſſen Leitung Maria Thereſia nun übernahm, in einem Zuſtand der Zerrüttung und Erſchöpfung.

Karl VI. war auf dem Wege, den ſchon ſeine Vorfahren eingeſchlagen hatten, um aus den disparaten Elementen, die ſeinen Länderbeſitz bildeten, einen einheitlichen Staat zu machen, wenn auch nicht ſehr energiſch, ſo doch zielbewußt vorgeſchritten; er hatte die Tendenz verfolgt, die 1726 ein Votum des Prinzen Eugen, der Miniſter Sinzendorf und Starhemberg dahin formuliert hatte: es ſei „ſo viel als möglich ein totum aus Ew. Maj. weitläufigen und herrlichen Monarchie zu machen"; ſie zeigte ſich in vielen Verfügungen des Kaiſers im Heer- und Finanzweſen, in der Rechtspflege und auf handelspolitiſchem Gebiete. Aber es iſt ihm während einer faſt 30jährigen Regierung doch nicht gelungen, das Gefühl der Zuſammengehörigkeit in ſeinen Ländern „zu einem klaren tatkräftigen Bewußtſein zu entwickeln". Es war dies u. a. auch bei den Verhandlungen über die Annahme der pragmatiſchen Sanktion in den einzelnen Kronländern zum Ausdruck gekommen. Ja, die Länder wollten beiſammen bleiben, aber eine Verpflichtung gegenſeitiger Unterſtützung lehnten ſie ab. Tirol, Kärnten, Steiermark pochten auf alte Privilegien; als es ſich darum handelte, Laſten für das ſtehende Heer außerhalb der engeren Landesgrenzen, Teilnahme an Kriegszügen außerhalb dieſer zu übernehmen, machten ſie Schwierigkeiten: „von einer Hingebung an die Geſamtſtaats-idee, durch welche alle Länder auf praktiſche Weiſe Ver-

[1]) v. Loën, Kleine Schriften. 3. Auflage (1756) 2, 5 u. f.

ſtändnis für dieſelbe und deren Segnungen an den Tag gelegt hätten, iſt beinahe nichts wahrzunehmen“[1]).

Die Finanzlage war ſchon, als Karl VI. die Regierung angetreten hatte, ſehr traurig geweſen. „Die Staatskaſſe iſt leer, es befindet ſich darin nicht ein Heller,“ hatte der Hofkammerpräſident Graf Starhemberg, der ebenſo wie noch beim Tode des Kaiſers an der Spitze des Finanzweſens geſtanden war, damals geſchrieben, „Hofſtaat und Armee ſind unbezahlt, die Kameralgefälle auf Jahre verpfändet.“ Trotz einiger Anſätze zur Beſſerung blieb während ſeiner ganzen Regierungszeit die Finanznot konſtant. Das einzige Jahr 1725 ausgenommen, konnten die Ausgaben nie durch die Einnahmen beſtritten werden. Einen klaren ziffernmäßigen Einblick in den Staatshaushalt können wir wohl für die Jahre zwiſchen 1711 und 1740 ſo wenig gewinnen[2]) wie für frühere Zeiten; es fehlen auch da noch die Quellen dazu. Aber daß es namentſich am Ende dieſer Periode ſehr übel damit beſtellt war, darüber kann kein Zweifel ſein. Die Protokolle der oberſten Finanzbehörden ſpeziell aus dem Jahre 1739 entrollen die düſterſten Bilder; die meiſten Länder waren nicht nur außerſtande, die Kontributionen für dieſes Jahr aufzubringen, ſie ſchuldeten auch noch große Rückſtände. Vergebens daß man, um dieſe einzubringen, die ſäumigen Zahler mit Einquartierungen von Invaliden belegte; ſie ertrugen das geduldig, aber ſie zahlten dennoch nicht. Auch fehlte es, da die meiſten Einnahmen verpfändet waren, an Objekten zur Verſicherung von Anlehen, da ſowohl die Stände wie die auswärtigen Geldinhaber Kredit nur gegen Überweiſung ſtaatlicher Einnahmen gewähren wollten. Überall waren kaiſerliche Unterhändler auf der Suche nach Kapitaliſten. Der Staatskredit war ſo herabgekommen, weil von den letzten inländiſchen Anlehen (1735, 1736, 1739) die Zinſen nicht gezahlt worden waren. Der Spaniſch-Engliſche Krieg drohte auch die letzte Quelle für öſterreichiſche Anlehen, Holland, zu verſchließen, da die reichen Holländer ihr Geld lieber den Engländern zur Verfügung ſtellten. Der Staat lebte von

[1]) Nach Bidermann, Geſamtſtaatsidee 2 (1889), 76.

[2]) Auch Menſis fleißige Arbeit „Die Finanzen Öſterreichs 1701—1740“ gewährt einen ſolchen nicht.

Antizipationen, er war selbst mit den Beamtengehalten um Monate und Jahre in Rückstand. Auch nach dem Frieden mit der Türkei, auf den man große Hoffnungen gesetzt hatte, wurde es nicht besser; es hatte schon Schwierigkeit, die für die täglichen Bedürfnisse des Hofes nötige Summe zu beschaffen, die Apanage für Maria Theresia — 20000 Gulden jährlich — war nur durch ein Anlehen bei der Wiener Stadtbank flüssig zu machen. Bei einem Budget von ca. 40 Millionen betrug das Defizit 83 Millionen, die Staatsschuld 100 Millionen Gulden — um 40 Millionen mehr als 1711 — was an und für sich nicht so sehr hoch, nur in dem Verhältnis zu den Einnahmen bedenklich war[1]).

Mit der Armee stand es gegen Ende der Regierung Karls VI. auch ziemlich schlecht, wenn auch nicht wesentlich schlechter als in den anderen europäischen Staaten, das kleine Preußen ausgenommen. Sie setzte sich 1739 aus 52 Infanterie-, 18 Kürassier-, 14 Dragoner- und 8 Husarenregimentern mit einem Gesamtsollstand von etwa 159000 Mann, darunter 40900 Reitern, zusammen; der Effektivstand war um ein gutes Drittel geringer. Aus finanziellen Gründen wurde nun eine Reduktion beschlossen: mit 8 Millionen Gulden sollte das Auslangen gefunden werden, wovon $6\frac{1}{2}$ Millionen auf den Unterhalt der Regimenter[2]), der Rest auf die übrigen Erfordernisse verwendet werden sollte. Der Hofkriegsratspräsident Graf Harrach meinte zwar, damit könne so wenig ein Auslangen gefunden werden, als sein Schneider aus den 7 Ellen Tuch, die für ein Kleid notwendig seien, 6 Kleider machen könne. Aber er mußte sich schließlich fügen und arbeitete noch selbst ein Reduktionsprojekt aus, das der Kaiser mit einigen Änderungen im Sommer 1740 genehmigte. Darnach waren 3 Infanterieregimenter, 2 Dragoner- und 3 Husarenregimenter aufzulösen, außerdem der Stand bei jedem Infanterieregiment um 3, bei jedem Kavallerieregiment um 2 Kompagnien zu vermindern. Der gesamte Sollstand hätte sich darnach auf 108000

[1]) Nach Mensi, a. a. O. 656 u. f., 695 u. f., 705 u. f. und die Tabelle 747, dazu der vielfach hierauf beruhende Aufsatz von A. Beer im „Österr. Erbfolgekrieg" 1[1], 197 u. f.

[2]) Die in Italien und in den Niederlanden stehenden waren aus den dortigen Einkünften zu erhalten.

Mann Infanterie und 33000 Reiter, zusammen 141000 Mann, belaufen, der Effektivstand wurde mit ca. 108000 Mann bemessen. Auch so besaß nur Frankreich eine stärkere Armee: 198000 Mann, darunter aber nur 17000 Reiter. Alle andern Staaten, für die ziffernmäßige Angaben vorliegen, standen weit nach: Preußen mit 83000, die deutsche Reichsarmee mit 40000, Bayern mit ebensoviel, Sachsen mit 34000, Hannover mit 22000 Mann[1]). Bringt man Größe und Einwohnerzahl in Anschlag, so stand freilich Preußen an erster Stelle, da es dem Flächeninhalt nach unter den europäischen Staaten die zehnte, der Bevölkerungszahl nach gar die dreizehnte oder vierzehnte Stelle einnahm. Der Zustand der Truppen — Besoldung, Bewaffnung, Verpflegung, Disziplin — war vielleicht in Frankreich, gewiß in Preußen besser, überall anderswo aber entschieden schlechter. Als besondere Mißstände der österreichischen Armee, die zum Teil eine Nachwirkung des letzten Türkenkrieges waren, werden bezeichnet: daß die Anzahl der Rekruten größer war als die der Ausgedienten, daß das Vertrauen zu den Führern erschüttert und das Offizierskorps durch Käuflichkeit der Stellen und Protektionswesen im Rückgang begriffen war, ferner daß man wie bei den Zivilbesoldungen mit Gage und Löhnung vielfach im Rückstand blieb, woraus Verschuldung, Desertion und selbst Meuterei entsprangen. Dienst- und Exerzierreglement ließen viel zu wünschen übrig; eine drastische Schilderung des Zustandes, den sie am Beginn ihrer Regierung in dieser Hinsicht angetroffen, entwirft Maria Theresia selbst in einem späteren Rückblick: „Wer würde glauben, daß nicht die mindeste Regel eingeführt war bei meinen Truppen? Jeder machte ein anderes Manöver im Marsch, im Exerzieren und im Alarm, einer schoß geschwind, der andere langsam, die nämlichen Worte und Befehle wurden bei dem einen so und bei dem

[1]) Alles nach den von verschiedenen Verfassern herrührenden Übersichten: „Das Wehrwesen in Österreich" und „Das Wehrwesen in fremden Staaten" in dem „Österr. Erbfolgekrieg, bearbeitet von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Kriegsarchivs" (1896 u. f.) 1, 297 u. f., 517 u. f. — In der letzteren fehlt von Staaten, die für die Geschichte Maria Theresias in Betracht kommen, Rußland, wohl weil da die Quellen im Stich ließen; für Spanien fehlen ziffernmäßige Angaben.

andern anders ausgedrückt, und da ist es kein Wunder, wenn zehn Jahre vor meiner Regierung der Kaiser allezeit geschlagen worden, und wie ich selbst das Militär gefunden, nicht zu beschreiben ist." Aber freilich dürfte es wieder nur in Frankreich und Preußen — allenfalls noch in Sachsen, wo in der letzten Zeit viel reformiert worden war — besser gewesen sein. Daß viele Ausländer in der Armee dienten, war nicht durchaus nachteilig; es waren — namentlich im Offizierskorps — sehr tüchtige Elemente darunter, übrigens war dies in Frankreich, wo es ganze deutsche und schweizerische Regimenter gab, und in Preußen, wo ein Drittel der Armee aus Ausländern bestand, nicht anders. Die Reiterei hatte einen sehr guten Ruf, sowohl die schwere, die sich aus den deutschen und böhmischen Erbländern rekrutierte, wie die leichte ungarische (Husaren). Die Artillerie war wie in allen Staaten an Zahl so gering, daß sie in den Armeeberichten gar nicht berücksichtigt wird, im ganzen zählte sie kaum 2000 Mann, in Frankreich hatte sie auch bloß 3000. In der Befestigungs- und Belagerungskunst waren die Franzosen allen voran. In der Dislokation der Truppen war gerade in den letzten Tagen Karls VI. eine Veränderung im Zuge. Bis dahin war der Großteil der Regimenter noch vom Türkenkrieg her in Ungarn, Kroatien, Slawonien und im Banat gestanden. Auch jetzt blieben von den 52 Infanterieregimentern noch 12, von den 18 Kürassierregimentern noch 13, von den 14 Dragonerregimentern 7, von den 8 Husarenregimentern 5 dort: maßgebende Generäle sahen immer noch in den Türken den Hauptfeind. In der Lombardei und in Toskana befanden sich nach der neuen Ordnung, die etwa Mitte Dezember 1740 durchgeführt war, 13, in den Niederlanden 8, in Böhmen 5, in Schlesien 4 Infanterieregimenter; Kavallerie außer in Ungarn nur in Italien (5 Regimenter), in Siebenbürgen (6), in Mähren und Niederösterreich (je 1 Regiment). Früher hat man auch in der obersten Leitung des Heerwesens, die bei dem Hofkriegsrat in Wien lag, ein Hauptgebrechen sehen wollen. Allerdings herrschte in den letzten Jahren Karls VI. große Unordnung und Willkür einzelner Referenten, doch teilte es diese Übelstände mit den ähnlichen Zentralbehörden anderer Staaten, auch dies, daß die Entscheidung wichtiger militärischer

Fragen von Referenten aus dem Zivilstand getroffen wurde. Bedenklich war der Mangel an hervorragenden Persönlichkeiten in den höchsten Stellen; alle Führer im letzten Krieg hatten sich bekanntlich schlecht bewährt, zwei von ihnen, Wallis und Neipperg, saßen beim Hinscheiden Karls VI., der Pflichtvergessenheit angeklagt, als Gefangene in Festungen. Aber unter den Generalen zweiten Ranges gab es doch eine nicht geringe Zahl tüchtigerer Kräfte als sie anderswo vorhanden waren, sie waren meist aus der Schule des Prinzen Eugen. Diese warteten nur darauf, an den richtigen Platz gestellt zu werden, um Hervorragendes zu leisten. Zu ihnen gehörten Ludwig Andreas Khevenhüller, der Prinz von Sachsen-Hildburghausen, Johann Pálffy u. a. Auch muß erinnert werden, daß es um 1740 herum in keinem anderen Staat militärische Kapazitäten ersten Ranges gab.

Erste Maßregeln. Die Minister. Bartenstein

Die erste wichtigere Regierungshandlung der neuen Königin war, ihren Gemahl zum Mitregenten zu ernennen. Das Schriftstück, durch welches das geschah, ist trotz der kanzleimäßigen Fassung, die ihm die Minister gegeben haben, doch bezeichnend für ihr Verhältnis zu dem Gemahl; an den entscheidenden Stellen hat sie übrigens vielleicht auch auf den Wortlaut Einfluß genommen, wie sie das später sehr häufig tat. „In Absehen auf Unser Geschlecht," heißt es am Eingang, „haben wir bedacht, daß die schwere Regierungslast durch die Hülfe einer getreuen Person uns erleichtert werde" und deshalb „die Mitregierung aller unserer erblichen Reiche und Staaten unserem geliebtesten Gemal, dem Herzog von Lothringen ꝛc., als für welchen seine hohe Geburt, herrlichen Eigenschaften und die mit uns geschlossene so beglückte Heurath das Wort reden, auf- und anzutragen", ohne jedoch „uns im Geringsten des Eigentums Unserer Rechte und Erbländern, als welche allezeit ungetrennt bleiben sollen, zu begeben."

Wenn im Falle ihres Ablebens keines ihrer Kinder und Erben das achtzehnte Jahr erreicht hätte, ſo ſolle die Regierung aller ihrer Reiche und Länder ihrem „geliebteſten Gemal“ als Vater und Vormund zukommen; „ſollte aber im Übrigen der oder diejenige, ſo uns in der Regierung folget, das 18. Jahr bereits erfüllet haben, ſoll keiner unſerer Kinder und rechtmäßigen Erben den kindlichen Reſpekt, den er Ihme ſchuldig iſt, aus den Augen ſetzen, ſo daß es etwa ſeinen Vater, unſern geliebteſten Gemal in dem Anteil, ſo wir ihm oberwähnter Maßen an der Regierung gegeben, zu beunruhigen ſich unternähme“[1]).

Hier ſind bereits zwei Leitmotive ihres Lebens als Herrſcherin angeſchlagen, die uns immer wieder begegnen werden. Einmal, daß die Regierung der Erblande, die nach der pragmatiſchen Sanktion nie geteilt werden durften, nur ihr allein zuſteht, dann aber, daß ſie in Haus und Familie ihren Gatten unbedingt als Haupt anerkannt und geehrt wiſſen will. Nicht umſonſt kehrt die Bezeichnung „geliebteſter Gemal“ dreimal wieder, dieſe Kanzleiphraſe iſt hier zugleich Bekenntnis ihres innerſten Gefühls. Sie erſchien denn auch damals mit dem Großherzog „ein Herz und eine Seele“.

Von den Miniſtern ihres Vaters, die ihr zur Seite ſtanden, waren die hervorragendſten der oberſte Hofkanzler Graf Philipp Ludwig Sinzendorf und der Hofkammerpräſident Graf Gundakar Thomas Starhemberg. Beide waren ſchon alt, jener 69, dieſer gar 77 Jahre. Starhemberg bekleidete ſeine Stelle ſchon ſeit 1703, ſeit 1705 ſtand er auch an der Spitze der Wiener Stadtbank. In Finanzſachen hatte er daher wohl eine ungeheure Erfahrung, die er immer zum Beſten der ihm anvertrauten Inſtitute verwendet hatte. Auch ſein eigenes bedeutendes Vermögen verwaltete er muſterhaft. Er war ſtreng katholiſch, aber in der auswärtigen Politik hatte er es doch immer mit dem Prinzen Eugen gehalten, gegen die ſog. ſpaniſche Partei, für ein Zuſammengehen mit Preußen, Rußland, den Seemächten, doch ohne Preisgabe der Selbſtändigkeit. Er war durchaus ehrlich und nahm ſich auch vor den aller-

[1]) U. a. abgedruckt bei Olenſchläger, Geſchichte des Interregni nach dem Ableben Kaiſer Karoli VI. 1 (1742), 37 u. f.

höchsten Personen kein Blatt vor den Mund[1]). Sinzendorf dagegen war vom Vater her nicht gerade mit Redlichkeit belastet: es war jener Georg Ludwig gewesen, der als Hofkammerpräsident unter Leopold I. sich große Unterschleife hatte zuschulden kommen lassen. Auch dem Sohn warf man vor, daß er eigennützig, ja Bestechungen nicht unzugänglich sei. Er war schon in jungen Jahren mit wichtigen diplomatischen Sendungen betraut gewesen; achtundzwanzigjährig, vertrat er den Kaiserhof in Versailles; mit dem Prinzen Eugen zusammen entwarf er nach der Schlacht von Malplaquet die harten Bedingungen, die Ludwig XIV. zu einem letzten Verzweiflungskampf bewogen, in dem dann die bekannte für Österreich so ungünstige Wendung eintrat; auf den folgenden Friedenskongressen von Gertruydenburg und Utrecht, sowie später in Soissons führte er gleichfalls die kaiserliche Sache, schließlich war er noch der Unterhändler des unglücklichen Wiener Friedens gewesen. Durch eine so langjährige diplomatische Tätigkeit hatte er sich wertvolle Verbindungen an den meisten europäischen Höfen erworben; so durfte er sich der Freundschaft des alten Kardinals Fleury rühmen. Er war gescheit, liebenswürdig, gebildet, besaß wissenschaftliche Interessen: während seines Aufenthalts in Frankreich hatte er Beziehungen zu den gelehrten Benediktinern von St. Maur angeknüpft, auch mit denen von St. Blasien und Melk, die nach dem Vorbild der Mauriner historische Studien pflegten, verkehrte er. Aber nicht sehr reich von Haus aus, verschwenderisch und leichtsinnig, daher oft in Geldverlegenheiten, wurde seine Einsicht und bessere Überzeugung oft durch Eigennutz getrübt: bald war es die Angst um die Gnade des Herrn, bald die Lockung fremden Goldes, die seine Entschlüsse bestimmten[2]). Maria Theresia schlug es ihm hoch an, daß er für ihre Heirat mit dem Lothringer gewesen war; daß er auch dabei pekuniäre Vorteile verfolgte, wußte sie wohl nicht. Wenn wir aber ihr Urteil von 1751 schon für die erste Zeit ihrer Regierung gelten lassen dürfen, so machte sie zwischen den beiden alten Ratgebern ihres Vaters und Oheims, obwohl sie beide schätzte, doch den richtigen Unterschied. „Sinzendorf", sagt sie in den schon erwähnten

[1]) Art. von György in der A. D. B. 34, 408.
[2]) Schlitter in der A. D. B. 35, 480.

Aufzeichnungen von 1751[1]), „war ein großer Staatsmann und ware ihm Starhemberg nicht gleich, allein er war nicht allezeit ohne Nebenabſichten, praeventiones und passiones ... die praeventiones, die man mir gegen ſelben gegeben, waren die Urſach, warumen mein ganzes Vertrauen auf Starhemberg geſetzt, der ein großer Mann war und gerader Teutſcher." Und an einer andern Stelle: „Graf Sinzendorf, der Hofkanzler, war ein großer Miniſter ... allein dieſer hatte mein Vertrauen nicht; Graf Starhemberg (hingegen) beſaß es völlig und venerierte ich ihm recht, obwolen er nicht ſo große politiſche Einſicht hatte. Der erſte informierte und disponierte mich anfangs von allen, letzterer aber hatte mein völliges Vertrauen ..." Dem Range nach der dritte unter den Miniſtern oder Mitgliedern der „geheimen Konferenz" war Graf Alois Raimund von Harrach, der im Alter zwiſchen Starhemberg und Sinzendorf ſtand. Der denkwürdigſte Moment ſeines Lebens war wohl, wie er in Madrid als Botſchafter Kaiſer Leopolds I. am Sterbebett des letzten ſpaniſchen Habsburgers Karl II. ſtand, aber einen diplomatiſchen Erfolg hat er nicht daraus zu gewinnen verſtanden; der franzöſiſche Geſandte hatte ihm den Rang abgelaufen. Von 1728 bis 1733 leitete er als Vizekönig die Regierung von Neapel, das damals ja zu Öſterreich gehörte. Daß er um 1740 nicht von großer Bedeutung war, zeigt ſchon das Stillſchweigen Maria Thereſias über ihn in jenen Aufzeichnungen; ſie nennt eben nur ſeinen Namen. Der venezianiſche Geſandte hatte ihm zwei Jahre vorher Offenherzigkeit und ein entgegenkommendes Weſen nachgerühmt: von einem fremden Diplomaten übrigens ein zweideutiges Lob. Ebenſowenig Einfluß auf die junge Fürſtin — oder höchſtens den, ihre Entſchlüſſe zu verzögern — hatten von den im Range folgenden Konferenzmitgliedern Graf Joſeph Harrach, ein jüngerer Bruder des Alois Raimund, aber auch ſchon alt, und der gleichfalls dem 70. Jahre naheſtehende Graf Königsegg. Joſeph Harrach war ſeit 1738 an der Spitze

[1]) „Aus mütterlicher Wolmeinung zu beſonderem Nutzen meiner Poſterität verfaßte Inſtruktionspunkte" von Arneth im 47. Bd. des Arch. f. öſterr. Geſch. (1865) veröffentlicht; er ſetzt ihre Entſtehung in das Jahr 1751, während Fournier (ebd. 69, 325 A[1]) geneigt iſt, ſie mit 1750 zu datieren, jedenfalls aber nicht ſpäter als März 1751.

der oberſten Militärbehörde, des Hofkriegsrates, den Prinz Eugen ſo lange geleitet hatte: bezeichnend für die ſehr relative Wertſchätzung, die ihm Kaiſer Karl entgegenbrachte, ſind die Worte, mit denen er dem Großherzog Franz deſſen Ernennung mitteilte: „Benachrichtige Ew. Liebden, daß vor mein Dienſt gefunden, den Harrach zum Kriegspräſidenten zu benennen, weil auch keine große Wal hab.“ Maria Thereſia nennt ihn in ihrer Denkſchrift nicht einmal; ein Jahr ſpäter ſagte ſie von ihm: „Der gute Kriegspräſident iſt langſam“. Indes ſpricht für ihn, daß er an der Heeresreduktion von 1739, wie wir gehört haben, doch wenigſtens eine ſehr draſtiſche Kritik geübt hat, wenn er auch nicht die Energie beſaß, ſie zu hindern, oder die Charakterfeſtigkeit, ſein Amt niederzulegen, da er dies nicht vermochte. Königsegg, den Maria Thereſia gleichfalls mit Stillſchweigen übergeht, gehörte zu den unglücklichen Feldherren des letzten Türkenkrieges, es wurde ihm namentlich zu große Vorſicht und Ängſtlichkeit ſowohl im Krieg als auch im Rate vorgeworfen: „er iſt ſo vorſichtig im Ausdruck“, ſagte der venezianiſche Botſchafter 1738 von ihm, „daß man nie weiß, welcher Meinung er iſt; niemals tritt er entſchieden für etwas ein.“

Dagegen empfängt das jüngſte Mitglied der Konferenz, der Landmarſchall Graf Ferdinand Herberſtein, der erſt 45 Jahre alt war, von Maria Thereſia das Lob: „ein grundehren- und capabler Mann“. Er gehörte ſchon ſeit 1738 zu ihrem Hofſtaat, war aber zuerſt weder bei ihr noch ihrem Gemahl beliebt, ſie hielten ihn für einen „surveillant und espion“; während der Reiſe nach Toskana, an der er als Oberſthofmeiſter teilnahm, wußte er aber durch Vermittlung der Gräfin Fuchs das Vertrauen des jungen Paares und beſonders Maria Thereſias zu erlangen. Dies bezeugte ſie ihm auch bald, nachdem ſie die Regierung angetreten, indem ſie ihn in den wichtigſten Sachen zu Rate zog[1]). Immerhin bezog ſich aber obiges Urteil wohl mehr auf die Erfahrungen der nächſten Jahre.

Zu den einflußreichſten Perſönlichkeiten der Regierung gehörte während der letzten Zeit Karls VI. der Hofrat Johann Chriſtoph von Bartenſtein. Er war Protokollsführer der Kon-

[1]) Nach Khevenhüller-Schlitter zum 28. Juni 1744.

ferenz, und da der Kaiſer mit ſeinen Miniſtern nur ſchriftlich verkehrte, war er die Mittelsperſon zwiſchen dieſen und jenem. Er war 1689 in Straßburg geboren; ſein Vater, Profeſſor der Philoſophie an der dortigen Univerſität, hatte noch die reichsſtädtiſche Zeit mit ihren vielfachen Beziehungen zum Kaiſerhof erlebt; es war kein Wunder, daß der Sohn ſich ſchon in jungen Jahren, nachdem er in ſeiner Vaterſtadt die Rechte ſtudiert hatte, nach Wien wandte, um hier ſein Glück zu machen. Durch den Grafen Gundaker Starhemberg war er 1715 in den öſterreichiſchen Staatsdienſt eingeführt worden und hatte die unteren Stufen raſch überſprungen; ſchon 1727, alſo mit 38 Jahren, war er Hofrat. 1733 erhob ihn der Kaiſer in den Reichsfreiherrnſtand. Er gehörte jener älteren Generation deutſcher Politiker an, die mit dem Gelehrtenſtand zuſammenhingen und anderſeits etwas vom Publiziſten an ſich haben. Seine geſchichtlichen und ſtaatswiſſenſchaftlichen Kenntniſſe waren außerordentlich; beſonders in dem Labyrinth des deutſchen Reichsrechtes wußte er Beſcheid, beſaß eine ungeheure Arbeitskraft und führte eine ſehr gewandte Feder. Seine Ausführungen waren zwar pedantiſch und weitſchweifig, aber immer klar und, hiſtoriſch wie juriſtiſch, aufs beſte fundiert. Als bürgerlicher Emporkömmling war er bei Hofe nicht beliebt, doch ſchätzten ihn Starhemberg und Sinzendorf, und auch die anderen Miniſter mußten ihn trotz ſeiner Rechthaberei und ſeiner oft rückſichtsloſen Offenheit dulden, nicht nur, weil er beim Kaiſer in ſo hoher Gunſt ſtand, ſondern weil er auch ihnen unentbehrlich war. Maria Thereſia war ihm deshalb gram, weil er ein Gegner ihrer Verbindung mit dem Lothringer geweſen war, der Großherzog, weil er ihm in ſo brüsker Form den Verzicht auf ſein väterliches Erbe nahegelegt hatte. So war denn Bartenſtein auch überzeugt, daß ihm die neue Herrſcherin nur ungnädig geſinnt ſein könne, und er erbat bei erſter Gelegenheit ſeine Entlaſſung. Sehr bekannt iſt die Antwort, die ihm die Königin hierauf gab: jetzt ſei nicht der Augenblick dazu; er ſolle ſich nur bemühen, das Gute zu tun; Böſes zu tun werde ſie ihn ſchon zu hindern wiſſen. Es iſt dies die erſte Äußerung eines entſchiedenen eigenen Willens; das Bekenntnis, daß ſie ein angetanes Unrecht nicht vergeſſen könne, iſt ebenſo damit ausgeſprochen wie das Gefühl der Pflicht und die Ein-

ſicht, daß von nun an perſönliche Empfindungen vor dem Wohle des Staates zurückzutreten haben.

Im übrigen nahm ſie in den erſten Monaten ihrer Regierung keinen Einfluß auf die Führung der Geſchäfte. Nicht nur ihre Unerfahrenheit brachte das mit ſich, ſie mißtraute auch ihrer eigenen Einſicht. Der venezianiſche Botſchafter Capello erzählt, ſie habe ihm eines Tages geklagt, daß ſie in einer Sache nicht ihrer eigenen Meinung gefolgt ſei; er wagte ſie zu fragen, warum — da dieſe doch die richtige, ja ihren Intereſſen einzig entſprechende war. Sie antwortete, daß ſie das wohl am Ausgang der Sache erkannt habe, aber obwohl ihr das auch früher ſchon ſo vorkam, hätte ſie bei ihrem Alter und ihrer Unerfahrenheit ſich doch gefürchtet, ſich zu täuſchen, und nicht gewagt, der abweichenden Anſicht der erfahrenen alten Miniſter ihres Vaters ihre eigene entgegenzuſetzen. Und in dem Rückblick von 1750/51 ſagt ſie in bezug auf dieſe Zeit: „Keine Erfahrung in Ausſuchung derer Räten wohnete mir bei und eben darumben die natürlicherweiſe damals gehabte große Timidität und Diffidenz ... die Auswal deren ſo ſehr benötigten Ratſchlägen und Information ſehr erſchwerete ... nahme die Reſolution, meine Unwiſſenheit nicht zu verſtecken, ein jeden in ſein Departements anzuhören und mich alſo recht zu informieren.“ Immerhin wirkte die bezaubernde Liebenswürdigkeit, die ihr von Anfang ihrer Regierung an von mehreren Seiten nachgerühmt wird, ſchon damals bisweilen als politiſcher Faktor. Als ſie die Verordneten der niederöſterreichiſchen Stände zum erſtenmal einzeln in Audienz empfing, vermochte ſie gleich dem erſten, dem Vertreter des Prälatenſtandes, die Zuſtimmung zu gewiſſen Forderungen, welche die Stände nicht zu bewilligen die Abſicht hatten, abzunötigen. Die anderen im Vorzimmer machten ihm, als er es ihnen geſtand, lebhafte Vorwürfe darüber: „Geht nur hinein zu ihr und ſeht zu, ob ihr ihr etwas abſchlagen könnt“, erwiderte er[1]).

Zu einem entſchiedenen perſönlichen Hervortreten bewog ſie erſt der Feind, der ſie alsbald bedrohte, der junge König von Preußen.

[1]) Ranke, Neun Bücher preuß. Geſchichte, 8. Buch, nach einem Brief aus Wien vom 14. Dezember 1740.

Der Feind. Ausbruch des Ersten Schlesischen Krieges. Der bayerische Einfall

I.

Eine feindselige Haltung gegen sie nahm zuerst der bayerische Kurfürst an. Nicht in erster Linie darauf stützte er seinen Erbanspruch auf die österreichischen Länder, daß er mit einer der Töchter Josephs I. vermählt war, denen nach einem älteren, durch die pragmatische Sanktion derogierten Hausgesetz die Nachfolge *vor* den Töchtern Karls VI. zugekommen war — auf die übrigens seine Gemahlin ebenso wie ihre Schwester, die Kurprinzessin von Sachsen, bei ihrer Vermählung verzichtet hatte — sondern auf seine Abstammung von Kaiser Ferdinand I. und eine angebliche Bestimmung in dessen Testament. Gleich nach Karls VI. Hingang trat er mit diesem Anspruch, von dem er schon früher keinen Hehl gemacht hatte und der dem Wiener Hof denn auch bekannt, aber nicht sehr bedrohlich erschienen war, hervor. Aber am 3. November wurde dem bayerischen Gesandten das Original jenes Testamentes gezeigt, auf das sich der Kurfürst berief, und es fand sich, daß die entscheidende Stelle ganz anders lautete und das Recht, das er daraus ableitete, ausschloß. Nicht beim Abgang der *männlichen* Linie des Hauses Habsburg verlieh sie den Wittelsbachern einen Anspruch, sondern erst beim Aussterben der *ehelichen* Leibeserben der Söhne Karls V. und Ferdinands I. Der Kurfürst ließ zwar nicht nach, ja er meldete auch seine Kandidatur um die deutsche Kaiserkrone an. Auch dies nahm man aber in Wien nicht tragisch: man meinte, daß der Gemahl Maria Theresias auf 5 bis 6 von den 8 Stimmen des Kurkollegiums rechnen dürfe. Im übrigen erschien der Kurfürst nur, wenn er die Unterstützung Frankreichs fände, ein bedrohlicher Gegner. Frankreichs aber hielten sich die Minister Maria Theresias für sicher, obwohl ihnen von dem österreichischen Vertreter in Paris Warnungen zugingen. Deshalb fanden auch die Bemühungen Englands, Österreich zum Eintritt in eine große Allianz gegen Frankreich zu bestimmen, die auch

nach dem Tode des Kaiſers fortgeſetzt wurden, immer noch keinen Anklang.

Anders war es mit der Bedrohung, die von Preußen ausging. Sie war plötzlich und unvermutet. Sie bedeutete eine unmittelbare Gefahr, der nur mit einem ſofortigen großen Opfer oder mit ſofortigem kräftigen Widerſtand zu begegnen war.

König Friedrich war durch die Nachricht vom Tode des Kaiſers wohl wie alle Welt überraſcht worden, aber ſeine Politik wechſelte vielleicht nur ihr nächſtes Ziel, ihr Tempo, nicht ihren Charakter. „Ich werde nicht nach Berlin gehen," ſchrieb er am 28. Oktober an Algarotti, „eine Bagatelle wie der Tod des Kaiſers fordert keine großen Bewegungen. Alles war vorhergeſehen, alles vorbereitet." War ſein Abſehen ohnedies auf Krieg gerichtet, ſo ſetzte er an die Stelle von Jülich und Berg nun Schleſien. Der Angriff mußte freilich ſofort geſchehen, bevor ſich die neue Regierung in Öſterreich befeſtigte oder ein anderer zugriff.

Anſprüche auf verſchiedene Teile von Schleſien waren von den brandenburgiſchen Kurfürſten wiederholt unter verſchiedenen Titeln erhoben worden. Aber nun war lange davon nicht die Rede geweſen. Schleſien war ein Land von 45 900 qkm, größer als irgendeine Provinz der preußiſchen Könige: Brandenburg hatte nicht ganz 40 000, Oſtpreußen 36 000, Pommern 30 000 qkm; die Einwohnerzahl belief ſich auf ein Fünftel der ganzen Bevölkerung von Preußen; es hatte 182 Städte, von denen Breslau ſchon damals eine der größten des Deutſchen Reiches war, 4760 Dörfer; der Ertrag der Domänen allein betrug 100 000 Thaler jährlich. In dem nördlichen, ebenen, ergiebigeren Teil war die Bevölkerung proteſtantiſch, wohl in der Ausübung ihres Bekenntniſſes durch Verträge geſchützt, aber vielleicht doch einem Beherrſcher proteſtantiſchen Glaubens im ſtillen den Vorzug gebend. Das Land war ſchlecht verteidigt, wie ſchon aus der oben erwähnten Truppendislokation in der letzten Zeit Karls VI. hervorgeht, durch natürliche Grenzen nicht beſchützt, die wenigen Feſtungen vernachläſſigt. Dagegen war Preußen militäriſch zu einer kriegeriſchen Unternehmung aufs beſte vorbereitet. Mit den neuen 7 Infanterieregimentern hatte es eine Armee von beinahe 100 000

Mann, davon nahe an 20000 Reiter, ein Artilleriekorps von 1200 Mann. Der Effektivstand kam der Sollstärke sehr nahe. Seit 1726 besaß es einen Mobilisierungsmodus, der den kriegsbereiten Ausmarsch der Truppen 10—12 Tage nach Empfang der Befehle ermöglichte, das 1733 eingeführte Kantonssystem, das Rekrutierung von Einheimischen mit Werbung Fremder verband, bedeutete den ersten Schritt zur allgemeinen Wehrpflicht: Preußen hatte damit einen gewaltigen Vorsprung vor allen anderen Staaten gewonnen. Aber allerdings: „militärisch gefahrlos in ihren Anfängen," so urteilt der neueste Biograph des Königs (Koser), „war die Unternehmung (gegen Schlesien) doch politisch in höchstem Grade gewagt." Denn der König war der Billigung keiner andern Macht sicher, mußte darauf gefaßt sein, im Deutschen Reich damit zu erschrecken, die fremden Großmächte zu erbittern. Daß die junge Fürstin auch von anderer Seite angegriffen werden würde, war damals noch keineswegs sicher. Übrigens, an diese dachte er nicht, er wußte nichts von ihr, ihr Name kommt in seinen damaligen Briefen gar nicht vor; sie war ihm eine Frau, nichts weiter, er meinte, es mit ihrem Gemahl zu tun zu haben, den er ja flüchtig kennen gelernt hatte, dem er hervorragende Herrschereigenschaften nicht zutraute.

Am 9. November wandte sich Maria Theresia an Friedrich mit der Bitte, bei der bevorstehenden Kaiserwahl für ihren Gemahl einzutreten. So sicher rechnete sie auf eine freundliche Gesinnung des Königs für sie. Dieser antwortete allerdings verbindlich und „der ganze Hof hallte", wie der preußische Gesandte in Wien, von Borcke, nach Berlin berichtete, einige Tage „von der frohen Botschaft wieder", die sich auch in der Stadt schnell verbreitete[1]). Aber ein Bericht des österreichischen Residenten am preußischen Hof, von Demeradt, vom 29. Oktober, der offenbar erst nach dem 9. November in Wien eintraf, enttäuschte rasch „den Hof und die Stadt": der König unterhalte sich in Rheinsberg, schrieb Demeradt, „wobei doch von gefährlichen Absichten auf ein Stück des Herzogtums Schlesien und sich im Rang zur kaiserlichen Würde zu setzen, will gemurmelt werden, welches aber dermals noch als eine Ver-

[1]) Grünhagen, Der Erste Schlesische Krieg (1881) 1, 76.

mutung anzuſehen und zu hoffen iſt, daß die göttliche Vorſichtigkeit die Herzen derer auswärtigen Mächte und Fürſten zu gerechterer Geſinnung lenken werde." Drei Tage ſpäter berichtet er, der König arbeite mit dem Miniſter Podewils, den Generalen Schwerin und Katte Tag und Nacht, ſpeiſe allein mit ihnen und laſſe ſich faſt von niemand ſehen; er dürfte „vielleicht doch noch vor Eintritt des Winters einen gefährlichen Streich ausführen zu laſſen geſinnt ſein", und es wäre wohl gut, „wenn zur Sicherheit des Herzogtums Schleſien durch erſinnliche Mittel könnte vorgeſehen werden"[1]). Am 14. November ſchrieb denn auch Maria Thereſia bereits an den öſterreichiſchen Geſandten von Oſtein in London: „Haſt du zu wiſſen, daß niemand weniger als Preußen zu trauen." Aber es dauerte noch Wochen, bis ſich ihr Wille, Schleſien um jeden Preis zu behaupten, unzweifelhaft offenbarte und durchſetzte. Bezeichnend iſt, daß das königliche Oberamt Schleſien Mitte November auf die Anfrage, was es im Falle eines preußiſchen Einmarſches, den ein Gerücht als nahe bevorſtehend ankündigte, zu tun habe, zunächſt keine Antwort erhielt, und als es durch einen Kurier drängte, ungnädig bedeutet wurde: es ſolle ſparſamer ſein mit Stafettengeldern und ſich nicht ſo leicht in Furcht ſetzen laſſen. Dies war ſicher nicht im Sinne der Königin, die Miniſter hatten ſie dazu überredet. Wenn aber der Venezianer Capello berichtet, Maria Thereſia ſei anfänglich für einen Ausgleich mit Friedrich geweſen, den Miniſtern ſei es zuzuſchreiben, wenn deſſen Anträge abgelehnt wurden, ſo iſt das gewiß nicht richtig. Nicht nur aus jener Warnung an Oſtein ergibt ſich das, ſondern aus ihren eigenen ſpäteren Aufzeichnungen. Darnach war es gerade umgekehrt, wie Capello will. „Dieſes Königs ſüße Worte und kräftigſte Verſprechungen machten ſogar meine Miniſter irre," erzählt ſie in der Denkſchrift von 1750/51, „maßen man nicht glauben konnte noch wollte, daß der König von Preußen feindlich agiren würde. Dieſes von denen Miniſtris beſonders Sinzendorf hegende Vertrauen, dann meine Unerfahrenheit

[1]) Franz Chriſtoph von Demeradt war ſeit 16 Jahren Reſident in Berlin; ſeine Berichte wurden von Duncker in den „Mitteilungen des Kriegsarchivs" 1885 veröffentlicht. S. auch „Erbfolgekrieg" 1², 1029 u. f.

und guter Glaube waren Ursach, daß die Defensivveranstaltungen in Schlesien, nicht minder die Nachrückung deren nächstgelegenen Regimenter größtenteils negligieret." Und in einer späteren Aufzeichnung[1]) von 1756 wiederholt sie, es sei den Ministern „nicht beigefallen, eine größere Macht dem König von Preußen gleich anfangs entgegenzustellen, bloß aus Abneigung oder Mißtrauen gegen Hungarn, als ob sie auf deren Treue sich nicht verlassen könnten". So viel spätern Datums sind diese Aufzeichnungen nicht, daß man ihnen mißtrauen müßte; gerade diese Zeit blieb übrigens ihrem Gedächtnis mit unauslöschlichen Zügen für immer eingegraben.

Für den Biographen Maria Theresias ist es bedeutungslos, ob die Ansprüche, die Friedrich auf Schlesien erhob und durch seine Kronjuristen hernach verteidigen ließ, überhaupt oder wie weit sie begründet waren und ob er selbst von ihrer Berechtigung überzeugt war. Es kommt hier nur darauf an, wie sie sie ansah, und da kann kein Zweifel sein: sie hielt sie für durchaus nichtig, ja frevelhaft. Wahrscheinlich ging sie auf eine nähere Prüfung derselben gar nicht ein, wenigstens haben wir keinen Anhaltspunkt dafür. Für sie lag die Sache sehr einfach: ihr Vater und dessen Vorfahren bis zurück ins 16. Jahrhundert hatten diese Länder besessen oder doch Hoheitsrechte über sie ausgeübt; nach göttlichem und menschlichem Rechte gehörten sie sonach nur ihr. Diskutierbar war ihr die Forderung Friedrichs nur, insofern er sie sich als Gegenleistung für seine Hilfeleistung gegen die Feinde, die sich voraussichtlich gegen sie erheben würden, bedang. Wenn aber Friedrich ankündigte, er werde, wenn man seinen Antrag nicht annehme, doch in Schlesien einmarschieren, um dieses Land, das sonst doch nicht den geringsten Angriff von anderer Seite zu befürchten hatte, zu schützen, so mußte ihr dies als ganz widersinnig, wenn nicht als ein Hohn erscheinen. „Wir melden wolbedächtlich," schrieb sie am 8. Dezember an den Feldmarschall Botta, den sie im November als außerordentlichen Bevollmächtigten nach Berlin geschickt hatte, „daß wir solches weder glauben können, noch wollen; dann wie ist möglich, seinen Nachbarn von darumben

[1]) Sie ist gleichfalls von Arneth im Archiv f. österr. Gesch. 47 mitgeteilt worden.

feindlich anzugreifen, weil er die ihm anbietende Hülfe nicht nötig zu haben glaubt, mithin mit Abbruch seiner ruhig besitzenden Länder nicht erkaufen will, zugleich aber auf das freundschaftlichste dahin sich erkläret, daß, wann er gegen anderweitige Feinde sie aufzusuchen nötig haben sollte, er sich darüber der Billigkeit nach alsdann einverstehen würde."

Auf Friedrich machten indes solche Vorstellungen keinen Eindruck. Sein Entschluß war längst gefaßt. Zwischen dem 4. und 14. Dezember erfolgte der Aufmarsch der preußischen Truppen an der schlesischen Grenze; am 16. überschritten sie diese. Der König hatte sich am 11. zur Armee begeben. In Wien wußte man am 14., was bevorstand: „In dieser Stunde", schrieb da Graf Tarouca an den Grafen Friedrich Harrach, „marschiert der König von Preußen vielleicht schon in unsere Provinz ein." Tags darauf richtete der Großherzog ein Schreiben an Botta, in dem man wohl einen Widerhall der Ansicht Maria Theresias hören darf: er solle dem König vorstellen, daß Österreich gar keine bedrohlichen Feinde habe: wenn nur Er sich ruhig halte, würden alle ruhig bleiben. Weder von Bayern noch von Sachsen sei etwas zu fürchten, von Frankreich hätte man die bündigsten Versicherungen, daß es seine Verpflichtungen erfüllen werde; Englands und Hollands friedliche Gesinnungen seien bekannt, die Disposition des russischen Hofes so, wie man sie nur wünschen könne; daran, daß der König von Dänemark an dem Allianzvertrag festhalten werde, den er mit dem Kaiser geschlossen habe, sei auch nicht der geringste Zweifel, die Bewegungen der Perser endlich und die Hungersnot in Konstantinopel sicherten die Erbländer auch gegen die Türken. Noch vernehmlicher spricht die Ansicht der Königin aus der Antwort, die der Großherzog am 17. Dezember dem preußischen Gesandten in Wien, von Borcke, gab, als dieser ihm das Anerbieten seines Königs eröffnete, Österreich mit seiner ganzen Macht gegen jeden Feind zu unterstützen und ihm seine deutschen Staaten zu garantieren, zu dem Zweck, eine enge Allianz mit Österreich, Rußland und den Seemächten zu schließen, dem Großherzog die Kaiserwürde zu verschaffen und überdies zwei Millionen Taler zu bezahlen, zugleich aber die vollständige Abtretung Schlesiens forderte und das Einrücken der preußischen Truppen in dieser ankündigte:

„Nimmer, nimmermehr wird die Königin einen Zoll breit Land von allen ihren Erbländern abtreten, und müßte sie mit allem, was ihr bliebe, zu Grunde gehen ... lieber die Türken vor Wien, lieber Abtretung der Niederlande an Frankreich, lieber jedes Zugeständnis an Bayern und Sachsen als der Verzicht auf Schlesien." Der Großherzog verleugnete hiemit sogar höchstwahrscheinlich seine eigene Meinung; aus etwas späteren Äußerungen von ihm werden wir hören, daß ihm Schlesien doch nicht so ungeheuer viel wert schien. Die Vorstellungen Borckes machten denn auch starken Eindruck auf ihn, so daß er etwas einlenkte: „Ich bin in Verzweiflung, aber ich sehe kein gütliches Mittel; doch sind wir zu einer Unterhandlung bereit, sofern die preußischen Truppen keine Feindseligkeiten begehen. In diesem Augenblick öffnete die Königin, die wohl im anstoßenden Gemach zugehört hatte, die Tür und fragte, ob der Großherzog da sei: fürchtete sie, daß der Gemahl am Ende zu viel zugestehe? „Ich komme im Augenblick", sagte dieser. Borcke zeigte ihm noch die bevorstehende Ankunft eines außerordentlichen Gesandten, des Grafen Gotter, an; der Großherzog erklärte sich bereit, ihn zu empfangen[1]).

Tags darauf erschien Gotter bereits, auch er nur beim Großherzog. Die Audienz nahm ungefähr denselben Verlauf wie die Borckes[2]).

Dem englischen Gesandten äußerte sich der Großherzog zur selben Zeit mit gleicher Entschiedenheit: „Sollte Preußen die Sache aufs Äußerste treiben, so werde — darauf dürfe man mit Bestimmtheit rechnen — jeder waffenfähige Mann in Österreich ins Feld ziehen. Die silbernen und goldenen Gefäße werde man von den Altären nehmen, um Geld daraus zu münzen, dem König mit den Waffen entgegenzutreten und sich zu retten, wo und wie man es vermöge."

In den diplomatischen und militärischen Vorkehrungen, die gegen das Unternehmen Friedrichs im Dezember getroffen wurden, läßt sich ein persönlicher Anteil Maria Theresias nicht feststellen. Wenn sie an ihre Gesandten am Regensburger Reichstag den Auftrag richtete, dort auf die Verletzung der

[1]) Nach Borckes Bericht bei Grünhagen a. a. O. 1, 82.

[2]) Wir kennen ihn schon aus Coxe, History of the House of Austria (1807) 2, 232 und aus Zenos und Capellos Berichten bei Arneth 1, 121.

Reichsgesetze, die durch den Einbruch in Schlesien gegeben sei, hinzuweisen und darauf zu dringen, von Reichs wegen gegen den Friedensstörer einzuschreiten; wenn sie an die Direktoren einzelner Reichskreise in demselben Sinne schrieb, wenn sie endlich in einem lateinischen Rundschreiben an die vornehmsten Garanten der pragmatischen Sanktion — die Könige von Frankreich, von Polen und Dänemark und an den Zaren — über das Verfahren des preußischen Königs Klage erhob, dagegen protestierte, die entschiedenste Abwehr ankündigte und sie aufforderte, ihr dabei zu helfen, so sind das lediglich Kanzleiakte, unter die sie ihre Unterschrift setzte. In den militärischen Dispositionen sehen wir zunächst nur selbstverständliche, gleichsam automatisch sich ergebende Maßnahmen, in der Ernennung des Grafen Neipperg zum Oberkommandierenden in Schlesien die Hand des Großherzogs, dem damals noch Maria Theresia in militärischen Dingen unbedingt vertraute. Daß diese Maßregeln unzureichend, die Wahl Neippergs eine unglückliche war, erkannte sie erst später.

Friedrich war inzwischen bei seinen Truppen eingetroffen und hatte sie, in zwei Kolonnen geteilt, selbst am 16. Dezember auf österreichisches Gebiet geführt: „Ich will zu Grunde gehen oder Ehre von dieser Unternehmung haben", schrieb er an jenem Tage an seinen Minister Podewils. Am 18. erschienen preußische Husaren vor Glogau, am 22. begann die Belagerung dieser Festung durch den Prinzen Leopold von Dessau: trotz des kläglichen Zustandes der Festungswerke ergab sich der Verteidiger Graf Wallis nicht so schnell, als der König erwartete. Eine zweite Heeresabteilung unter dem Grafen Schwerin sandte Friedrich über Schweidnitz gegen Frankenstein; er selbst wandte sich gegen Breslau, das er durch feierliche Zusage, keine Besatzung in die Stadt zu legen, und die Erklärung, nicht als Feind, sondern als Freund der Königin von Ungarn zu kommen, am 3. Jänner 1741 zur friedlichen Übergabe bewog. Graf Browne, der die in Schlesien befindlichen spärlichen Truppen bis zum Eintreffen Neippergs befehligte, wich hinter die Neisse zurück. Aber zugleich ließ der König in Wien Gotter weiter unterhandeln. Zu Neujahr 1741 erschien dieser, diesmal in Begleitung Borckes, zu einer zweiten Audienz beim Großherzog. Er hatte von seinem König die

Instruktion erhalten, die ursprünglichen Forderungen etwas herabzustimmen: er würde sich auch „mit einem guten Teil" Schlesiens begnügen. Der Großherzog — wir werden ihn nie wieder so lange, so temperamentvoll und schlagfertig reden hören wie in diesen Audienzen — empfing den Grafen mit lebhaften Vorwürfen: „Mit 30000 Mann einrücken, den Herrn spielen, die Landesbehörden zusammenrufen, um von ihnen Kontributionen einzutreiben, das Land fouragieren — sind das Beweise guter Freundschaft und Mittel, das Haus Österreich zu erhalten? Vermögen Sie, so unerhörten Dingen ein Mäntelchen umzuhängen? Macht man sich Freunde, wenn man mit Knüppeln dreinschlägt? Urteilen Sie selbst!" Gotter brachte nun das Zugeständnis seines Königs vor: es sei dies ein Beweis, daß der König nicht von feindlichen Absichten gegen das Haus Österreich erfüllt sei. Der Großherzog war dadurch, wie begreiflich, nicht besänftigt: „Als wenn man einem eine Ohrfeige gibt und dann sagt: ‚Sei nicht bös; ich habe es nicht in schlimmer Absicht getan!'" Gotter darauf: „Ein Teil Schlesiens wird den König nicht reicher, das Haus Österreich nicht ärmer machen." Der Großherzog: „Soll ich also, um ihm gefällig zu sein, meinen Rockärmel in Stücke reißen?" Gotter: „Es handelt sich nicht um einen Ärmel, nur um einen Knopf an Ihrem Rock." Der Großherzog: „Und doch würde ich lächerlich erscheinen, wenn mir der Knopf fehlte." Gotter: „Legen Sie die Hand darauf!" Aber als dann Gotter den Vorschlag tat, die Königin von Ungarn möge vom König eine Summe Geldes entlehnen und dafür einen Teil Schlesiens als Pfand geben, dann werde die Abtretung für den Stolz der Königin nichts mehr so Verletzendes haben, als er ihm einen Brief Friedrichs zeigte, der die Worte enthielt: „Wann der Herzog von Lothringen sich zu Grunde richten will, so möge er es tun" — wurde der Großherzog nachdenklich: „Wahrlich, meine Schuld ist es nicht", sagte er, und „alles wäre gut, wenn der König nur nicht in Schlesien eingerückt wäre ... die Facti sind schlimm, sind schrecklich, sind nicht zu verdauen." Als ihn Gotter darüber zu beruhigen suchte, gab er zu: „Man muß immer mit Ruhe von solchen Angelegenheiten sprechen." Und er versicherte: „Welchen Lauf immer die Sachen nehmen mögen, ich werde immer die gleiche Hoch-

achtung und aufrichtige Freundschaft für den König hegen, der mich seiner Stimme (für die Kaiserwahl) würdig finden wird. Aber ich will nicht mein Glück auf Kosten der Königin betreiben." Auf die Frage Gotters, an welche Minister er sich zu weiteren Unterhandlungen wenden dürfe, antwortete er entgegenkommend: „An wen Sie wollen." Und als Gotter ausrief: „Das ist ein gutes Zeichen, gnädiger Herr, daß noch nicht alle Hoffnung verloren ist!" stimmte er bei: „Schwer wird es sein, doch sage ich nicht, daß alle Hoffnung verloren ist." In diesem Augenblick klopfte Maria Theresia, die, wie Gotter bemerkt haben will, hinter der halbgeöffneten Türe zugehört hatte, sanft an diese und rief dem Gemahl, ganz bürgerliche Ehefrau, die ihren Mann zum Essen holt, zu: es sei bereits acht Uhr[1]). Vielleicht schien ihr das letzte Wort des Großherzogs schon zu vielsagend.

Franz Stephan war nicht bloß durch die Ermäßigung der Ansprüche Friedrichs etwas nachgiebiger gestimmt worden. In den letzten Tagen des Dezember waren ungünstige Nachrichten aus dem Reich eingetroffen: der Kurfürst von Sachsen hatte als Reichsvikar einen Protest gegen Franzens Mitregentschaft erhoben, Bayern veranstaltete Truppenwerbungen, die nur gegen Österreich gerichtet sein konnten. Vielleicht stimmten nun doch auch die Warnungen des österreichischen Residenten in Paris, Wasner, man möge nicht allzusehr auf Frankreichs Freundschaft bauen, bedenklich. So mochten denn die Reflexionen, die dem Großherzog in diesen Tagen zugeschrieben worden sind, ihm nicht ganz fremd gewesen sein: warum solle man nicht einen Teil Schlesiens abtreten können, da er doch auf ganz Lothringen habe verzichten müssen? War Schlesien eine so gar unschätzbare Perle in dem Diadem der Königin? Wohl, es war eine der größten unter den alten erbländischen Provinzen, aber Böhmen, die Lombardei, die Niederlande waren nicht nur größer, auch bevölkerter, fruchtbarer, reicher, sie waren überdies ganz katholisch. Und die pragmatische Sanktion hatte doch nur den Sinn, die Aufteilung des habsburgischen Länderbesitzes unter verschiedene Anwärter zu verhindern, nicht jedwede Abtretung. Hatte doch Karl VI. selbst noch nach

[1]) Grünhagen a. a. O. I, 92 u. f.

der Erlassung der pragmatischen Sanktion und ihrer Annahme durch die Stände aller Kronländer, durch die Umstände genötigt, in eine Reihe von Abtretungen gewilligt, im Wiener Frieden auf Neapel und Sizilien, wofür Parma und Piacenza doch kein Äquivalent waren, im Frieden von Belgrad auf alle Errungenschaften des Passarowitzer Friedens verzichtet? War es nicht ein unpolitischer Eigensinn, sich gerade darauf zu steifen, daß kein Fuß breit von Schlesien abgetreten werde? Wenn dagegen eingewandt wurde: jenes seien keine eigentlichen Erbländer, sondern nur neuerworbenes Gut, so traf das wenigstens für Neapel und Sizilien entschieden nicht zu: diese waren jahrhundertelang im Besitz der spanischen Linie gewesen, länger gehörte auch Schlesien der deutschen Linie des Hauses nicht an. Aber selbst unter den Abtretungen von Belgrad waren Gebiete, die man in Ungarn als „avulsa regni" ansehen konnte und angesehen hatte.

Zwischen dem 3. und 5. Jänner 1741 beriet die Ministerkonferenz in Gegenwart der Königin und des Großherzogs über das Angebot Friedrichs. Über die Stimmung der maßgebenden Personen wollte der hannöversche Resident von Lenthe am 4. Jänner wissen, daß „der Hofkanzler (Sinzendorf) einigermaßen wanket", daß auch „der Herzog selbst vielleicht wünschen dürfte, daß ein schickliches Auskommen möge gefunden, der König von Preußen beibehalten und mit ihm eine genaue Freundschaft festgesetzt werden könnte". Der böhmische Hofkanzler Kinsky aber und Bartenstein setzten sich dem „mit äußersten Kräften" entgegen, ja der letztere habe Mittel gefunden, den Hof zu energischen Protestschreiben an den Regensburger Reichstag, an den König von England und andere Fürsten zu bewegen, welche bereits abgesendet seien: „als welches dermalen nicht wenig hindern dürfte, sich mit dem König von Preußen zu vertragen"[1]). Die Konferenz entschied sich zuletzt für die Ablehnung des preußischen Antrags. Beigetragen zu diesem Votum sollen auch die ungenügenden Vollmachten Gotters haben, ferner die Unbestimmtheit seiner Äußerungen darüber, was denn der König unter einem „guten

[1]) Berichte des hannöv. Residenten v. L., mitgeteilt von Grünhagen in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens 13, 504.

Teil" von Schlesien verstehe, endlich auch die nachträgliche Bemerkung Gotters, daß der Vorschlag eines Darlehens mit Schlesien als Pfand eigentlich nur von ihm ausgehe. Daß die Ablehnung ganz im Sinne der Königin war, ist kein Zweifel. In der Denkschrift von 1750/51 sagt sie es ausdrücklich: einige ihrer Minister hätten für ratsam gehalten, sich mit dem König in Traktate einzulassen, und zwar Sinzendorf, Harrach und Kinsky, der andere Teil der Minister, Starhemberg und Bartenstein, denen sie zugestimmt („deme Ich beigefallen") dagegen gesprochen. Darnach hätte sie im Sinne der Minorität entschieden.

Die ersten militärischen Vorbereitungen wurden getroffen. Die Dislokation der noch in Ungarn stehenden Regimenter nach Böhmen, Mähren und Schlesien war schon zu Lebzeiten Kaiser Karls beschlossene Sache gewesen und bei seinem Tod bereits im Zuge. Auch einige Vorsichtsmaßregeln in Tirol — gegen Bayern — waren noch im Oktober verfügt worden[1]). Von energischeren Maßregeln berichtet der hannöversche Resident am 24. Dezember an seinen Hof: man „poussieret die Rekrutierung so stark auf freundschaftliches Ermahnen des Obersten Kanzlers Grafen von Kinsky so sich freiwillig erkläret, 6, 10, ja mehr Mann nach Größe seiner Herrschaft von denen Untertanen zu Rekruten zu stellen, und dieses wurde binnen gar kurzer Zeit executiert, auch Montierung und Gewehr auf der Landstände Kosten zu Prag angeschafft, wonebenst die öffentliche Werbungen an allen Orten sehr gut von statten gehen; die Familie des Fürsten von Liechtenstein gibt ein Anlehen von 300000 Gulden, Dietrichstein ebenso, der österreichische Prälatenstand 500000, welche denen hiesiger Bankiers zur Erhaltung des Credits gezalt worden sind . . ."

So nahm denn Maria Theresia den Kampf mit dem Gegner auf, einen Kampf, der eigentlich erst mit ihrem Leben endigte. Die Nachwelt, ihre Völker und ihr Haus, hätten ihr keinen Vorwurf machen können, wenn sie ihn vermieden und auch mit einem großen Opfer sich verglichen hätte.

---

[1]) Duncker, Die Invasion Schlesiens im Dezember 1740 in den Mitteilungen des Kriegsarchivs 1885, 3 u. f.

Österreich ist auch ohne Schlesien groß und mächtig geblieben, sie hätte auch so eine große Regentin werden können, und vielleicht wäre ihre Klugheit um so höher gerühmt worden. Aber der Zauber eines leidenschaftlichen Heldentums, der sie so umgibt, wäre dahin. Dem Österreicher ist sie so ein Vorbild von trotziger Seelenstärke geworden, an dem er sich in allen schweren Stunden, und heute wiederum mehr als jemals, erbauen und aufrichten kann. Und die Geschichte überhaupt wäre um eine Heroengestalt ärmer.

II.

Von Monat zu Monat mehren sich nun die Zeichen ihres persönlichen Eingreifens in Politik und Krieg. Die alten Ratgeber stieß sie nicht völlig ab, dazu war sie zu pietätvoll und noch zu wenig hart, ja sie hat später gemeint, „wenn Gott nicht selbst einen Strich gemacht hätte mit Absterbung aller", so wäre sie niemals imstande gewesen, „zu remedieren". Aber da traute sie sich doch zu wenig zu. Noch im Jahre 1741 finden wir zwei neue Männer an ihrer Seite; dem einen werden wir später als ihren Gewissensrat in der allgemeinen Lebensführung begegnen, wie sich ihn junge Frauen, die gleichaltrige zum Leichtsinn neigende Gatten haben, unter reifen Männern gerne wählen; der andere war in den nächsten Jahren öfters ihr geheimer Beistand in der politischen Frage, die ihr am meisten am Herzen lag, dem Kampf gegen den preußischen König. Es war dies der schon genannte böhmische Hofkanzler Graf Philipp Kinsky, 1700 geboren, wegen seiner Heftigkeit und galligen Laune unbeliebt, ja gefürchtet. Nicht einmal der Monarchin gegenüber vermochte er diese Schwächen immer zu unterdrücken, geduldig und schalkhaft wies ihn dann die sonst leicht Ungeduldige und selber Heftige zurecht: „Was vor Grillen, warum solche Gesichter?", schreibt sie ihm einmal, „nicht die arme Königin noch mehr decouragieren, sondern ihr helfen und raten!" Was ihn ihr verband, war die gleiche politische Maxime: Keine Nachgiebigkeit gegen Preußen! Wenn er da aufbrausend und leidenschaftlich war, war sie es mit ihm, und bisweilen war sie es mit ihm allein, wenn die Staatsraison die Minister, ja ihren Gemahl selbst zur Nachgiebigkeit raten ließ. „Ich habe es für notwendig gefunden,

meine Miniſter zu täuſchen," vertraut ſie ihm an, als dieſe im Herbſt 1741 für einen Ausgleich mit Preußen waren, „aber Euch zähle ich nicht zu dieſen, auf Euch allein rechne ich und mache Euch zum Vertrauten meiner wahren Meinung." Andere ihrer Briefe an ihn bezeugen, daß ſie damals ſchon angefangen hat, ſich mit allen Einzelheiten, die den Krieg betreffen, zu beſchäftigen: Nachſchub der Truppen, Rekrutierung Verpflegung, Rechnungsausweiſen: vor ſolchen Dingen iſt in ihren meiſt eilig hingeworfenen Billetten die Rede. Es ſind natürlich vor allem böhmiſche Angelegenheiten, die ſie mit ihm beſpricht. Jeden Donnerstag ſoll er ihr referieren kommen, aber außerdem beſcheidet ſie ihn noch an anderen Tagen zu ſich, des abends, wenn ſie allein iſt. Sie macht ſich nichts daraus, daß er auf die Akten, die ſie ihm zur Durchſicht ſchickt, Schnupftabakflecken macht, nur wenn ſie dann weiter an den Hofkanzler gehen ſollen, bittet ſie ihn, darauf zu achten, daß ſie nicht „tabackig" werden[1]). Übrigens war Kinsky kein ganz redlicher Ratgeber; für ſich zwar verlangte er nichts, aber er riet vor allem, was dem Land Böhmen, d. h. den böhmiſchen Ständen, vorteilhaft war: dies ſollte womöglich von den Laſten des Krieges verſchont werden, nicht zum Kriegsſchauplatz werden, ſo wenig wie möglich Truppen ernähren. Aber damals durchſchaute Maria Thereſia dies noch nicht, und er blieb ein paar Jahre neben Bartenſtein ihr politiſcher Vertrauter, ja mehr als dieſer, weil er ihr als Angehöriger des hohen Adels näher ſtand. Bartenſtein gewann ſie gleichfalls bald dadurch, daß er, ſo wie die preußiſchen Forderungen auftauchten, ſich gegen jede Nachgiebigkeit ausſprach, ferner daß er im Gegenſatz zu den Miniſtern ihr Selbſtgefühl zu heben bemüht war und ſie ermunterte, unbekümmert um deren Einſprache Entſchlüſſe zu faſſen und auszuführen. Seine geſchäftliche Tüchtigkeit, ſeine Arbeitskraft und ſeine Kenntniſſe machten ihn ihr in kurzer Zeit ebenſo unentbehrlich, wie er es ſchon ihrem Vater geweſen und wie er es den Miniſtern noch immer war. In allen wichtigen und unwichtigen, äußeren und inneren Angelegenheiten durfte er ſich

[1]) Einige Briefe von ihr an K. bei Folkmann, Die fürſtliche Linie des Geſchlechtes Kinsky (1861), bei Arneth wiederholte Anführungen daraus.

vernehmen lassen, unzählig sind die Berichte und Denkschriften, die er während des nächsten Jahrzehnts ausgearbeitet hat; auch Noten, Weisungen und Briefe verfaßte er viele, besonders alles Lateinische, und wenn sich Maria Theresia in offiziellen Ansprachen dieses Idioms bediente, so sprach sie meist nach seinem Konzept. So ist es kein Wunder, daß der von Haus aus rechthaberische und eigensinnige Mann zuletzt im Gefühl seines Wertes anmaßend wurde; der Obersthofmarschall Khevenhüller schildert uns eine Szene aus dem Jänner 1748, wo Bartenstein sich so weit fortreißen ließ, seiner Herrin geradezu den Gehorsam zu verweigern, und zwar in wenig höfischen Formen: man vernahm sein Geschrei durch zwei Zimmer hindurch. Da konnte sie freilich sehr zornig werden, aber fallen ließ sie ihn deshalb doch nicht; der Gemahl vermittelte, und bald war alles wieder gut[1]).

Das erste Zeugnis eines persönlichen Anteils Maria Theresias an den militärischen Dingen ist ein Billett von ihr vom 4. Februar 1741 an den Obersten Roth, dem die Verteidigung der Festung Neisse anvertraut war; es ist schon deshalb bemerkenswert, weil es zeigt, daß sie es nicht verschmähte, auch mit anderen Offizieren als den Höchstkommandierenden brieflich zu verkehren. Der Oberst war damals schon in großer Bedrängnis, da die im Dezember nach Schlesien befohlenen Verstärkungen noch nicht eingetroffen waren. „Ich sehe wohl," schreibt sie ihm, „daß bei uns alles mit viel zu großer Langsamkeit geschieht. Sie wird immer unser Verderben sein und man beeilt sich niemals, das zu tun, was das Allernotwendigste ist." Eine Einsicht in das militärisch Notwendige war also schon in ihr, wenn auch noch nicht die Kraft und Entschlossenheit, dieses Notwendige zu veranlassen. Neipperg, der von ihr und ihrem Gemahl gewählte Oberbefehlshaber, blieb zwei Monate ruhig in Wien; er wollte abwarten, bis die aufgebotenen Truppen sich auf dem Kriegsschauplatz versammelt hätten. Dies war aber erst im März der Fall.

Noch war es zu keinem bedeutenderen Zusammenstoß mit dem Gegner gekommen, als durch ein freudiges Ereignis das Selbstgefühl der jungen Fürstin und ihr Vertrauen in die Zu-

[1]) Khevenhüller-Schlitter zu 1748, 5. Jänner, S. 200.

kunft mächtig gehoben wurde: am 13. März 1741 gebar sie als viertes Kind endlich den langersehnten Sohn, den künftigen Kaiser Joseph II. Die Wiener waren nun erst mit dem lothringischen Gemahl ganz versöhnt; in einer der poetischen Huldigungen, die bei der Illumination zur Feier der Geburt des Thronerben der Königin und dem Großherzog gebracht wurden, sprach sich das in derb naiven Wendungen aus:

Zur Gesundheit unserer Königin!
Gelt's, Brüderl, sie soll leben,
Wie auch ihr Schatz Prinz Lothring,
Der bringt uns Prinzen z'wegen!

Man hoffte nun zuversichtlich, daß auch die Kaiserkrone beim Hause Österreich bleiben werde: darauf legten die Wiener doch ein großes Gewicht: „Ich gucke hin, ich gucke her," läßt ein anderer dieser volkstümlichen Gelegenheitsdichter einen Astrologus sagen, „es braucht kein Hirnzerreißen mehr —

es bleibt beim Haus von Österreich
der Adler von dem teutschen Reich,"

und

„Der Adler hat beschlossen fest,
Zu kommen in sein altes Nest"[1]).

III.

Die erste größere Schlacht, bei Mollwitz am 10. April 1741, war dann freilich eine Niederlage. Der junge König-Feldherr hatte sie seinerseits schon verloren geglaubt und war wie ein Flüchtling vom Schlachtfeld geeilt. 21600 Preußen hatten gegen 15700 Österreicher gekämpft; die Preußen hatten doppelt so viel Infanterie: 16800 gegen 8600, auch so war diese ebenso wie ihre Artillerie der österreichischen überlegen, die Kavallerie dagegen nicht nur nummerisch schwächer, sie versagte auch sonst, während die österreichische sich glänzend bewährte[2]). So war denn kein Anlaß zur Entmutigung, und

[1]) Bei Kralik, Österreichische Geschichte (1913) 214 u. f. aus den „Wienerischen Beleuchtungen, zusammengetragen und verlegt von Joh. Peter von Ghelen" 1741.

[2]) Kriege Friedrichs d. Gr. 1, 391 und Österreichischer Erbfolgekrieg 2, 229.

Maria Thereſia empfand auch keine. Da ſie, ſowie ihr Gemahl Neipperg zur Entſcheidung gedrängt hatten, ſo machte ſie ihm nun auch keine Vorwürfe. Wie ſie die Schlacht beurteilte, geht aus dem Schreiben hervor, das ſie ſechs Tage nach derſelben an den General richtete. Es iſt das freilich ein amtliches Schriftſtück und darf nicht als von ihr verfaßt angenommen werden; die kritiſchen Bemerkungen darin ſtammen wahrſcheinlich von dem Gemahl, jedenfalls nicht von ihr. Aber immerhin bezeichnet der Brief auch ihren Standpunkt dem unglücklichen Ereignis gegenüber: „Wir ſein . . . weit entfernt die mindeſte Schuld hierunter Dir beizumeſſen und erkennen vielmehr, daß Deine Anſtalten ſehr eifrig, vernünftig und vorſichtig waren, ſein auch vollkommen gnädigſt damit zufrieden, vernehmen jedoch ſehr ungern, daß dieſe Befehle nicht ſo wie es hätte ſein ſollen, von ein und andern befolget worden, als welchen Falls wann der Angriff zu gleicher Zeit von dem ganzen Korps und die Kavallerie des linken Flügels nicht ſo hitzig und allzu frühzeitig fürgerucket wäre, ein ganz anderer Succeß anzuhoffen geweſen wäre . . .“ Die Infanterie, „die, wie Wir wohl wiſſen, mit vielen jungen, des Feuerns ungewohnten Leuten angefüllet iſt“, werde in Feuern und Exercicien noch tüchtig geübt werden müſſen. Der Rückzug Neippergs auf Grotthau und Neiſſe wird gebilligt: „um es nicht auf den Hazard eines zweiten Treffens, bevor die Leute ſich wieder erholet, ankommen zu laſſen“; er müßte auch „à la portée ſein, einen Teil von Oberſchleſien nebſt Mähren und dem Glaziſchen zu bedecken.“[1])

In den diplomatiſchen Unterhandlungen dagegen, die den Krieg von Anfang an begleiteten, iſt der perſönliche Wille Maria Thereſias ſchon fühlbarer. Der wichtigſte Gegenſpieler, mit dem ſie es hier zu tun hatte, und in mancher Beziehung ein Schickſalsmenſch für ſie, war König Georg II. von England, Kurfürſt von Hannover. Er war 1683 geboren, alſo damals ſchon nahe an ſechzig, ſeit 1705 mit Karoline von Anſpach verheiratet, Oheim Friedrichs II. von Preußen, den er aber gar nicht liebte, wie er denn überhaupt Preußen vom

[1]) Schon in der Öſterr. Militärzeitſchrift von 1818: 4, 401 u. f.; aus Neippergs Nachlaß veröffentlicht. Dazu Mitteilungen des Kriegsarchivs N. F. 2, 194 u. f.

hannöverſchen Standpunkt als einen Rivalen und natürlichen Gegner anſah. Nach dem Urteil engliſcher Geſchichtſchreiber beſaß er „kaum eine königliche Eigenſchaft, ausgenommen perſönlichen Mut und Gerechtigkeitsgefühl“[1]): jenen hatte er ſchon als junger Prinz im Spaniſchen Erbfolgekrieg — bei Oudenarde — bewieſen, dieſes laſſen wir dahingeſtellt, Maria Thereſia gegenüber zeigte er es nur ſelten. Bekannt war ſeine Freude am Geld, ja ſein Geiz; von ſeinen privaten Angelegenheiten war er ſo eingenommen, daß er über die Nachläſſigkeit oder den Betrug eines Dieners ſo ärgerlich werden konnte als kaum über einen politiſchen oder militäriſchen Mißerfolg. Die Rechte des Parlamentes taſtete er nicht an, aber er hatte faſt immer neben den Miniſtern, die damals ſchon aus deſſen Majorität hervorgingen und ihr verantwortlich waren, ſeine beſonderen Vertrauensmänner ſowohl am Hof und bei den engliſchen Geſandtſchaften im Ausland, wie im Parlament ſelbſt, ja nicht ſelten diente ein Miniſter mehr ſeinen geheimen Abſichten als der offiziellen, vom Parlament gewollten Politik; ganz und gar ſeine Werkzeuge waren ſeine Miniſter für Hannover, die ihren engliſchen Kollegen oft entgegenarbeiteten. Doppelzüngigkeit war ſo das vornehmſte Merkmal ſeiner Regierung. Auch in dem Konflikt zwiſchen Maria Thereſia und König Friedrich übte er ſie reichlich. Als Garant der pragmatiſchen Sanktion erhob England in Verbindung mit den Generalſtaaten einen lauen Proteſt gegen den preußiſchen Einmarſch in Schleſien, ſuchte aber gleichzeitig durch dringende Vorſtellungen in Wien Maria Thereſia zur Nachgiebigkeit gegen die Forderungen Friedrichs zu bewegen: der Geſandte Robinſon beſorgte das in einer ungeſtümen und derben Art, die die Königin verletzte und gegen ihn einnahm. Auch dieſer Robinſon[2]) ſpielt in ihrem Leben, von ihrer Thronbeſteigung an bis zum Aachener Frieden, eine wichtige Rolle. Thomas Robinſon, damals bloß Baronet, ſpäter erſter Lord Grantham, geboren 1695, aus einer Yorkſhirer Patrizierfamilie, ſtand ſchon ſeit 1723 in diplomatiſchem Dienſt, zuerſt bei der Geſandtſchaft in Paris, wo er ſich als Vertreter des

[1]) Mahon, History of England (Paris 1841) 1, 347.
[2]) Über ihn am beſten die National Biography 49, 47.

eigentlichen Gesandten Walpole bei Kardinal Fleury beliebt zu machen wußte, dann auf dem Kongreß von Soissons (Juni 1728), wo allerlei Weiterungen zwischen den Seemächten, dem Kaiser und Frankreich verhandelt wurden, als einer der drei britischen Bevollmächtigten, seit 1730 als Gesandter in Wien. Aus seinen Depeschen hat später der gelehrte Archidiakon von Will und Rektor von Bennerton, Coxe, den Abschnitt über die Frühzeit Maria Theresias in seiner „Geschichte des Hauses Österreich“[1]) gearbeitet: er stellt ihn darnach als einen leidenschaftlichen Parteigänger[2]) der jungen Königin dar; in dem Vorgehen Friedrichs hätte er nur einen maßlosen räuberischen Ehrgeiz gesehen. Noch weiter geht Valory, der französische Gesandte in Berlin, der ihm später im preußischen Lager in Schlesien begegnete: er habe sich durch den Enthusiasmus, mit dem er von den Reizen Maria Theresias sprach, lächerlich gemacht. Ebenso urteilte Friedrich selbst: er sei ein Narr, ein Schwärmer für die Königin von Ungarn! Ganz im Gegenteil verdächtigte ihn Bartenstein früh schon als einen Parteigänger Friedrichs II., ebenso der sächsische Gesandte in Wien, Graf Bünau: „Für Robinson gibt es nur einen Helden, und das ist Friedrich“. Dies ist gewiß nicht wahr, er war sehr für die Königin eingenommen, nur konnte er für seine Gefühle keinen höfischen Ausdruck finden oder verschmähte es, glaubte wohl auch, die junge Frau müßte bevormundet, zu ihrem eigenen Glück gezwungen werden. „Er hat die ganze Rauheit, die man den Engländern gewöhnlich vorwirft“, urteilte 1748 der Franzose St. Sévérin von ihm, als er in Aachen mit ihm zu verhandeln hatte, „er trinkt viel und ist überdies von Wien her gewohnt, in einem befehlshaberischen Ton zu sprechen.“[3]) Die Königin hat ihm denn auch, als er Wien verlassen hatte, kein gutes Andenken bewahrt — seiner Liebe Müh' war umsonst —, zu dem Holländer Grafen Bentinck äußerte sie 1750, Robinson habe es immer vorgezogen, anstatt zu mildern und zu vermitteln, zu verstimmen und aufzubringen (aigrir); er sei immer flegelhaft gewesen (grossier) und habe die unange-

[1]) S. oben S. 65 A[2].
[2]) A zealous enthousiast of her cause.
[3]) Bei Arneth 3, 486 A[45].

nehmen Dinge, die er zu ſagen hatte, durch die Art, wie er ſie ſagte, immer noch unangenehmer gemacht[1]). Dieſer Mann redete ihr ſchon im Dezember vor, für ſie gebe es kein Heil als den Ausgleich mit Preußen. Aber im Jänner kamen über Hannover Eröffnungen des Königs Georg, die ganz anders lauteten[2]); ſie ſchlugen ein Konzert zwiſchen England-Hannover, Öſterreich, Rußland und Sachſen vor, deſſen Zweck eine völlige Vernichtung und Aufteilung Preußens ſein ſollte. Den Löwenanteil hätte dabei Hannover bekommen. Schleſien wäre natürlich bei Öſterreich geblieben, ihm auch die Ausſicht auf einen Gewinn eröffnet worden, Sachſen ſollte einen Landſtrich an der Oder bekommen. Aber von dieſem kamen die erſten Schwierigkeiten. Graf Brühl, der leitende Miniſter, heute nur mehr durch die nach ihm benannte Terraſſe bei der großen Dresdener Brücke (1740) bekannt, damals durch Verſchwendung, Beſtechlichkeit und Frivolität wohl der übelberüchtigtſte unter den deutſchen Staatsmännern, fand, es wäre bequemer, wenn Maria Thereſia ſich entſchlöſſe, Sachſen ein paar Kreiſe von Böhmen abzutreten, denn jene Gebiete an der Oder müßte es ſich doch erſt erobern. Aber ſowenig die Königin etwas von Schleſien verlieren wollte, ſowenig etwas von Böhmen. Im übrigen erklärte ſie, auf jeden Anteil an den in Ausſicht genommenen Eroberungen preußiſchen Landes zu verzichten, ſie ſei mit Schleſien zufrieden. Aber freilich lehnte ſie auch jede Garantie ab, d. h. ſie wollte die Teilnehmer an dem Konzert, wenn ſie dabei nicht auf ihre Rechnung kommen ſollten, nicht etwa aus Eigenem entſchädigen. Die Sache ſcheiterte indes an der Haltung Rußlands. Der damals am Petersburger Hof allmächtige General Münnich ſpottete über die Teilung der Haut des Bären, bevor das Tier erlegt ſei, und erklärte, der ruſſiſche Geſandte in Dresden, Graf Keyſerling, der ohne Vollmacht auf die Konzertidee eingegangen war, habe zehnfach ſeinen Kopf verwirkt. Aber auch, als um die Mitte März Münnich ſeinem Rivalen Oſtermann weichen mußte, war für das Konzert damit nichts gewonnen: nur für die Herſtellung des Status quo, wie er beim Tode Kaiſer Karls beſtand, wollte

[1]) Beer, Aufzeichnungen des Grafen Bentinck (1871) 80.
[2]) Das Folgende nach Grünhagen a. a. O. 1, 304 u. f.

Rußland eintreten, nicht aber zu einer Schmälerung altpreußischen Gebietes mitwirken. Hinter dieser Erklärung verschanzte sich das englische Ministerium König Georgs, das an dessen Projekten einer Vergrößerung Hannovers ohnedies keinen ernstlichen Anteil nahm und auch voraussah, daß das Parlament dafür kaum zu haben sein werde. Dem König blieb nichts übrig, als seinen großen Plan einstweilen zurückzustellen. Am 10. April überraschte denn der englische Gesandte die in Dresden versammelten Vertreter der Alliierten — Österreichs, Rußlands, Sachsens — mit der Eröffnung, gewichtige Gründe hätten König Georg bewogen, den dringenden Bitten Preußens um eine Vermittlung mit Österreich — solche waren gar nicht gestellt worden — nachzugeben: es war dies am selben Tag, an dem die Schlacht von Mollwitz geschlagen wurde. Als dann die Nachricht davon kam, vollzog sich die Auflösung des gegen Preußen gerichteten Konzertes, das diesem wohl kaum sehr gefährlich hätte werden können. Ob Maria Theresia demselben nachtrauerte, wissen wir nicht. Bartenstein war allerdings dafür gewesen, weil man dabei mit Frankreich in Frieden bleiben, ja bei diesem die Ablenkung der englischen Feindschaft auf Preußen sich als Verdienst hätte anrechnen können, und im Anfang mochte es ihm auch nicht schwer gewesen sein, seine Gebieterin dafür zu gewinnen. Aber nun, schon durch die starken Zumutungen in Betreff Sachsens verstimmt, wird sie für das Konzert, dessen Hauptzweck für sie, die exemplarische Bestrafung und Demütigung Preußens nicht mehr festgehalten werden sollte, wohl kaum mehr etwas übergehabt haben. Aus dem Verzicht auf die Konzertidee zog sie jedoch durchaus nicht den Schluß, daß nun für sie Nachgiebigkeit gegen Preußen unvermeidlich sei. Weder ihr noch ihrem Gemahl erschien die Niederlage von Mollwitz so entscheidend, daß man darum die Flinte hätte ins Korn werfen müssen, sie hegte gewiß die Zuversicht, mit Preußen im schlimmsten Fall auch allein fertig zu werden. Von dem Feldherrngenie ihres Gegners wußte sie noch nichts, es war in der Tat bis dahin nicht so überwältigend hervorgetreten. Freilich, von Bayern war inzwischen die Gefahr bedeutend näher gerückt, es rüstete; und nachdem anfangs April eine Note Fleurys in Wien eintraf, wonach sich Frankreich nicht

mehr an die pragmatiſche Sanktion gebunden halte, da ſie die Rechte Dritter verletze, konnten ſelbſt Optimiſten, wie es Bartenſtein in bezug auf Frankreich bis dahin geweſen war, ſich über deſſen feindſelige Haltung nicht mehr täuſchen. Aber vielleicht konnte dieſe Gefahr, die von weitem drohte, noch beſchworen werden durch Verhandlungen mit Bayern oder auch mit Frankreich? Und zuletzt hatte man doch die Seemächte zu Bundesgenoſſen, die hatten ja doch die pragmatiſche Sanktion vorbehaltlos garantiert! Eben auch in dieſen Tagen, am 19. April, hatte das Parlament die Verpflichtung Englands zur Unterſtützung Öſterreichs feierlich anerkannt und für den Fall eines Angriffes Frankreichs auf dieſes eine Subvention von 300000 Pfund bewilligt; die Oppoſition legte zwar Sympathien für Preußen an den Tag, mäkelte aber doch an jener Bewilligung nicht: Carteret, einer ihrer Führer, äußerte z. B., es ſolle nie von ihm geſagt werden, daß er das Haus Öſterreich zu den Toten legen laſſe, ſo lange er nicht das gleiche mit ſeinem eigenen Vaterland zu tun gedenke; ein anderer Redner der Minorität warnte Preußen: bisher ſei es durch die Rivalität von Frankreich und Öſterreich geſtützt worden, werde dieſes aber niedergeworfen, ſo würde Preußen bald das Läſtige einer Übermacht Frankreichs in Deutſchland empfinden. Man war in Wien ſehr zufrieden mit dem Parlament, nur meinte man mit Recht, die Haltung des engliſchen Miniſteriums entſpreche nicht den wohlwollenden Geſinnungen der Nation. Selbſt während die Konzertidee noch in voller Blüte ſtand, hatte Robinſon ganz im Widerſpruch zu den Eröffnungen König Georgs fortwährend die Notwendigkeit eines friedlichen Ausgleiches mit Preußen gepredigt[1]). Nun, nach der Dresdener Erklärung vom 10. April wurde er noch dringender: eigentlich, führte er aus, habe England keine Verpflichtung, Öſterreich gegen Preußen beizuſtehen, denn dieſes ſtelle ja nicht die pragmatiſche Sanktion in Frage, ſondern

[1]) Robinſon war vom König lange in Unkenntnis des Konzertprojektes gelaſſen worden, erſt eine Inſtruktion vom 27. Februar machte ihn damit bekannt, ſchloß aber doch in einer Weiſe, welche den Geſandten in ſeiner perſönlichen Überzeugung, die er mit dem hannoveraniſchen Reſidenten Lenthe in Wien teilte, daß Öſterreichs Heil einzig in einer Verſtändigung mit Preußen liege, beſtärken mußte. Grünhagen a. a. O. 1, 342.

A Vienne en Autriche chez Etienne Briſſaut Libraire de l'université a l'enseigne de l'Olivier avec privilege de S. M. I. & C. 1755

Kaiſerin Eliſabeth Chriſtine

Nach einem Stich in der K. u. K. Familien- u. Fideikommißbibliothek

mache nur alte Ansprüche geltend. Aber seine Vorstellungen hatten diesmal so wenig Erfolg wie im Dezember; Bartenstein mochte die Königin auch diesmal wieder bestärken, nicht nachzugeben: er glaubte, die englische Nation denke ganz anders als ihre Minister sprächen, und ihr Wille werde schon durchdringen, man müsse nur standhaft bleiben. So erfolgte denn am 6. Mai eine entschiedene Ablehnung des englischen Vorschlages.

Zur selben Zeit ließ das englische Ministerium auch den Preußenkönig durch einen Spezialgesandten bearbeiten. Auch dieser Mann hat einen Anspruch auf einen Platz in der Geschichte von Maria Theresias Frühzeit. Es war John Carmichael, nachmals 3. Earl of Hyndford, aus einer vornehmen schottischen Familie, 1701 zu Edinburg geboren, bis dahin Offizier: die Mission bei Friedrich war sein erster diplomatischer Versuch[1]). Der preußische Minister Podewils, ein ehrlicher Mann, der, was er sagte, stets gewissenhaft auf die Wagschale legte, charakterisierte ihn ein Jahr später: „etwas grob wie alle Schotten" — hierin also Robinson ähnlich — „dabei indolent und doch äußerst empfindlich bei dem geringsten Anlaß, übrigens durchaus anständig und diskret"; gleichfalls wie alle Schotten arm, sei er genötigt zu dienen; er gehöre auch keiner Partei an, sondern wer ihm Brot gebe, dem folge er. Auch ehrgeizig sei er und darauf erpicht, das Werkzeug einer großen Sache zu sein: der Versöhnung Maria Theresias mit dem König[2]). Darin freilich täuschte sich Podewils, daß er ihn dem König Friedrich unbedingt ergeben ansah. Eine englische Quelle nennt ihn „stöckisch, aber schlau, von einer mürrischen, gefräßigen Stärke"[3]). Zunächst scheiterte seine Diplomatie bei Friedrich ebenso wie die Robinsons bei Maria Theresia[4]). „Herr," fuhr ihn der König an, „wie kann man sich einbilden, daß die Königin von Ungarn Konzessionen machen wird,

[1]) Nat.-Biogr. 9, 130.

[2]) Grünhagen a. a. O. 2, 198 u. f.

[3]) Carlyle, Life of Frederick.

[4]) Wir kennen die Unterredung, die die beiden im Lager von Mollwitz führten, beiläufig schon lang aus Carlyle; später hat sie Grünhagen in beinahe wörtlicher Übersetzung aus den „Hyndford Papers" im British Museum mitgeteilt; sie verlief darnach äußerst dramatisch.

wenn sie so freundliche Zusagen bekommt wie von Ihrem König?" und „die Königin von Ungarn kann sich glücklich schätzen, so gut wegzukommen" — er meinte mit der Abtretung von Niederschlesien samt Breslau, auf der er bestand — es steht in meiner Hand, mich ganz Schlesiens und nächstdem Mährens zu bemächtigen." Das war damals noch etwas zu viel gesagt. Wohl hatte Brieg, zu dessen Belagerung der König gleich nach der Schlacht von Mollwitz bedächtige Vorbereitungen begonnen hatte, soeben — am 5. Mai — voreilig kapituliert, aber sonst war einstweilen von einer militärischen Wirkung jenes Sieges nicht viel zu bemerken: Neipperg hatte von Neiße aus so gute Verteidigungsmaßregeln getroffen, daß ein weiteres Vordringen Friedrichs weder nach Oberschlesien noch gar nach Mähren fürs nächste nicht zu befürchten war. Friedrich versprach sich denn auch von diplomatischen Schritten zunächst mehr als von militärischen. Auch die Franzosen hatten ja einen Unterhändler zu ihm gesandt, den „Marschall Phantasie", Fouquet von Belle-Isle. In diesem verkörperte sich die alte französische Feindschaft gegen das Erzhaus; er vertrat die politischen Traditionen der Zeit Franz I., Heinrichs IV., Ludwigs XIV. 1684 geboren, kämpfte er zuerst als Oberst und Brigadier im Spanischen Erbfolgekrieg, war dann mit Villars auf den Kongressen von Rastatt und Baden, wurde hierauf Gouverneur von Hüningen, fiel in Ungnade und saß eine Zeitlang in der Bastille. Im Polnischen Erbfolgekrieg wieder mit Auszeichnung als Korpskommandant tätig, stieg er bald zu der höchsten militärischen Würde eines Marschall-Connétable von Frankreich auf. Sein deutscher Biograph schrieb 1743 von ihm: „Seine Landsleute machen uns ja ein fast wunderwürdiges Porträt von ihm, indem er nicht nur tapfer, sondern auch aktiv, mäßig, wachsam, von einem durchdringenden Verstand und so geschickt zur Arbeit sei, daß kaum 10 Sekretarii Tag und Nacht genug wären, seine Depeschen zu expedieren[1])." Am 20. April war er nach Schlesien gekommen, am 24. hatte er die erste Audienz bei König Friedrich gehabt: es waren die beiden größten Feinde Maria Theresias, die sich da begegneten, sie verstanden sich gleich. „Wir

[1]) Denkwürdiges Leben und Taten des Marschalls Herrn Carl Ludwig August Fouquets von Belle-Isle (1743) 187.

haben es", schrieb Friedrich am 12. Mai an seinen Podewils, „auf der einen Seite mit den dickköpfigsten, auf der anderen mit den ehrgeizigsten Leuten von Europa zu tun. Unter Schelmen in der Rolle eines ehrlichen Mannes bleiben, ist eine sehr gefährliche Sache; unter Betrügern der Schlaue zu sein, ist ein verzweifeltes Unternehmen von sehr ungewissem Erfolge. Was aber tun? Krieg führen und unterhandeln: das eben tut Ihr ergebenster Diener und sein Minister." Aber das Schwergewicht legte der König jetzt aufs Unterhandeln. Das Leitmotiv dazu gesteht er mit dem Zynismus, den er in der Schule Voltaires gelernt hatte: „Gibt es etwas zu gewinnen bei der Ehrlichkeit, so wollen wir ehrlich sein; ist es nötig zu düpieren, so wollen wir Schelme sein." Neun Tage später war er entschlossen, die englischen Vermittlungsanträge abzulehnen und ein Bündnis mit Frankreich, das ihm Belle-Isle bot, zu schließen: „Die einzige gute Partei, die wir ergreifen können, ist die Frankreichs", schrieb er nun an Podewils. Sein Entschluß war nicht bloß eine Folge der Resultatlosigkeit von Robinsons Bemühungen in Wien, wahrscheinlich hatte ihn schon der englische Parlamentsbeschluß vom 19. April, der ihn sonderbarerweise sehr empörte, dazu bestimmt. Dazu kam, daß König Georg als Kurfürst von Hannover — als solcher ließ er nicht durch Hyndford, sondern durch einen besonderen Bevollmächtigten mit Friedrich unterhandeln — nach seiner Gewohnheit gar zu viel bei der Sache herausschlagen wollte. So schloß denn der König von Preußen am 9. Juni wirklich einen geheimen Bündnisvertrag mit Frankreich, das einige Tage vorher zu Nymphenburg auch mit Bayern und Spanien zwar noch keinen formellen Vertrag, aber doch Vereinbarungen getroffen hatte, die auf einen gemeinsamen Angriff gegen Maria Theresia zielten. Frankreich garantierte dem König den Besitz von Niederschlesien, er verpflichtete sich, bei der bevorstehenden Kaiserwahl dem Kurfürsten von Bayern seine Stimme zu geben.

IV.

Erst Anfang Juli erfuhr man in Preßburg, wohin sich Maria Theresia am 20. Juni begeben hatte, um als Königin von Ungarn gekrönt zu werden, von diesem Vertrag. „Da fielen", schrieb Robinson, der dem Hof nach Preßburg gefolgt war,

nach London, „die Miniſter leichenblaß in ihre Stühle zurück; nur ein Herz blieb ſtandhaft: das der Königin ſelbſt.“ Er hatte den Auftrag, es nochmals zu verſuchen, ob er ſie nicht zu Zugeſtändniſſen an Friedrich bewegen könne, um dieſen ſo vor der Ratifikation von Frankreich abzuziehen, dann nach Schleſien zu reiſen und den König zu bearbeiten. Ausführlich berichtet er über das Ergebnis ſeiner Bemühungen bei Maria Thereſia. Bis jetzt haben wir von ihr ſeit ihrer Thronbeſteigung authentiſch überliefert nur das eine kurze Wort, das ſie bei der Vorſtellung Bartenſteins ſprach, vernommen; ihre Perſönlichkeit, ihren Willen und ihre Entſchlüſſe folgerten wir ſonſt nur aus ſpäteren Äußerungen, aus den Maßregeln, die von ihrem Hofe ausgingen und der Haltung ihrer Geſandten und Miniſter in den diplomatiſchen Verhandlungen: ihre Geſtalt erſchien uns wie von einem Schleier verhüllt und konnte nur erraten werden. Jetzt vernehmen wir ſie zum erſtenmal in längerer Rede über einen politiſchen Gegenſtand von höchſter Bedeutung, es iſt ihre eigene Stimme — es kann kein Zweifel mehr ſein, was ſie ſelber ſagt, denkt, will. Und von nun an wird uns dieſe helle Stimme nicht mehr verlaſſen, von Monat zu Monat, ja von Woche zu Woche werden wir ſie hören; alle die Jahre hindurch, die ihr zu leben vergönnt ſind, wird ſie uns begleiten.

Die Unterredungen mit Robinſon fanden auf dem hochgelegenen Preßburger Schloſſe ſtatt, das heute als Ruine die Stadt überragt. „Die Königin“, ſo erzählte Robinſon, „hörte meine Ausführungen mit tiefem Schweigen an, dann brach ſie ſtatt aller Antwort in leidenſchaftliche Exklamationen aus, welche ihre Verzweiflung und den Kampf ihrer Seele verrieten.“ Nachdem ſie ſich etwas beruhigt, ſagte ſie in Beziehung auf Robinſons bevorſtehende Miſſion zum König von Preußen: „Nicht nur aus politiſchen Gründen will ich nichts Weſentliches von Schleſien aufgeben, ſondern weil Ehre und Gewiſſenspflicht es mir verbieten. Ich wäre ſchon entſetzt, wenn Sie autoriſiert würden, Glogau anzubieten, obwohl ich mich dazu vielleicht noch verſtehen könnte, wenn ich mir dadurch den Frieden auf allen Seiten ſichern könnte. Aber kaum iſt der eine Feind befriedigt, ſo taucht ein anderer auf. Alles ſoll auf meine Koſten gehen. Ich bin überzeugt von Eurem

guten Willen, und Ihr tut mir leid. Denn Eure Sendung nach Schlesien wird ebenso erfolglos sein wie die des Grafen Gotter nach Wien. Ihr werdet schon sehen!" Der Gesandte stellte ihr vor, es liege nur an ihr, die Sendung erfolgreich zu machen; ihr eigenes Interesse, das des Großherzogs und ihrer Kinder hänge davon ab, daß sie der harten Notwendigkeit der Zeit Zugeständnisse mache. Sie antwortete: „Was würde ich nicht alles drum geben — nur Schlesien nicht! Er soll alles nehmen, was wir in Geldern[1]) haben, und wenn er durch dieses Opfer nicht zu gewinnen ist, soll er noch anderes bekommen." Sie schloß mit dem Ausruf: „O wenn Ihr Herr, der König, nur marschieren lassen wollte! Wenn er nur wollte!" „Keine andere Antwort konnte der hochgemuten Frau entrissen werden", klagt Robinson halb in Ärger, halb in Bewunderung; er spricht von ihren „wilden Plänen": Sachsen durch die Aussicht auf die Lausitz und Crossen zu gewinnen, Bayern durch Toskana und Mailand, ja sie drohte, sich in die Arme Frankreichs zu werfen, und ihm Luxemburg und Teile von Flandern abzutreten.

Inzwischen hatte Robinson von London (d. d. 4. Juli) die Nachricht von den Abmachungen zu Nymphenburg erhalten: er solle sie sofort dem Großherzog mitteilen und alles tun, um ein Angebot zu erhalten, durch das er Preußen von dem Beitritt zu jener gefährlichen Konföderation abziehen könne. Am 24. Juli nahm Robinson bei Franz Stephan Audienz; der Schauplatz war wiederum die Preßburger Königsburg. Als er erschien, „flogen die Türen gleichsam vor ihm auf", gleich nach den ersten Worten trat auch Maria Theresia in das Gemach und führte von da an das Gespräch fast allein. Sie kam zuerst auf ihr Anerbieten einer Entschädigung Friedrichs in den österreichischen Niederlanden zurück, das sie auch durch ihren Gesandten, von Ostein, nach London hatte gelangen lassen. Robinson gab dem Zweifel Ausdruck, daß der König darauf noch werde eingehen wollen. Die Königin darauf: „O ich wünschte, daß er es nicht tut!" Dann fragte sie

[1]) Das sog. Oberquartier Geldern bestand damals aus einem österreichischen Anteil mit Roermonde, Swalm, Elmpt und — seit 1713 — einem königlich preußischen. Berghaus, Deutschland vor hundert Jahren 1^1, 138.

Robinson, ob er auf sofortiger Antwort bestehe? Er: — Nein, aber wenn die Königin ihre letzte Resolution zurücknehmen wollte, würde er sofort zu Friedrich eilen. Es wies beim Fenster hinaus auf den Donaustrom in der Tiefe, der, nach langem Regen mächtig angeschwollen, das Land ringsum überschwemmt hatte: „So wie der Fluß da unten", sagte er, „steigt von Stunde zu Stunde die Flut Eurer Bedrängnis." Die Königin wie der Großherzog schwiegen hierauf, und Robinson zog sich zurück. Er begab sich nun zu Starhemberg, „dem guten alten Mann". Dieser fragte ihn, was der Großherzog gesagt habe. „So gut wie nichts", will Robinson entgegnet haben, „ich glaube, er hat sich nicht getraut." „Und doch", bemerkte der Minister, „dependiert seine Konservation, ja seine Existenz in der Welt (davon), daß er sich evertuiere (aufraffe). Warum haben wir ihn zum Mitregenten gemacht?" Ist diese Äußerung authentisch, so läßt sie erkennen, wie allein die junge Königin mit ihrer Ansicht stand. Starhemberg war noch einer von denen, die im Jänner entschieden gegen jede Nachgiebigkeit gesprochen hatten. Nun hätte er wohl gewollt, daß der Großherzog, auf das Recht seiner Mitregentschaft gestützt, für den Ausgleich mit Preußen eingetreten wäre. Was half ihr Bartenstein! Der war ja doch nur ein subalternes Organ, hatte auch jetzt noch keine Stimme in der Konferenz, sein Geschäft war, bloß zu protokollieren und zu redigieren, was die anderen sagten; die hochgeborenen Minister liebten den Emporkömmling nicht, der im Gefühl seiner Gelehrsamkeit und Arbeitskraft im stillen auf sie herabsah. Robinson ging indes auch zu diesem, der ihm versicherte, am Rhein (in den Niederlanden) werde die Königin ebenso „facil" sein wie unerschütterlich in Schlesien. Das war für den Engländer ohne Wert. Verständnisvoll für die kritische Situation fand er wie immer Sinzendorf: „Das Wasser geht uns bis an den Mund," sagte der, „seit 6 Wochen haben wir nur geschwätzt und schlecht agiert. Der König von England hat alles vorausgesagt, es ist alles eingetroffen. Es muß jetzt eine viguröse Resolution gefaßt werden." Zu der, die der Hofkanzler meinte, kam es indes nicht. Starhemberg sprach noch am selben oder am nächsten Tag mit der Königin, ohne etwas auszurichten: er begreife gar nicht, äußerte er hernach zu Robinson, wer oder

was sie so ruhig und unempfindlich machen könne; er wolle noch mit Sinzendorf darüber sprechen, Robinson möge nicht zu geschäftig sein und sie ihre Sache unter sich abmachen lassen. Der Engländer ließ sich dies gesagt sein und kehrte nach Wien zurück. Lange ertrug er es freilich nicht, dort zuzuwarten. Als am 27. ein Kurier mit der Nachricht von Hyndford, der schon im Lager bei König Friedrich weilte, mit der Nachricht kam, der König fordere wie zum Hohn die ganzen Niederlande, begab er sich gleich wieder (am 28.) nach Preßburg, sprach wieder beim Großherzog vor. Dieser sagte, er werde sofort die Königin benachrichtigen, es sei keine Zeit zu verlieren. Dann ging Robinson zu den Ministern, auch zu Kinsky, dem neuen Vertrauten Maria Theresias. Dieser erzählte ihm, die Minister hätten eben heute in der Konferenz für die Abtretung eines guten Teiles von Schlesien gestimmt, sie aber habe sie „kurz abgeschnappt": sie werde nichts von Schlesien hergeben und habe dann die Gründe, warum, mit einer erstaunlichen Vollständigkeit aufgezählt, ja einen ganz neuen vorgebracht: kein Mensch wisse, woher sie den habe, Bartenstein leugne aufs bestimmteste die Urheberschaft. Welcher aber dieser neue Grund war, sagt Robinson nicht, er meint nur, es möge ihn wohl ein Pfaffe — ihr Beichtvater — aufgebracht haben, und daraus wäre man versucht zu schließen, das neue Argument sei gewesen: die Abtretung von Schlesien wäre auch eine Schädigung der katholischen Sache. Aber das wurde ja schon im März, ja im Jänner in den Weisungen an den Orator in Rom, Grafen Thun, gesagt[1]), und so kann es den Ministern doch so neu nicht gewesen sein! Was die Königin in ihrem Widerstand am meisten bestärkte, war wohl die Hoffnung auf eine Beschwichtigung Bayerns, mit dem sie bereits durch den Nuntius in München, freilich zunächst ohne Erfolg, Unterhandlungen anzuknüpfen versucht hatte, ferner der Umstand, daß König Georg sich am 24. Juni zu drei Verträgen mit ihr verstanden, von denen der erste, im Namen der englischen Krone geschlossen, ihr die Ausbezahlung der vom Parlament bewilligten 300000 Pfund und die Entsendung von 12000 Mann Hilfstruppen zusagte, der zweite, den der König

[1]) Vom 15. Jänner und 10. März 1741. H. H.- u. St.-Arch.

als Kurfürſt von Hannover gezeichnet, ein zweites Hilfskorps von 13000 Mann binnen vier Wochen, alſo ſpäteſtens bis 22. Juli ins Feld zu ſtellen verſprach, wofür ihm die Königin zwei Drittel der obigen Summe zu überlaſſen hatte[1]). Übrigens hatte der König, wenn auch nicht vertragsmäßig zugeſagt, ſo doch in Ausſicht geſtellt, daß er noch überdies 14000 Mann engliſcher Truppen beiſtellen, die Generalſtaaten zur Stellung von 5000 Mann vermögen und an der Spitze dieſer geſamten Streitkräfte — im ganzen von 44000 Mann — perſönlich eine Diverſion gegen Preußen machen werde)[2]. Alles dies war nicht durch Robinſon gegangen, ſondern von Oſtein in London verhandelt worden. Auch von Sachſen und Rußland lagen trotz der abgebrochenen Konzertverhandlungen Verſprechungen auf militäriſche Hilfe vor, wenn nur England vorangehen wolle. Maria Thereſia ſchrieb dann am 3. Juli an Neipperg. Sie war damals voll Hoffnungen. In einem Brief des Großherzogs an Neipperg, d. d. 8. Juli, leſen wir: „Sage Ihnen im Auszug, daß die Königin feſt beſchloſſen hat, nichts von Schleſien an den König von Preußen abzutreten[3])." Aber freilich hielten dieſe Hoffnungen nicht lange vor. Am 22. Juli, dem Tag, wo die gemeinſchaftliche Operation gegen Preußen hätte beginnen ſollen, ließ König Georg eine Erklärung ausſtellen, durch welche er den Verträgen, die er als König von Hannover geſchloſſen hatte, die Ratifikation verweigerte. Die ganze Unzuverläſſigkeit dieſes Bundesgenoſſen trat hier zum zweitenmal zutage. Jetzt ſchien nun freilich nichts übrig als nachgeben. Wohl traf die Königin auf den Rat dreier in die Konferenz berufener Feldmarſchälle, des Prinzen von Sachſen-Hildburghauſen, des Fürſten Chriſtian Lobkowitz und des Grafen Khevenhüller, einige militäriſche Maßregeln, die darauf abzielten, einen äußerſten Widerſtand nach beiden Seiten zu ermöglichen: 7 Regimenter wurden aus Ungarn gezogen auf die Gefahr, dieſes einem Angriff der Türken preiszugeben; aus 3 Bataillonen, die ſich in Böhmen befanden, und 5000 Grenzern unter Lobkowitz' Oberbefehl ein Lager bei Pilſen

[1]) Dabei machte er gewiß ein gutes Geſchäft.

[2]) Pribram, Staatsverträge 1, 566 u. f. Der 3. Vertrag iſt hier belanglos.

[3]) Duncker in den Mitteilungen des Kriegsarchivs N. F. 5, 219.

gebildet, aus dem sie je nach Bedarf gegen die bayerische oder die schlesische Grenze dirigiert werden konnten. Aber die Unzulänglichkeit dieser Vorkehrungen gegen ernstliche Vorstöße aller ihrer Gegner leuchtete ihr doch ein. So fügte sie sich denn ins Unvermeidliche und ließ ein Schriftstück für Robinson ausarbeiten, das einige Zugeständnisse enthielt. Wie schwer sie sich dazu verstand, obwohl auch darin von einer Abtretung von Schlesien noch nicht die Rede ist, zeigen die zahlreichen Änderungen, die sie an dem Entwurf desselben vornahm; schließlich war das Papier mit so vielen Korrekturen bedeckt, daß sie es dem Hofkanzler zu einer neuerlichen Umarbeitung zurücksandte. Am 31. Juli wurde die definitive Fassung festgestellt und Robinson überreicht. Der Eingang verrät die Feder Bartensteins, denn er ist fast identisch mit dessen Äußerung zu Robinson: die Königin werde sich ebenso zugänglich in bezug auf die Niederlande wie unerschütterlich, was Schlesien betreffe, zeigen. Sie macht vier Zugeständnisse: 1. Sie verzichtet auf jede ihr zukommende Entschädigung für den schlesischen Einfall; 2. sie verzichtet auch auf die 2 Millionen, die ihr der König angeboten hat; 3. sie bietet ihm ihrerseits so viel an und wird es bezahlen, sobald die Bedrückungen von Schlesien aufgehört haben und vorausgesetzt, daß der König vor Ende August alle seine Truppen aus Schlesien zurückzieht; 4. sie wird ihm Österreichisch-Geldern abtreten. Dafür verlangt sie, daß der König dem Großherzog, ihrem Gemahl, seine Stimme bei der Kaiserwahl gibt und der Königin die bestrittene persönliche Führung der böhmischen Kurstimme zugesteht[1]), ferner, daß er sich ihren Allianzverträgen mit den Seemächten anschließt. Diese Bedingungen wären vom König Georg sowohl als englischem König wie als Kurfürsten von Hannover, von Rußland, Sachsen und den Generalstaaten zu garantieren. Da es aber durchaus nicht sicher sei, daß der König von Preußen auf diese Bedingungen eingehen werde, so möge

[1]) Es hängt dies mit der Frage zusammen, ob Frauen in den Besitz von Kurfürstentümern gelangen könnten, was von damaligen Staatsrechtslehrern geleugnet wurde. Aber durch die pragmatische Sanktion, die das Reich anerkannt hatte, war Maria Theresia tatsächlich und rechtlich in den Besitz der böhmischen Krone, mit der die Kurfürstenwürde verknüpft war, gelangt.

König Georg die schon so lange reklamierte Hilfe leisten; zögere er, so könnte die Königin sich genötigt sehen, diese ihre Zugeständnisse zu widerrufen. Im äußersten Falle wolle sie auch noch Limburg abtreten. Aber der Anmarsch der englischen Hilfstruppen dürfe dann auch nicht um einen Tag verschoben werden.

V.

Ganz abgesehen davon, daß König Friedrich sich Frankreich gegenüber schon verpflichtet hatte, bei der Kaiserwahl seine Stimme dem Kurfürsten von Bayern zu geben, waren die Zugeständnisse Maria Theresias bei weitem nicht hinreichend. Auch daß sie Robinson zuletzt noch andeutete, sie würde sich auch noch auf einen Verzicht von Breslau verstehen, eröffnete dem eifrigen Vermittler keine günstigen Aussichten. Übrigens erfahren wir aus einem Briefe der Königin an Philipp Kinsky, der in diese Tage zu setzen ist, daß sie es mit dieser letzten Nachgiebigkeit gar nicht ernst meinte, daß sie noch immer das hoffte, was die Minister fürchteten: Friedrich werde mit dem, was sie bot, nicht zufrieden sein. „Ich habe für notwendig gefunden," schrieb sie, „meine Minister zu täuschen, aber da ich nur auf Euch vertraue, rechne ich Euch nicht zu diesen und will Euch zum Bewahrer meiner wahren Absichten machen. Man wird heute dem Robinson unsere Bedingungen (Points donnés)[1]) lesen; da dieser sich bis zu Drohungen verstiegen hat, so ist es notwendig, eine Türe hinter uns offen zu lassen und ihn zu schonen. Vielleicht daß wir dadurch von der anderen Seite bessere Bedingungen erlangen. Mein fester Entschluß ist, niemals etwas von Schlesien abzutreten, noch weniger (am wenigsten) ganz Niederschlesien; ich habe indes durch den Kanzler Robinson andeuten lassen, daß ich in Form einer Hypothek Breslau abtreten könnte gegen Zahlung von zwei Millionen, um uns und Sachsen zu entschädigen, wenn Preußen dann seine ganze Macht gegen unsere Feinde und für die Kaiserkrone einsetzt; ich werde ein wenig mit mir handeln lassen; man soll Robinson

[1]) Darnach zit. wohl Arneth: „Points donnés à Mr. Robinson." Im Staatsarchiv in Wien habe ich nur ein Aktenstück mit dem Titel: Ecrits touchant l'accomodement avec le Roy de Prusse donnés à Mr. R. gefunden.

darüber ausholen. Gott bewahre mich, daß ich das wirklich wollte! Nein, ich will die Minister nur damit täuschen, damit sie es überall herum sagen, so wird man Robinson hinhalten, bis eine Antwort aus Bayern kommt; ich werde sogar in demselben Ton an die Kaiserin[1]) schreiben, um rascher eine solche zu bekommen. Niemand weiß von dieser meiner Idee als Ihr; mit Bartenstein könnt Ihr darüber sprechen und heute Abend mit mir; ich bin allein. . . ." Die junge Fürstin versuchte es also schon, ihre eigene Diplomatin zu sein.

Robinson machte sich indes nach Schlesien auf, um mit König Friedrich über das Angebot des Wiener Hofes persönlich zu unterhandeln. Die Reise bleibt natürlich erfolglos. Der König stellte sich zornig: „Ich schlug einen deklamatorischen Ton an", sagt er selbst in seiner „Histoire de mon temps". Robinson ging wieder nach Wien zurück und suchte mehr zu erlangen. Die Lage hatte sich inzwischen für Maria Theresia entschieden verschlimmert. Drei Tage nach der Audienz Robinsons bei König Friedrich hatte dieser Breslau besetzt; die Kunde davon kam zugleich mit Robinson nach Wien: „Breslau ist besetzt, unsere Propositionen verworfen . . . Alles ist zu Ende", schrieb die Königin an Kinsky, „ich bin ganz niedergeschlagen, aber tut nicht dergleichen vor meinem Alten" — „à mon vieux" — sie übersetzt das wienerische Wort ins Französische. Auch mit Bayern stand es schlecht. Am 31. Juli waren bayerische Truppen in Passau erschienen. Der Münchener päpstliche Nuntius hatte eine Vermittlung abgelehnt; eine Unterhandlung, die Sinzendorf durch den Bankier Wertheimer angeknüpft, von vornherein wenig aussichtsvoll, war im Sande verlaufen, zuletzt hatte Maria Theresia, wie sie es Kinsky anvertraute, durch die Kaiserin-Witwe Amalia, Karl Alberts Schwiegermutter, Anträge an diesen gelangen lassen, die große Zugeständnisse enthielten. Eine Antwort darauf war, als Robinson zurückkam, noch nicht eingetroffen. Wohl weil sie diese günstig verhoffte, verhielt sich die Königin trotz Breslau und der Annäherung der Bayern noch immer ablehnend gegen Robinson. Daß alles zu Ende sei, mochte sie

[1]) „Aux impératrices", wie es im Text bei Folkmann heißt, muß ein Schreibfehler sein.

einen Augenblick ihren alten Herren von Miniſtern und Generalen zugeben, im nächſten dachte ſie ſchon wieder, ob es nicht doch noch einen Ausweg gebe. Es war ein unerſchöpflicher Born von Hoffnung in ihrer jungen Seele. Konſequent war ſie nur in dem einen: nichts von Schleſien abtreten. Sonſt wechſelten, echt weiblich, ihre Entſchlüſſe von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Vergebens, daß Robinſon ihr vorſtellte, ſolange Friedrich nicht durch vollſtändige Erfüllung ſeiner Wünſche befriedigt ſei, werde England ihr weder gegen Preußen, noch gegen Bayern und Frankreich einen einzigen Mann zu Hilfe ſenden (17. Auguſt). Die Miniſter kamen zu keinem einmütigen Entſchluß; in einer Konferenz am 18. ſprach ſich wohl wieder die Majorität für Nachgiebigkeit aus; aber in der Minorität trat noch einmal die Tendenz des äußerſten Widerſtandes gegen Preußen hervor: lieber als mit Preußen, riet ſie, möge man ſich mit Frankreich vergleichen. Wirklich hat Maria Thereſia dies wiederholt in jenen Tagen verſucht, durch Wasner in Paris, durch Koch bei dem franzöſiſchen Bevollmächtigten in Frankfurt. Beſonders bemerkenswert ſind zwei Schreiben, die ſie an den erſteren am 24. Auguſt gerichtet hat. Das eine bezieht ſich auf ihre Verhandlung mit Bayern. Sie wiederholt darin, was ſie ſchon durch die Kaiſerin Amalia dem Kurfürſten hatte erklären laſſen: daß ſie bereit ſei, ihm die Niederlande oder ihre italieniſchen Beſitzungen abzutreten. Beiläufig ſollte Wasner dem Kardinal Fleury zu verſtehen geben, daß ſie lieber ſähe, wenn Bayern die Niederlande wählte: „auf daß übelgeſinnten Leuten aller Anlaß abgeſchnitten würde, teils zwiſchen uns und Frankreich Irrung zu erwecken und teils dem Könige von Frankreich und ihme, Cardinalen, Unſere und Unſeres Gemals Liebden ſowol Friedfertigkeit als Mäßigung durch ungegründete Vorgeben verdächtig zu machen. Du haſt — fährt ſie dann fort — mit Bartenſteinſchen Worten, aber gewiß aus ihrer eigenen Seele heraus — ihm (dem Kardinal) nicht unkenntlich zu laſſen, daß, wenn kurbayriſcher Seits dieſe unſere Anerbieten nicht angenommen werden ſollten, wir ſodann außer aller Verantwortung des Unheils, ſo für die Religion hieraus entſpringen müßte, vor Gott und der Welt ſein wollten.“ Wir wiſſen ſchon: es iſt kein neues Motiv, das ſie hier anſchlug.

In dem zweiten Schreiben: „in Conformität eines eigenhändigen Billets von der Majestät der Königin an den Hofkanzler" aufgesetzt, gibt sie Wasner die Vollmacht, ihre Geneigtheit auszusprechen, Luxemburg an Frankreich abzutreten, wenn Aussicht wäre, den Vergleich mit Kurbayern damit zu fördern und die Kaiserkrone für den Gemahl wie Garantien aller ihrer deutschen Erblande zu erlangen — sonst ja nicht, der Kardinal würde die Eröffnung dann nur mißbrauchen. Aber inzwischen hatten sich in einer neuen Konferenz — am 23. Aug. — die beiden Parteien geeinigt, die Minorität bequemte sich dem Votum der Majorität an: es bleibe nichts übrig, als auf die preußischen Forderungen wenigstens in der Hauptsache einzugehen. Der venezianische Botschafter berichtet, daß Maria Theresia auch da noch bei ihrem verzweifelten Entschlusse verblieb: Zeugnis davon geben eben jene Briefe an Wasner, die ja vom folgenden Tage datiert sind. Aber 24 Stunden später gab sie dennoch nach. Es wurde der Beschluß gefaßt, dem König von Preußen Niederschlesien anzubieten, jedoch ohne Breslau und Liegnitz. Auf die zwei Millionen wollte man auch jetzt verzichten, dafür verlangte man für Sachsen eine Entschädigung in der Lausitz. Zwar, Robinson bezeichnete auch das alles noch als zu wenig, Friedrichs Entschluß, sich nur mit ganz Niederschlesien zufrieden zu geben, sei unabänderlich. Sofort bäumte sich der Stolz der Königin wieder auf: Auch ihr Entschluß sei nicht minder fest, sagte sie; wenn das Haus Österreich untergehen müsse, sei es gleichgültig, ob durch den Kurfürsten von Bayern oder den von Brandenburg. „Es war", berichtete Robinson wieder ärgerlich nach London, „keine andere Antwort aus ihr herauszubringen." Wieder einen Tag später hören wir sie nochmals mit der Kaiserin Amalia unterhandeln, diesmal mündlich. Es war ein denkwürdiges Gespräch, das von den beiden Fürstinnen in dem Kloster der Salesianerinnen auf dem Rennweg in Wien geführt wurde. Die alte Kaiserin erschien wie ein bevollmächtigter Gesandter ihres Schwiegersohnes, ja als Vertreterin der Interessen der Töchter Josephs I., die ja nach der Disposition des alten Kaisers Leopold das Vorrecht vor denen Karls VI. hätten haben sollen. Im Namen des Kurfürsten lehnte sie die Anerbietungen der jungen Königin ab: die italienischen

Länder könne der Kurfürſt nicht annehmen, weil er da durch ſeinen Vertrag mit Spanien gebunden ſei, die Niederlande nicht, weil er befürchten müſſe, hierdurch bei Frankreich Anſtoß zu erregen. In den öſterreichiſchen Vorlanden und dem Lande ob der Enns ſowie in ſeiner Erhebung zur Würde eines Königs von Schwaben oder Franken ſehe er dagegen eher einen annehmbaren Preis, um derentwillen er vielleicht von der Verfolgung ſeiner Anſprüche auf die Erbſchaft Karls VI. abſtehen könnte. Die junge Fürſtin, obwohl allein, von keinem Miniſter und keinem Bartenſtein beraten, war um Einwendungen nicht verlegen: Die Länder des Hauſes Öſterreich in Italien wären hinreichend, ſowohl Bayern als auch Spanien zu befriedigen; dieſes habe ohnedies öfters durchblicken laſſen, es würde ſich mit Parma und Piacenza begnügen. Die Niederlande aber müßte Frankreich doch lieber in bayeriſchen als in öſterreichiſchen Händen ſehen. Oft hätte ja der Kardinal Fleury beteuert, mit ſeinem Herzblut, wenn es ſein müßte, die Einigung zwiſchen den Häuſern Öſterreich und Bayern erkaufen zu wollen. Wenn alſo überhaupt auf das Wort eines Mannes und Kirchenfürſten noch zu bauen wäre, ſo brauchte der Kurfürſt nicht zu beſorgen, durch Übernahme der Niederlande Anſtoß zu erregen. Dem künftigen Oberhaupt der italieniſchen oder niederländiſchen Provinzen könnte leicht die Königswürde verliehen werden, während gegen einen König von Schwaben oder Franken ſich das ganze Deutſche Reich auflehnen würde. Zu einer Abtretung von Öſterreich ob der Enns könnte ſie ſich nun und nimmermehr verſtehen, wohl aber ſei ſie erbötig außer auf die Niederlande auch auf ihre Nachfolgerechte im Herzogtum Württemberg zu verzichten, auf die Karl Albrecht früher ſo viel Wert gelegt habe. Und als die Kaiſerin erklärte, ihr Schwiegerſohn werde ſich jetzt, wo die Dinge ſo weit gekommen ſeien, mit all dem nicht zufrieden geben, ließ ſich Maria Thereſia herbei, zu erklären, ſie werde ſich äußerſtenfalls entſchließen, dem Kurfürſten auch Breisgau, Vorarlberg und das öſterreichiſche Schwaben abzutreten. Am 30. Auguſt ließ die Königin den Inhalt ihrer Unterredung mit der Kaiſerin ihrem Geſchäftsträger in Paris mitteilen[1]):

[1]) Darnach die Inhaltsangabe bei Arneth 1, 38.

er sollte den Kardinal Fleury davon in Kenntnis setzen, nur was sie über den Königstitel gesagt habe und daß der Anstand mit Italien nicht unüberwindlich sei, nahm sie davon aus; eigenhändig schrieb sie an den Rand der betreffenden Stellen des Briefentwurfes: „Dieses könne vor Wasner allein dienen; nicht dem Minister vorzulesen, dann die Kaiserin sehr protestiert, nicht zu sagen[1])." Es mag gleich hier bemerkt werden, daß Fleury ein Eintreten für die Ideen der Königin ablehnte; er fügte noch den Hohn dazu, indem er zu Wasner sagte: „Übrigens, seien Sie versichert, unsere Absicht ist nicht, die Königin ganz auszuplündern, sondern nur ihr eine Feder auszurupfen."

Die Zumutung, Oberösterreich abzutreten, mußte Maria Theresia noch unerträglicher scheinen als die der Abtretung Schlesiens: das war doch noch in ganz anderem Sinne Stammland; mit Niederösterreich zusammen, mit dem es auch lange administrativ verbunden war, bildete es doch den Urbesitz des Hauses Habsburg in Österreich, von dem seine Stellung im Reich zunächst abhing.

VI.

Am 29. August hatte indes Robinson mit den neuen Zugeständnissen seine zweite Reise zu König Friedrich antreten können. Auf den Rand des Briefentwurfes, der die letzten Entschließungen der Königin formulierte, hatte sie geschrieben, daß, wenn an den bedungenen Gegenleistungen das geringste fehlen sollte, sie sich zu nichts verpflichtet halten würde; mündlich hatte Sinzendorf Robinson bedeuten müssen, sie hoffe in 14 Tagen zu erfahren, woran sie sei. Aber diesmal wollte der König den Engländer gar nicht empfangen; er ließ ihn und seine Anträge durch Podewils barsch abweisen. Am 7. September war der Abgesandte schon wieder in Preßburg. Die Flut, von der er vier Wochen früher gesprochen hatte, war inzwischen noch viel höher gestiegen. Im Laufe des August hatten sich die Bayern im westlichen Oberösterreich ausgebreitet, am 15. dieses Monats war ein französisches Hilfsheer unter Belle-Isle, der nun die Rolle des Diplomaten mit der des Feldherrn vertauschte, über den Rhein gegangen

[1]) Aus dem Original im H. H.- u. St.-Arch.

und zog nun in raſchen Märſchen der Donau zu; ein zweites, unter Maillebois, marſchierte nordwärts, den zu erwartenden Engländern und Holländern entgegen. Anfangs September mußte man bereits mit einer Invaſion von Niederöſterreich rechnen, ſelbſt Wien ſchien bedroht. Mit Robinſon vereinigten ſich nun die Miniſter in dem Drängen, dem Preußenkönig alles zu bewilligen, was er fordere. „Placet, weil kein anderes Mittel zu helfen, aber wol mit meinem größten Herzenleid", ſchrieb ſie auf das Gutachten der Konferenz, und am nächſten Tag ließ ſie Hyndford, der noch in Schleſien weilte, anzeigen, ſie ſei bereit, ganz Niederſchleſien, wie der König ſelbſt es verſtehe, mit Breslau und noch einen guten Teil Oberſchleſiens abzutreten, wenn er dagegen Anteil nehmen wolle an der Allianz wider Bayern und Frankreich. Als ſie den Entwurf dieſer Erklärung las, wollte ſie freilich wieder einiges geändert wiſſen, aber auf Sinzendorfs Vorſtellung gab ſie reſigniert auch da nach: „Wenn es ſo ſein muß, ſo laßt es ſo . . . dieſe ganze Sache iſt gegen meinen Willen beſchloſſen worden, ſo mag ſie auch ſo beendet werden; ich werde über die Worte nicht ſtreiten." Noch am ſelben Tag reiſte ſie nach Wien, am folgenden nahm ſie an der großen Prozeſſion teil, die damals noch alljährlich am 10. September zur Erinnerung an die Befreiung Wiens vor der Türkennot im Jahre 1683 ſtattfand. Nachmittags gab ſie Audienzen und ordnete einige „Notwendigkeiten" über Verproviantierung und Verteidigung der Stadt; mit ihrer Ausführung betraute ſie den Stadtkommandanten Grafen Khevenhüller, der zugleich Vizepräſident des Hofkriegsrates war. In einem Brief, wahrſcheinlich von dieſem Tag, legt ſie ihm ihre Haupt- und Reſidenzſtadt ans Herz, nennt ihm die Perſönlichkeiten von Sachkenntnis, mit denen er das Nötige „wegen der Vivres und andere Polizeianſtalten" beraten ſoll: „es muß freilich dem Publico nicht einige Gefahr kundgemacht werden, doch aber bei einem ſo geſchwinden Feind alle precautiones zu nehmen wären." In einer Nachſchrift ſagt ſie: „Nur Eines muß erinnern, daß die Wiener Alles tun, wann man ihnen gute Worte gebt und Lieb' zeigt." Es ſind wenige Äußerungen Maria Thereſias über Wien überliefert; dieſe iſt die erſte, ſie zeigt, daß ſie die Leute ihrer Vaterſtadt kannte und liebte.

Die Truppen, die sie dem westlichen Feind entgegenstellen konnte, waren doch viel zu schwach, um dauernd widerstehen zu können; sie hoffte zwar, daß nun die in Schlesien frei werden würden — schon am 8. September hatte sie Neipperg bedeutet, er möge, sobald er von dem Schluß des Friedens mit Preußen höre, gleich mit der Armee nach Böhmen ziehen, einstweilen Alles dazu vorbereiten. Aber man mußte doch mit der Eventualität rechnen, daß Friedrich neue Schwierigkeiten machen werde, im besten Fall Wochen vergehen würden. So mußten also neue Kräfte aufgerufen werden. Wo sollte sie sie suchen? Bei den Ungarn! Dies schien die letzte Zuflucht. Noch am Abend des 10. September kehrte sie nach Preßburg zurück, wo der Reichstag noch immer beisammen war.

Der ungarische Reichstag von 1741

Der Hauptunterschied zwischen Ungarn und den übrigen Erbländern bestand nicht so sehr in der Verfassungsform als in dem Geist, der hier die politisch berechtigten Kreise erfüllte. Stände gab es mit Ausnahme der italienischen Besitzungen überall, und überall hatten sie noch einen Anteil an der Verwaltung, bisweilen selbst an der Gesetzgebung. In Böhmen hatte sich geradeso wie in Ungarn die Zeremonie der Krönung erhalten, in anderen Kronländern der feierliche Akt der Erbhuldigung. Freilich waren in Ungarn die ständischen Rechte gerade während der letzten Dezennien neu verbrieft worden, aber das Wichtigere war doch, daß in den oberen Schichten der Nation das Gefühl einer eigenen, von der Dynastie unabhängigen Existenz verbreitet, in den anderen Ländern dagegen längst fast ganz in Untertänigkeit erstorben war. Es war noch kein halbes Jahrhundert her, daß man die Erfolge der kaiserlichen Waffen gegen die Türken, die doch einen großen Teil des Landes von deren Herrschaft befreiten, keineswegs allgemein als ein Glück angesehen, den Frieden von Karlowitz ein ungarischer Schriftsteller als ein Gravamen für das arme Vaterland" hatte bezeichnen können. Und ein Menschenalter erst

war vergangen, daß die mächtigste aller nationalen Erhebungen Ungarns, die Franz Rákóczys II., nach achtjährigem schweren Kampf zu Boden geschlagen wurde. In dem Inauguraldiplom, das der Vater Maria Theresias bei seiner Krönung im Jahre 1712 ausgestellt hatte, war noch den Ständen das Recht der Königswahl für den Fall des Aussterbens des königlichen Mannesstammes zugesprochen worden; Artikel III. des Gesetzes von 1715 besagte, daß das Reich „nach seinen eigenen gegenwärtigen und zukünftigen Gesetzen" und nicht „nach der Weise anderer Provinzen" zu regieren sei. So kräftige Triebe hatte das ständische Leben der jüngstvergangenen Zeit hier noch angesetzt, während es in den anderen Erbländern längst alle Kraft verloren hatte. Aber auf der anderen Seite war in den letzten Jahrzehnten die Idee, daß das Heil Ungarns wo anders als in Verbindung mit der habsburgischen Dynastie zu suchen sei, vollkommen verschwunden. „Sollen wir etwa den Zaren oder einen andern solchen Potentaten wählen?" hatte schon 1722 ein Pálffy den Protonotar Szluha, der zu den eifrigsten Anhängern Rákóczys zählte, spöttisch gefragt. Alle Kriege Karls VI. waren unter eifriger Teilnahme der Ungarn geführt worden; sie hatten ihr Blut für das Herrscherhaus nicht nur gegen die Türken sondern auch gegen Spanien und Franzosen, in Sizilien, in Korsika, am Po und am Rhein vergossen. Die Regierung Karls — als ungarischer König heiß er der Dritte — anerkannten sie als eine väterliche, gerechte, gemäßigte; die Nation fühlte sich nach so vielen inneren Kämpfen „wie in einen sichern Hafen eingelaufen". Die Beschlüsse der Reichstage, die unter Karl VI. gehalten worden waren — 1715, 1722, 1728 —, hatten in erster Linie wohl die Stellung der Dynastie gestärkt — 1715 durch die Organisation einer ständischen Armee und die Einführung einer Militärkontribution, 1722 durch die Anerkennung der pragmatischen Sanktion und die Einrichtung einer königlichen Statthalterei —, aber sie waren doch auch dem Lande und der Nation zugute gekommen, so 1715 durch die Neuordnung der Gerichte, 1722 durch die neuerliche Anerkennung der Kontinuität der alten Verfassung sowie der Selbständigkeit der ungarischen Regierung, 1728 durch die Wiederherstellung und Neuregelung der in der Türkenzeit in Verfall geratenen Komitatsverwaltungen.

Der wirtschaftliche Zustand des Landes hatte sich unter der Regierung Karls gebessert, die Volkszahl war gestiegen. Es herrschte immer noch viel Elend, besonders unter den Bauern, die fast alle Lasten, auch die neue Militärkontribution, allein trugen und von manchen ihrer Grundherren mehr noch als anderswo bedrückt waren. Aber immerhin war es besser geworden, weil im Lande selbst Friede herrschte und die Regierung im ganzen wohlwollend war. Daß daneben die Prärogative der Krone und mehr noch deren tatsächlicher Einfluß gewachsen waren, war nicht infolge von Übergriffen und Rechtsbrüchen geschehen, zum Teil hatten die Stände selbst sie zugestanden, zum Teil waren sie allmählich so aus den Verhältnissen erwachsen. Beschwerden freilich gab es doch, auch solche, die auf allen Reichstagen Karls erhoben worden und noch immer nicht abgestellt waren, wie die Fernhaltung der Ungarn von den leitenden Stellen der Gesamtmonarchie — dem „Staatsministerium", wie man sich ausdrückte[1]) — und der Armee, die hohen Steuern, die drückenden Militärlasten (Einquartierung und Durchzug), die hohen Salzpreise, daß Siebenbürgen, das Temesvarer Banat, Syrmien, Ungarisch-Serbien, die Militärgrenze, die man sämtliche als avulsa regni ansah, nicht wieder dem Königreich Ungarn einverleibt worden waren. Diese Beschwerden waren nicht vergessen, als Maria Theresia ihrem Vater in der Regierung folgte, aber eine tiefer gehende Unzufriedenheit, die einen Abfall von der pragmatischen Sanktion oder eine Auflehnung gegen die neue Herrscherin hätte fürchten lassen, bestand doch nicht. Anhänger Rákóczys, der noch lebte, gab es wohl — sie waren im Exil, die meisten in der Türkei —, aber etwas Ernstliches zu unternehmen dachten sie nicht, schon deshalb nicht, weil sie da-

[1]) „Status ministerium". Turba „Die Pragmatische Sanktion mit besonderer Rücksicht auf die Länder der Stephanskrone", Österr.-ungar. Revue 34 (1906) 169 u. f. und „Die Grundlagen der Pragmat. Sankt. II: Wiener Staatswissenschaftliche Studien, herausgeg. von Bernatzik und Philippovich 11 (1912) 24 u. f., übersetzt: Staatsdienst der ganzen Monarchie. Gemeint ist aber wohl nur der höchste Staatsdienst, wie denn „Status ministerium" gleichbedeutend mit Consilium, conferentia ministerialis, conferentia gebraucht wurde. Vgl. Mayer Th., Der ungar. Gesetzartikel XI von 1741, in der Festschrift des Akad. Vereines deutscher Historiker in Wien 1914. 145 u. f.

mals auf eine Unterstützung durch die Pforte nicht rechnen konnten.

Auf die Notwendigkeit, möglichst bald den ungarischen Reichstag zu berufen und die Königskrönung vorzunehmen, hatte in der Konferenz vom 24. Oktober, der auch der greise Iudex curiae, Feldmarschall Graf Pálffy, beigewohnt, Graf Starhemberg verwiesen. Auf die Krönung, das war allbekannt, legten die Ungarn ja den größten Wert: „Das weiß man," sagt eine der ältesten Lebensbeschreibungen Maria Theresias (1743), „daß sie keinen für einen König erkennen, der mit dieser Krone (des hl. Stephan) nicht gekrönt und (sie) dessen Verordnungen so lange den königlichen Gesetzen nicht einverleiben, bis ihm dieses Kleinod mit gewöhnlicher Feierlichkeit aufs Haupt gesetzt wird." Hier das Nötige einzuleiten, ging Pálffy, den die Königin am selben Tag auch zum kommandierenden General in Ungarn ernannte, in seine Heimat zurück. Doch zog sich die Berufung des Reichstags bis Ende Jänner 1741 hin. Vielleicht war dies die Wirkung einer Gegenströmung unter den Ratgebern der Königin, von der wir hören; ein gewisses Mißtrauen gegen die Ungarn war nach einem späteren Zeugnis von ihr selbst bei den österreichischen Staatsmännern noch immer lebendig, und die Privilegien Ungarns standen ja im Widerspruch zu den absolutistischen Regierungsprinzipien, die fast alle Höfe des damaligen Europa beherrschten; wir erinnern uns, daß ja auch Prinz Eugen es seinerzeit als ein Ideal bezeichnet hatte, dem habsburgischen Gesamtstaat ein einheitliches Gepräge zu geben. Übrigens kam wohl auch in Betracht, daß für das Frühjahr die vierte Niederkunft der Königin erwartet wurde, die Krönung also nicht vor dem Sommer stattfinden konnte. Erst am 18. Mai sollte darum der Reichstag an seinem üblichen Versammlungsort Preßburg zusammentreten. Lange bevor dies geschah, hatte aber die Bedrohung der jungen Fürstin durch den Preußenkönig eine spontane Bewegung zu ihrer Unterstützung in Ungarn hervorgerufen, die von dem Grafen Pálffy ausging. Am 26. Jänner, fünf Tage nach der Reichstagsausschreibung, hatte er einen Aufruf an 15 Komitate sowie an die Jazygen und Kumanier, die außerhalb der Komitatsverfassung standen, gerichtet, Reiterscharen auszurüsten, um Ungarn vor einem Einfall der Preußen zu

schützen; er selbst wollte sich an ihre Spitze stellen, und wie ein Kriegsführer der alten Zeiten verhieß er reiche Beute. Im Pester Komitat allein waren 1600 Edelleute bereit gewesen, zu folgen, aus dem Komorner Komitat 3—4000, aus dem Eisenburger 1000; die Kumanen hatten 400 Mann gestellt, andere Pferde, Waffen, Bekleidungsstücke geliefert. Diese Opferwilligkeit war wohl in den Staaten Maria Theresias nicht allein gestanden, an der Wende der Jahre 1741/42 hatten schon die mährischen und die schlesischen Stände sich zu einer freiwilligen Stellung von Rekruten zur Verstärkung des stehenden Heeres — diese von 2000, jene von 3000 — erboten, aber doch wird sie nicht verfehlt haben, die gute Meinung, die sie schon durch Pálffy vorher von seinen Landsleuten gewonnen haben mag, zu verstärken.

Der Reichstag war wirklich an dem bestimmten Tage zusammengetreten. Wie die meisten Landtage in den deutsch-böhmischen Erbländern war er aus vier Ständen zusammengesetzt: den Prälaten, dem höheren Adel (Herren), dem niedern Adel und den Städten; während aber dort überall jeder Stand für sich eine Kurie bildete, die getrennt beriet und abstimmte, waren sie hier wie in England in zwei Kammern zusammengefaßt, der Magnatentafel, die die Prälaten und Herren, der Ständetafel, die die andern zwei Gruppen umfaßte. Vorsitzender der einen war der Judex Curiae, der andern der sog. Personal, sonst Stellvertreter des Königs in Gerichtssachen. Die Prälaten und Magnaten erschienen kraft eigenen Rechtes, die Mitglieder der Ständetafel wurden vom Komitatsadel und den Magistraten der königlichen Freistädte gewählt, welche letztere aber zusammen nur eine Stimme hatten. Auf dem Reichstag von 1741 erschienen 67 Bischöfe und Äbte, 187 weltliche Magnaten, 235 Adelige, 75 städtische Verordnete. Auf Vorschlag der Magnatentafel war sogleich beschlossen worden, eine Deputation nach Wien zu senden, die die Königin zur Krönung einladen, den Dank für die Berufung des Reichstags und die bereits erfolgte übliche Zusage der Aufrechterhaltung aller ungarischen Privilegien aussprechen sollte. Am 27. Mai war sie hierauf in der Wiener Hofburg. Maria Theresia hatte jene Zusage erneuert und versprochen, sich sobald wie möglich nach Preßburg zu begeben. Nach der

Rückkehr der Deputation hatte sich der Reichstag vertagt, und die Stände waren in privaten Zusammenkünften an die übliche Zusammenstellung der Gravamina sowie an die Beratung geschritten, ob der Großherzog auch in Ungarn zur Mitregentschaft zuzulassen sei. Unter den Mitgliedern der Ständetafel hatten sich schwere Bedenken gegen diese geregt[1]). Am 14. Juni hatte der Reichstag als solcher seine Sitzung wieder aufgenommen und eine Kommission zur Ausarbeitung des sog. Inauguraldiploms gewählt, das der König vor der Krönung zu unterzeichnen pflegte und eben die Bestätigung der Privilegien enthielt. Am 20. Juni hatte Maria Theresia den ungarischen Boden betreten. Sie war mit dem Gemahl und der ältesten Tochter Marianne in Schiffen gekommen, die mit Fahnen in ungarischen Farben geschmückt waren und das ungarische Wappen trugen, die Schiffsmannschaft war gleichfalls in das ungarische Rot, Grün und Weiß gekleidet. In dem nah an der Grenze, doch noch auf österreichischem Boden gelegenen Schlosse Wolfstal hatte eine Abordnung des Reichstags unter Führung des Erzbischofs von Kalocsa die Königin erwartet; die Anrede, über die sich der Reichstag geeinigt hatte, war „Domina et Rex noster — unsere Herrin und König", ein Titel, der nicht ohne Präzedens in der Weltgeschichte war: die Münzen der Mutter und Mitregentin des römischen Kaisers Victorinus in Gallien nennen diese gleichfalls mit der männlichen Namensform: Imperator[2]). An der Landesgrenze, eine halbe Stunde von Preßburg entfernt, auf dem am rechten Donauufer gelegenen „kleinen Berg", war die Königin dann von dem gesamten Reichstag begrüßt worden, dazu von einer großen Menschenmenge, Bewohnern der nahen Stadt und der

[1]) Arneth I, 268 sagt, daß die Kunde von diesen Beratungen das Gemüt der Königin mit schwerer Besorgnis erfüllte, sie aber doch die Hoffnung nicht aufgab, durch ihre Gegenwart ihre Widersacher willfährig zu stimmen. Hierfür führt er als Beleg eine Stelle aus einem Bericht Capellos an, der sich aber unmöglich auf diese Beratungen beziehen kann, denn er ist vom 20. Mai datiert; wahrscheinlich liegen ihm nur allgemeine Stimmungsberichte aus den Kreisen der Abgeordneten zugrunde, die unmittelbar nach der Eröffnung des Reichstags abgefaßt worden waren.

[2]) Burckhardt J., Constantin und seine Zeit, 2. Aufl. 24 A[1]; er erinnert dabei an Maria Theresia, eine der wenigen Stellen in seinen Schriften, wo der große Historiker den Namen unserer großen Fürstin nennt.

Umgebung, sowie vielen, die herbeigeeilt waren. Die Anrede hatte diesmal der uralte Primas von Ungarn, ein Graf Esterházy, der sich aber, weil er Paulinermönch war, immer nur „Frater Emericus" unterschrieb, gehalten. Von der Antwort Maria Theresias rühmt der venezianische Botschafter die Eleganz des lateinischen Ausdrucks, doch ist wohl ein Zweifel erlaubt, ob dies ihr Verdienst war[1]). Dagegen mag sie wohl darauf geachtet haben, daß die Worte, die man ihr in den Mund legte, ihre Dankbarkeit und ihr Wohlwollen aussprachen; die Hauptsache war zuletzt der Ausdruck, mit dem sie sprach; dies war es gewiß, was alle Hörer — wie Capello sagt: die ganze Nation — entzückt hatte. In ungarischer Tracht von kostbarem weißen Stoff mit Gold gestickt und blauen Blumen durchwirkt, war sie dann in einer Art Triumphwagen an der Seite des Gemahls über die Donaubrücke in die Krönungsstadt eingefahren.

Der Schauplatz ihres Lebens war damit dauernd um eine ehrwürdige historische Stätte erweitert: zu Wien und Schönbrunn gesellte sich die alte ungarische Krönungsstadt. Sie hatte ja auf ihrer Reise nach Toskana einen guten Teil der österreichischen Erblande schon gesehen: Klagenfurt, Bozen, Trient, Innsbruck, Linz waren ihr bekannt, aber die flüchtigen Eindrücke, die sie da gewann, waren gewiß längst vergessen: wir vernehmen niemals ein Wort der Erinnerung daran von ihr. In Linz spielte sich später eine heitere glanzerfüllte, in Innsbruck die düsterste Episode ihres Lebens ab, aber für die Herrscherin sollte Preßburg doch mehr bedeuten als irgendein Ort außer Wien, und von dem sonnigen Junitag 1741 an, da sie zum erstenmal in dessen Mauern einzog, mußte das Bild dieser Stadt unauslöschlich in ihr haften bleiben. Das damalige Preßburg war ein kleines Städtchen von mittelalterlichem

---

[1]) Welchen Anteil sie beiläufig an den lateinischen Anreden an die Ungarn hatte, ergibt sich aus einigen späteren Billets an Bartenstein (Briefe 4, 226): „Möchte eine lateinische Anrede haben, wo ich sowol meine Erkenntlichkeit und auch versichere, daß ich in den jetzigen Zeiten einen guten Gebrauch (von dem Krönungsgeschenk) machen werde. Dies könnte gnädiger gesetzt werden", und: „ich brauch ein Compliment für den Teleki . . . Er ist ein großer Orator . . . also brauch ich eine Antwort, gnädig, aber doch serios, ganz kurz."

Ausſehen, ſelbſtverſtändlich von Wall und Graben umſchloſſen; deutſche Kleinbürger bewohnten es, aber in ihren engen Gaſſen ſtanden Paläſte der erſten ungariſchen Adelsgeſchlechter, die auch in den Vorſtädten weite Höfe und Gärten hatten. Der feierliche Einzug der zur Krönung kommenden Könige führte an dem längſt verſchwundenen Krönungshügel vorbei durch das ſüdliche oder Wödrizertor und die Judenſtadt, von der Maria Thereſia, wie ſie ſpäter erzählt hat, einen unheimlichen ſchreckhaften Eindruck empfing, der ſie in ihrer wohl anerzogenen Antipathie gegen das Volk Iſraels beſtärkte, hinauf in das königliche Schloß, deſſen gewaltige Ruinen heute noch das Stadtbild beherrſchen: wir haben es ſchon als Schauplatz jener denkwürdigen Geſpräche mit Robinſon kennen gelernt. Die Geſtalt, die es damals hatte, ſtammte aus dem Jahre 1635, es war ein deutſcher Renaiſſancebau, der aber einen uralten Kern umſchloß. Der älteſte Teil war der ſüdweſtliche Turm, der heute noch ſteht, in dem die Reichskleinodien — die vielberufene Krone des heiligen Stephan, Szepter, Schwert und Königsmantel — aufbewahrt wurden, ſtets bewacht von zwei Kronhütern und hundert Bewaffneten, von denen die Hälfte ungariſch, die Hälfte öſterreichiſch war. Der Turm führt bis in die Zeiten des Königs Salomon; von den ſpäteren Königen widmeten beſonders die prachtliebenden Anjous — Stephan V., Ladislaus IV. und Andreas II. — der ſtarken Feſte ihre Aufmerkſamkeit und bauten ſie aus, auch Sigismund, der Luxemburger, der zugleich deutſcher König war, erweiterte ſie und bewohnte ſie öfters. Von den habsburgiſchen Königen haben vor Maria Thereſia Maximilian II., Rudolf II., Matthias, Ferdinand II. und — ſchon in dem ſtattlichen Neubau von 1635 — Ferdinand IV., Leopold I., Joſeph I. und ihr Vater Karl geweilt. Bedeutſame Erinnerungen aus der Geſchichte Ungarns wie ihres eigenen Geſchlechts begrüßten die junge Fürſtin an den Toren, in den Höfen und Gemächern des weiten Gebäudes.

Schon tags darauf berief ſie den Reichstag zu ſich auf das Schloß. Durch ihren ungariſchen Hofkanzler übergab ſie ihm die ſog. Propoſitionen, die gleichſam das Programm der Beratungen des Reichstags enthielten, und den Entwurf des Inauguraldiploms. In den nun folgenden Beratungen über

die Fassung des letzteren machte sich ihr persönliches Gefühl und ihr persönlicher Wille bereits sehr entschieden geltend. Auch der Reichstag arbeitete einen Entwurf aus, der natürlich viel mehr verlangte, als die königliche Fassung zugestand. Dies war ja immer so gewesen. Wenn darin aber u. a. auch gefordert wurde, daß die Wahl des Palatins künftighin spätestens binnen einem Jahre nach der Erledigung dieser Würde vorgenommen werden sollte, so hatte Maria Theresia dagegen einen ganz persönlichen Grund. Die Stelle eines Palatins war damals frei; es war ein allgemeiner Wunsch des Landes, daß sie wieder besetzt werde. Maria Theresia wollte dem auch Rechnung tragen. Schon am zweiten Tag nach ihrer Ankunft in Preßburg war die Wahl vorgenommen worden und auf Johann Pálffy gefallen, den sie ja auch unter den von ihr vorzuschlagenden Kandidaten an erster Stelle genannt hatte. Aber bei dem hohen Alter Pálffys war eine baldige Wiedererledigung des Palatinats zu erwarten. Nun war es, wenigstens nach der Versicherung des venezianischen Botschafters, der Gedanke der Königin, für den Fall als — wie es dazu den Anschein hatte — der Reichstag die Mitregentschaft ihres Gemahls für Ungarn nicht zulassen sollte, ihn wieder mit der Statthalterschaft in diesem Königreiche zu betrauen. Statthalterschaft und Palatinat aber schlossen sich aus. Nahm Maria Theresia jene Verpflichtung auf sich, die der Reichstag forderte, so bedeutete dies einen Verzicht auf diesen ihren Plan für alle Zeiten. Sie erklärte also, an der von ihr vorgelegten Fassung des Diploms festhalten zu wollen: sie habe, ließ sie dem Reichstag sagen, das Reich wie ein Fideikommiß inne; in dem Umfang, in dem sie die königliche Gewalt empfangen habe, müsse sie diese auch vererben. Diese Auffassung erregte namentlich bei der Ständetafel den heftigsten Widerspruch. Nach zweitägiger Beratung erklärte der Reichstag, seinerseits bei seinem Entwurf zu verharren. Wie schwer die Königin dies aufnahm, meinten die beiden Abgesandten des Reichstags, die ihr dessen Beschluß überbrachten, an ihrer Miene zu erkennen: sie drückte, berichtete der eine von ihnen hernach, zwar Huld und Güte aus, war aber trauriger als sonst, das Mißtrauen des Reichstags schien sie schmerzlich zu berühren. Sie blieb denn auch in der Hauptsache fest und verstand sich

nur zu geringfügigen Änderungen an dem Regierungsentwurf. Aber zugleich erklärte sie sich zu weiteren Verhandlungen bereit. Hiermit gab sich nun auch die zweite Tafel zufrieden, und die Unterzeichnung des Diploms konnte vollzogen werden. Am andern Tag, dem 25. Juni, fand die feierliche Krönung statt. Der dabei entfaltete Pomp war ganz außerordentlich, größer als das Herkommen forderte. Teilnehmer, die die ungarische Krönung und die deutsche Kaiserkrönung Karls VI. mitangesehen hatten, rühmten, daß sie beide übertroffen habe; der apostolische Nuntius wie der venezianische Botschafter, die beide Paris kannten, äußerten, daß selbst diese reiche Stadt eine solche Pracht nicht entfalten könnte. Für den Ritt auf den Krönungshügel hatte Maria Theresia Unterricht im Reiten genommen und legte hier zum erstenmal die Probe ihres Geschickes in dieser edlen Kunst ab; frei und unerschrocken bewegte sie sich, schwang oben angelangt, wie es die alte Sitte forderte, das Königsschwert nach den vier Himmelsgegenden, ein Symbol der Abwehr jedes Feindes, von welcher Seite er auch kommen mochte. Als sie dann, von den stundenlangen feierlichen Zeremonien im Martinsdom — er steht heute noch so ziemlich in derselben Gestalt wie damals — zurückkehrend, unter den Zusehern den Hofnarren Steffl, eine Erbschaft ihres Vaters, bemerkte, hatte sie noch Laune genug, ihn zu fragen, wo er denn gesteckt habe. Er erwiderte, er habe sich um Maurerleute umgesehen, um den engen Torweg breiter zu machen, durch den der Krönungszug seinen Weg hatte nehmen müssen. Schlagfertig warf sie ihm entgegen, ob man denn einen Weg eng nennen dürfe, der sie mit einer solchen Pracht habe aufnehmen können[1]). Hatte sie während der Krönungszeremonie als heroische Erscheinung Enthusiasmus hervorgerufen, so gewann sie die Herzen noch mehr, als sie bei der öffentlichen Tafel erschien; sie hatte die Krone abgelegt, die Hitze, die Anstrengungen des Tages erhöhten ihre Farben, ihr Haar floß aufgelöst in Locken über Schultern und Busen[2]). Einen Mißton in die Freude des Tages brachte nur die Zurücksetzung, die sich ihr Gemahl gefallen lassen mußte: er hatte

[1]) Kolinovics, Nova Ungariae Periodus (1790) 235, 241.
[2]) Coxe a. a. O. 2, 262.

keinen Platz im Krönungszug und sah diesen vom Fenster eines Privathauses an, in das er sich vor Beginn der Feier durch abgelegene Gäßchen fast verstohlen begeben hatte.

Die eigentlichen Reichstagsverhandlungen, die am 4. Juli begannen — das Gebäude, wo sie stattfanden, steht heute nicht mehr —, brachten ihr neue Kränkungen; sie empfand es wenigstens als solche, daß ihr am 8. Juli eine Vorstellung, von beiden Tafeln beschlossen, von Primas und Palatin unterschrieben, übergeben wurde, in der eine Reihe von Gepflogenheiten in der Regierung Ungarns als ungesetzlich bezeichnet wurden — „gleichsam als ob ihr Erzeuger einer Gesetzesverletzung zu zeihen wäre, obwohl doch die Stände, ohne die kein Gesetz vom König erlassen wird, zu den Mißbräuchen beigetragen haben mußten und zu fürchten sei, daß das Übel, an dem das Vaterland kranke, durch die verlangten Heilmittel vergrößert werde." Diese hätten nach der Meinung des Reichstags in der ausschließlichen Verwendung von Ungarn in der Administration des Landes, in der Errichtung eines eigenen ungarischen geheimen Rates, in der Unabhängigkeit aller Behörden von der Wiener Zentralregierung und besonders in einer Kompetenzbeschränkung der Militärbehörden gegenüber Ungarn bestehen sollen. Maria Theresia lehnte indes die Prüfung dieser Beschwerden und Wünsche doch nicht ab, sie ließ sie ins Deutsche übertragen, damit sie, wie sie zu dem Judex Curiae Grafen Joseph Esterházy sagte, desto besser die einzelnen Postulate auf der Goldwage der Gerechtigkeit gegen die ihr von Gott verliehenen Rechte abwägen könne. In einer langen Besprechung mit dem Judex, in deren Verlauf sie reichliche Tränen vergoß, ließ sie sich herbei, Punkt für Punkt der ständischen Forderungen durchzugehen; sie entließ zuletzt den Grafen heiter und gnädig, aber zur Nachgiebigkeit war sie, wie die Folge zeigte, durch diese Unterredung trotz aller Tränen nicht gestimmt.

Am bittersten empfand sie es gewiß, daß sich nun wirklich gegen die Mitregentschaft ihres Gemahls in Ungarn, namentlich bei der zweiten Tafel, der heftigste Widerspruch erhob. Aber selbst der ihr so unbedingt ergebene nunmehrige Palatin Johann Pálffy, der sich zuerst für diese eingesetzt hatte, wurde zuletzt bedenklich. Man muß zugeben, daß einige

der dagegen vorgebrachten Argumente etwas für sich hatten. Es sei zu fürchten, wurde u. a. von der Opposition gesagt, daß, wenn Maria Theresia und ihre Kinder vor dem Gemahl stürben, dieser die Krone an sein Haus zu bringen bestrebt sein werde, während sie doch dann an die Deszendenz der Töchter Josephs I. übergehen sollte. Pálffy riet zuletzt der Königin, den Gedanken an die Mitregentschaft des Großherzogs fallen zu lassen. Aber in dieser Sache wollte sie auch auf Pálffy nicht hören: auch sie habe einen starken Willen, sagte sie zu ihm, und werde das, was sie als Ungarns erbliche Königin bei sich beschlossen habe, auch gegen den Willen des Reichstags durchsetzen. Pálffy war dadurch zu neuen Bemühungen angeeifert worden, die schließlich wenigstens die einstimmige Beschlußfassung der Magnatentafel für die Regentschaft bewirkten, bei der zweiten Tafel waren sie ebenso erfolglos geblieben wie die des Personals Grassalkovich.

Am 28. Juli war die Antwort der Königin auf die Vorstellungen des Reichstags vom 8. desselben Monats erfolgt. Über ihr Zustandekommen sind wir nicht näher unterrichtet, doch war sie dem Inhalt wie der Form nach nur die Wiederholung einer Botschaft, mit der einst Karl VI. ähnliche Forderungen zurückgewiesen hatte; von einem persönlichen Anteil Maria Theresias an ihr kann also nicht die Rede sein; er bestand nur darin, daß sie die überlieferte Formel akzeptierte. Bei der Verlesung derselben in der Sitzung des vereinigten Reichstags waren höhnisches Gelächter und zornige Zurufe laut geworden: Wozu die langen kostspieligen Beratungen, die weitläufige Begründung des ablehnenden Bescheides; die bekannte Formel des Despotismus: sic volo, sic jubeo hätte denselben Dienst getan! Die Mitglieder der zweiten Tafel verlangten tumultarisch, nach Hause entlassen zu werden. Mit Mühe war es am folgenden Tag dem Vizepalatin gelungen, die Erbitterten so weit zu beschwichtigen, daß sie sich doch zur Fortsetzung der Beratungen herbeiließen. Aber zu einem Verständnis mit der Krone gelangte der Reichstag nicht, der ganze August und die erste Woche im September verstrichen ohne merkliches Resultat. Es erschienen Schmähschriften gegen die Königin, von denen einige so frech waren, daß sie auf Befehl des Palatins vom Henker am Fuße des Galgens

verbrannt wurden: die Königin, hieß es z. B. in einem dieser Pamphlete, habe sich gleichsam in einen Fuchspelz gehüllt, um das Wohlwollen der Ungarn zu erschleichen; jetzt zeige sie ihnen ihre wahre Gestalt, die von derjenigen einer Mutter, als welche sie den Ungarn angekündigt wurde, gar sehr verschieden sei[1]).

Man kann sich leicht vorstellen, was die Königin in diesen Tagen, da sie gleichzeitig die Unterhandlung mit Robinson führte, zu leiden hatte. Es fehlte nicht an Stimmen, die ihr rieten, sich lieber um jeden Preis mit den äußeren Feinden zu vergleichen, als den widerspenstigen Ungarn Zugeständnisse zu machen. Aber sie — und das ist wohl ihr ureigenster Entschluß — tat weder das eine noch das andere. In der Stunde der höchsten Gefahr versuchte sie vielmehr die Ungarn durch einen Appell an ihre Ritterlichkeit und Treue die formalen Schwierigkeiten vergessen zu machen und sie zu dem Versprechen einer unbedingten, von der Gewährung ihrer Forderungen unabhängigen Hilfeleistung zu bewegen. Daß ihr dies gelang, hat man immer mit Recht als einen der größten Erfolge ihres Lebens angesehen. Gewiß spricht aus dem Entschluß, aus dem er hervorging, ein männlicher Geist, aber daß sie den widerspenstigen Reichstag mit fortriß, verdankte sie doch ihren Eigenschaften als Frau; es war der Reiz ihrer Schönheit und Anmut sowie ihres leidenschaftlich bewegten weiblichen Gemütes, der den starren Trotz der Opposition in Hingebung wandelte.

Am 7. September berief die Königin die Vornehmsten des Königreiches zu einer Konferenz. Es war dies der Tag, an dem Robinson von seiner zweiten Reise zu König Friedrich unverrichteter Dinge nach Preßburg zurückgekehrt war, die Nachricht, daß die Bayern sich Linz, die Franzosen der Donau näherten, den Hof schon erreicht hatte. Auch davon, daß die Sachsen sich bald zu ihren Feinden gesellen werde, war die Königin schon unterrichtet[2]). Wie Capello berichtet, legte sie den Versammelten ihre Lage dar, „nicht ihr eigenes Unglück, sondern das ihrer Untertanen beklagend". Von der Tapfer-

[1]) Kolinovics 344.

[2]) Grünhagen a. a. O. 2, 90; Heigel, Österr. Erbfolgestreit (1877), 177.

keit der Ungarn, sagte sie, hänge die Erhaltung der Krone und des Königreichs, ja vielleicht aller ihrer Länder ab; mit bewunderungswürdiger Beredsamkeit forderte sie sie auf, sich für sie zu bewaffnen. Alle stellten sich ihr einmütig zur Verfügung, sich selbst, ihre Söhne und ihre Einkünfte. Sogleich beschlossen sie, eine Armee von 40000 Mann zu bilden — den größten Teil beritten —, um sie gegen die Franzosen zu senden; sie baten die Königin, Raab als Zufluchtsort zu wählen, ihrem Schutz ihre kostbare Person und den des unschuldigen Erben anzuvertrauen. „Es scheint mir," setzte der Berichterstatter hinzu, „daß Ihre Majestät dazu neigt, dieses Anerbieten anzunehmen, daß sie es aber noch als verfrüht ansieht; ich habe erfahren, daß sie auch die Kaiserin zu überreden hofft, ihre Abreise (von Wien) zu verschieben, bis das französisch-bayerische Heer den Fluß (die Donau) überschritten haben würde, und nur, wenn die Feinde die Absicht zeigen sollten, die Hauptstadt zu blockieren und anzugreifen, würde sich auch die Königin nach Ungarn zurückziehen — sie ist eine Fürstin, die, von der göttlichen Vorsehung mit allen Tugenden begabt, die ihr Unglück erfordert, auch den Mut haben würde, selbst der letzten Prüfung sich zu unterziehen, aber man hofft doch, sie noch zu überreden, sich nicht der Gefahr einer Belagerung auszusetzen."

Es folgte nun jene Reise nach Wien, die hauptsächlich der Verteidigung der Residenzstadt galt. Sofort nach der Rückkehr beschied sie die beiden Tafeln zur Entgegennahme neuer Propositionen zu sich. Und nun — am 11. September — spielte sich jene oft geschilderte Szene ab, der sich sofort die Legende bemächtigte. Maria Theresia erschien mit der Krone auf dem Haupt, aber in Trauergewändern. Nach dem Hofkanzler, der den Anlaß der Propositionen, die eben das Aufgebot der ungarischen Wehrkraft zum Inhalt hatten, darlegte und die Hoffnung aussprach, der Reichstag werde ohne jedes gefahrbringende Zögern den ungerechten Bestrebungen der Feinde einen Damm entgegenstellen, ergriff Maria Theresia das Wort. Der ausführlichste Berichterstatter gibt ihre Rede in zwei Redaktionen, in der offiziellen, wie sie vom Hof an den Personal gelangte und schon in zeitgenössische Druckwerke überging, und in einer anderen kürzeren, von der Ranke mit Recht

sagt, sie enthalte die Auffassung der Stunde selbst und mache mehr den Eindruck eines freien Ergusses. Die Übersetzung des lateinischen Textes kann aber diesen nicht völlig wiedergeben; sie wird, wenn sie getreu sein will, doch immer formelhaft anmuten: „Der traurige und verlassene Zustand unsere Verhältnisse", so beiläufig müßte sie lauten, „bewegt uns, den hochansehnlichen Ständen eine schriftliche Vorlage über die feindliche Invasion unseres Erblandes Österreich und die zu beschließende Abwehr derselben zu unterbreiten. Es handelt sich um das Heil des Königreiches Ungarn, Unserer Person und Unserer Kinder. Von allen verlassen, suchen wir Schutz einzig in der Treue der hochansehnlichen Stände, bei den Waffen und der alten Tugend der Ungarn und bitten inständig, die hochansehnlichen Stände mögen sie in dieser äußersten Gefahr so schnell wie möglich beraten und zur Ausführung bringen." Die Worte sind nicht gerade aus der Tiefe geholt, höchstwahrscheinlich sind auch sie von Bartenstein zusammengestellt worden. Aber in der Art, wie sie gesprochen wurden, lag ohne Zweifel das Hinreißende. Da wo sie von ihren Kindern sprach, entströmten wieder reichliche Tränen ihren Augen, sie bedeckte einen Augenblick das Antlitz mit dem Taschentuch. Dann aber sprach sie gefaßt, mit dem Ausdruck der leidenden Unschuld, zu Ende, hörte so auch die folgende Rede des Primas an. Die Abgeordneten — auch sie, sagt der Berichterstatter, „gewiß nicht mit trockenen Augen" — brachen einstimmig in den lakonischen Ruf aus: „Leben und Blut!" Nach dem Protokoll — dem sog. Diarium diaetale — riefen sie: „Wir weihen Leben und Blut!" Das „Moriamur pro Rege nostro" gehört zwar der Legende an, aber in der unzweifelhaft begeisterten Aufwallung des Momentes hätte es gleichfalls gesprochen werden können.

Daß die ganze Szene nicht nach dem Geschmack der meisten deutschen Minister war, verrät uns unser Gewährsmann gleichfalls: einer von ihnen soll während der Rede der Königin seinen Unmut nicht haben verbergen können; von einem andern sei die Bemerkung gefallen: lieber hätte sich die Königin dem Teufel als den Ungarn anvertrauen sollen. Es kam auch beim Auseinandergehen des Reichstags zu lebhaften Demonstrationen des Unwillens.

Es fragt sich nun, welches praktische Resultat die Königin mit ihrer temperamentvollen Initiative erzielt hat? Zunächst dieses, daß sich die Stände nun endlich bereit fanden, ihren Lieblingswunsch zu erfüllen und den Großherzog als Mitregenten auch im Königreiche Ungarn anzunehmen. Obwohl ihm damit nicht viel mehr als ein Titel verliehen wurde, war Maria Theresia doch hocherfreut. Als der Gemahl am 21. September vor ihr und dem Reichstag den Eid als Mitregent ablegte, ließ sie den kleinen Thronerben, den sie tags zuvor von Wien nach Preßburg hatte bringen lassen, in den Saal tragen und den versammelten Ständen zeigen: „Ich habe nichts Teureres," sagte sie, „diesen Schatz empfehle ich den Reichsständen." Der Prinz wurde mit dem festlichen Zuruf „Vivat" begrüßt. Eine so enthusiastische Aufnahme aber, wie die Legende will, fand nach dem Protokoll das königliche Kind nicht; zeitgenössische ungarische Berichte sowie der sonst so genaue Capello erwähnen den Auftritt gar nicht. Dennoch war Maria Theresia offenbar sehr zufrieden; es drückt sich dies in den zahlreichen Gnadenbezeugungen an die ungarischen Würdenträger aus, die sich ihren Wunsch hatten angelegen sein lassen. Daß dem Gemahl damit tatsächliche Befugnisse nicht gegeben wurden, daran lag ihr gewiß nicht viel, im Gegenteil: regieren wollte sie schon selber, es war ihr genug, daß sie in Ungarn mit dem Reichstag teilen mußte.

Der Haupterfolg aber — nicht ein persönlicher bloß für sie, sondern für den Staat —, den Maria Theresia mit ihrem Appell an den Patriotismus der Ungarn erzielte, war der große moralische Eindruck, den die erste enthusiastische Aufwallung des Reichstags fast überall in Europa hervorrief. Eben in diesem liegt die Erklärung für die rasche Legendenbildung. Aber auch praktisch-politische Folgen ergaben sich sogleich. König Friedrich beschleunigte nun die Verhandlungen, die er zwei Wochen vorher neuerdings mit Hyndford angeknüpft hatte; er wandte sich jetzt auch direkt an den Oberbefehlshaber der österreichischen Truppen, an Neipperg. Noch anfangs Oktober, als die Begeisterung der ungarischen Stände bereits sehr nachgelassen hatte, schätzte er in einem Brief an den bayerischen Kurfürsten die Unterstützung, die Neipperg im Winter von den Ungarn werde erhalten können, auf 30000

bis 40000 Mann. Daß er sich zwei Tage später wirklich zu einem provisorischen Abkommen mit Maria Theresia verstand — dem Vertrag von Kleinschnellendorf vom 9. Oktober, der die Königin für die nächste Zeit doch sehr entlastete —, war gewiß zum Teil auch eine Folge dieser Berechnung. Indem wir dem Gang der Ereignisse etwas vorgreifen, vermerken wir hier auch die Vermutung militärischer Berichterstatter, daß die Furcht vor den Ungarn auch Einfluß auf Karl Alberts um den 20. Oktober gefaßten Entschluß hatte, nicht gegen Wien, sondern nach Böhmen zu ziehen, ja auch auf den der Franzosen, wohl eine Unternehmung der Bayern gegen Böhmen, nicht aber eine solche gegen Wien zu unterstützen[1]).

An diesen moralischen Erfolg reichte aber nun freilich der materielle Gewinn, den das österreichische Verteidigungswesen aus der temperamentvollen Initiative Maria Theresias zog, bei weitem nicht hinan. In der ersten enthusiastischen Aufwallung der Stände war von der Aufstellung eines ungarischen Heeres von 100000 Mann die Rede. Das wäre hinreichend gewesen, um im Verein mit den übrigen Truppen der Königin den vollen Sieg über alle ihre Feinde zu sichern; auch Schlesien wäre dann wohl kaum auf die Dauer dem Hause Österreich entrissen worden. Aber statt dieser hunderttausend wurden schließlich kaum 40000 bewilligt — 21622 zu Fuß und 14407 zu Pferde. Die volle Bereitstellung auch dieser verzögerte sich überdies bis Ende 1742! Was aber das Schlimmste war: die ungarischen Insurrektionstruppen litten von Anfang an an Disziplinlosigkeit und wurden bald durch Desertion noch weiter verringert. Die Gesamtzahl der wirklich im Jahre 1742 zur Verwendung gelangenden Truppen des ungarischen Aufgebots betrug nur 20600 Mann. Auch dieses Resultat kam nur zustande, weil Maria Theresia nicht abließ zu drängen. Daß sie dabei immer wieder gute Worte fand, wird man der leidenschaftlichen jungen Fürstin besonders hoch anrechnen müssen. Innerlich war sie freilich bisweilen — für einen Tag, eine Stunde — unwillig oder auch mutlos. Noch während des Reichstags, am 18. Oktober, soll sie zum Judex Curiae gesagt haben: „Ihr redet wohl

[1]) Kienast im „Österr. Erbfolgekrieg" 3, 20, 21.

viel, aber es kommt nichts dabei heraus." Im Dezember, wo ihr schon die Lage in Böhmen, das damals bereits von den Bayern besetzt war, schwere Sorge bereitete, klagt sie über die Langsamkeit, mit der die Ungarn die versprochenen Truppen stellten. Grassalkovics war in dieser Zeit in Wien; sie wies Bartenstein an, alles mit ihm auszumachen. „Kein Mensch denkt, daß es sogar an Pulver fürs künftige Jahr fehlen wird", klagt sie: „für alles ist bei Zeiten die Vorsehung zu machen!" Wir sehen, wie sich die vierundzwanzigjährige Frau damals schon um die Einzelheiten der Kriegsfürsorge kümmert. Im Februar 1742 wendet sie sich neuerdings an die Komitate — sie hatte sie schon öfters ermahnt —, und diesmal lautete ihr Erlaß so beweglich, daß preußische Historiker meinen konnten, es handle sich um eine ganz neue militärische Maßregel — das „wirkliche Massenaufgebot": aus dem bewilligten Fußvolk sollten sechs neue Regimenter formiert werden; dies liegt ihr ganz besonders am Herzen, dennoch brachte sie es trotz aller Mühe nur dahin, daß im Mai 1742 etwa zwei Drittel der Mannschaft beisammen waren. Im Juli dachte sie vorsorglich daran, sich der ungarischen „Insurrektion" auch für das nächste Jahr zu versichern — sie war nur für ein Militärjahr, das mit dem Oktober 1742 zu Ende ging, verpflichtet; sie ersuchte die Stände, bald ihr Gutachten darüber abzugeben. Als dieses zustimmend lautete, erließ sie (September 1742) abermals ein Handschreiben an die Komitate; vielleicht liegt dem lateinischen Text ein deutscher Entwurf von ihr zugrunde: „An Euch ist es nun," heißt es darin, „das zu Ende zu führen, was Ihr so ruhmwürdig begonnen habt. Wohl ist auf der einen Seite der Friede hergestellt[1]) und die übrigbleibenden Feinde sind zum Teil besiegt, aber sie sind noch nicht überwunden, und die Niederlagen, die sie erlitten haben, scheinen sie eher zur Vernichtung meines Hauses anzueifern, als ihnen friedliche Gesinnungen einzuflößen." Die Kosten für die Erhaltung der Truppen im zweiten Jahr will sie selbst übernehmen. Sie setzte die Sache aber nicht durch, obwohl besonders Pálffy sie wieder mit gewohntem jugend-

[1]) Mit Preußen war inzwischen der Friede zu Breslau abgeschlossen worden.

lichem Feuereifer unterstützte; in einem Schreiben, das er an die ungarischen Generale Ghilány, Festetics, Nádasdy hierüber richtete, vernehmen wir einen Nachhall der Begeisterung, die sie aufs neue in dem greisen Palatin zu wecken verstand.

Eine bleibende militärische Errungenschaft des Reichstags von 1741 war die Errichtung der 6 neuen Regimenter Forgach, Andrássy, Ujváry, Haller, Szirmay, Bethlen, die bis auf den heutigen Tag bestehen. Diese kämpften in den folgenden Jahren fast auf allen Schauplätzen des Österreichischen Erbfolgekrieges. Ein Teil derselben wurde schon im Frühjahr 1742 nach Mähren geschickt, zog dann nach Böhmen und beteiligte sich im Sommer an der Belagerung des von Bayern und Franzosen besetzten Prag. Von der berittenen Insurrektion werden die sog. Portalisten, meist Bauern- und Bürgerssöhne, im allgemeinen als ein sehr schätzbares Regiment gerühmt, sie wurden meist zur Deckung der Abgänge in den alten Husarenregimentern verwendet. Im Juli 1742 lobt Maria Theresia ihr Verhalten sowohl auf dem böhmischen wie dem bayerischen Operationsgebiet[1]).

Von militärischer Seite wurde bemerkt, daß — abgesehen von allen späteren Rekrutierungen — die Leistungen der deutschen Erbländer in den Jahren 1742—43 allein schon eine größere Vermehrung der Regimenter bewirkten, als die ungarischen Bewilligungen einschließlich der Insurrektion erreicht hätten, auch wenn sie voll durchgeführt worden wären[2]). Auch hatten ähnliche Aufforderungen wie die, welche Maria Theresia 1741 an die Ungarn richtete, auch in den deutsch-böhmischen Erbländern, so besonders in Mähren, einen relativ größeren und rascheren Erfolg. Aber man darf das besondere Verhältnis Ungarns zur Dynastie nicht vergessen. Als Maria Theresia den Thron bestieg, zitterte in dem Königreich noch die Rákóczy-Bewegung nach; unter allen ihren Ländern glaubte man von Ungarn am wenigsten, kaum auf ein entschiedenes Festhalten an der pragmatischen Sanktion, geschweige denn auf eine besondere Opferwilligkeit zu deren Erhaltung rechnen zu dürfen. Maria Theresia hat denn auch trotz aller

[1]) Ebd. 3, 81.
[2]) Ebd. 3, 99.

Enttäuschungen immer sehr hoch eingeschätzt, was die Ungarn ihr damals leisteten. Noch dreißig Jahre später denkt sie mit warmer Dankbarkeit daran: „Ich fühle mich der ungarischen Nation so tief verpflichtet," schrieb sie 1771 an ihre Schwiegertochter Maria Beatrix, „daß ich sie dir nicht genug empfehlen kann."

Der denkwürdige Reichstag von 1741 wurde am 29. Oktober geschlossen. Wiederholt gab es noch in den letzten Wochen heftige Oppositionsäußerungen an der unteren Tafel, ja die Bewilligung der Insurrektion wurde dort sogar nochmals in Frage gestellt. Schließlich kam es aber doch zu einem friedlichen Ausgleich. Capello schreibt das Verdienst hieran in erster Linie „der bewunderungswürdigen Klugheit" der Königin zu. Was sie ihrerseits den Ständen bewilligte, war nichts Geringes, und mit Recht konnte sie in dem Reskript, mit dem sie den Reichstag schloß, sagen, sie sei nicht bloß gekommen, zu nehmen, sondern auch zu geben. Dem Verlangen, das Palatinat nie länger als ein Jahr unbesetzt zu lassen, widersetzte sie sich nicht mehr, nachdem einmal ihr Gemahl als Mitregent anerkannt war. Die alte Steuerfreiheit des Adels wurde in dem Ausmaß bestätigt, als er es selbst forderte. Zur Verhandlung ungarischer Geschäfte sollten sowohl innerhalb wie außerhalb des Königreichs nur Ungarn verwendet werden, auch der Eintritt ins Staatsministerium ihnen offen stehen. Sowohl der ungarischen Hofkanzlei wie der ungarischen Hofkammer wurde die Unabhängigkeit von den Wiener obersten Behörden prinzipiell zugesagt. Die Ämter und Würden im Königreich sollten in Zukunft nur verdienten Einheimischen verliehen werden. Es waren dies lauter wiederholt verlangte Zugeständnisse, die ihre zahlreichen Analogien im Ständestaat des 16. und 17. Jahrhunderts hatten; im 18. Jahrhundert und im Vergleich zu den übrigen Erbländern bedeuteten sie die Anerkennung einer Ausnahmestellung. Auch die wirtschaftlichen Forderungen der Stände wurden in den Hauptpunkten bewilligt; sie gaben Maria Theresia zum erstenmal Anlaß, sich mit Fragen der Handelspolitik zu beschäftigen, die ihr später noch viel zu schaffen machten. Ungarn war durch eine Zollinie von den übrigen Erbländern getrennt; diese wurde auch jetzt nicht aufgehoben,

aber die Ausfuhr der ungariſchen Produkte in dieſe ſollte erleichtert werden. Nur auf ein Begehren, das der Reichstag noch in letzter Stunde wiederholte: die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn, ging Maria Thereſia, ohne Zweifel von ihren deutſchen Miniſtern beſtimmt, nicht ein. Capello tadelt bei dieſem Anlaß die Hartnäckigkeit der Stände; ſie wollten, ſagt er, das gütige Entgegenkommen der Königin mißbrauchen. Aber „kurz, ſchlagfertig und wirkſam" ſei ihre Antwort geweſen: „ſie könne hierauf nicht ja ſagen, denn die verlangte Vereinigung wäre eine Ungerechtigkeit; ſie habe genug bewilligt, weitere Forderungen werde ſie nicht mehr anhören."

Der Kleinſchnellendorfer Vertrag. Der Verluſt Böhmens und die Wiedereroberung Oberöſterreichs. Khevenhüller

I.

Am 14. September 1741 zog Kurfürſt Karl Albert in Linz ein und ließ ſich von den Ständen als Erzherzog von Öſterreich huldigen. Mit König Friedrich hatte er ſchon im Juni wegen einer militäriſchen Zuſammenwirkung korreſpondiert, dieſer ihm damals ſchon empfohlen, ſogleich auf Wien loszugehen, dann Mähren und Ungarn zu beſetzen: Böhmen werde ihm dann von ſelbſt zufallen. Anfangs Auguſt war Feldmarſchall Schmettau, ein Abtrünniger von der Sache Maria Thereſias, in München erſchienen, um den Kurfürſten im Namen ſeines neuen Herrn zu jenem „Stoß ins Herz" anzufeuern. Aber dieſer zögerte. Die Rückſicht auf den franzöſiſchen Bundesgenoſſen, von dem er nun einmal abhing, beſtimmte ihn dazu. Schmettau hörte im bayeriſchen Hauptquartier den franzöſiſchen Bevollmächtigten ſagen: „Wenn er Wien eingenommen hätte, würde uns dieſer Mann (der Kurfürſt) nicht mehr brauchen." Als dann Belle-Isle kam, drängte er Karl Albert, die Idee, nach Wien zu gehen, aufzugeben und dafür Böhmen zu erobern. Die franzöſiſchen

Offiziere im Hilfskorps hatten Befehl, nicht zu gehorchen, wenn der Kurfürſt Anordnungen träfe, die denen ihres Kriegsminiſters widerſprächen. Karl Albert hat ſpäter ſelbſt geſagt: „Die Franzoſen wollten es immer mit der Geiß halten und dem Kohl nicht weh tun laſſen; ſie wollten nicht, daß ich Herr von Wien werde; ihr Prinzip war, den einen durch den andern ſchwächen, um ſchließlich die Teilung des Löwen vornehmen zu können.“ Auch König Friedrich durchſchaute die Politik der Franzoſen, überdies hielt er ein Unternehmen gegen Böhmen für einen militäriſchen Fehler. Wenn aber ſeine beiden Verbündeten eine Schlappe erlitten, fürchtete er, daß ſie ſich mit Maria Thereſia vergleichen könnten und er dabei die Koſten zahlen müßte. Auch gefiel ihm der „Partagetraktat“, den Frankreich mit Bayern geſchloſſen hatte, zu deſſen Beitritt er auch eingeladen war, nicht: Öſterreich wäre darnach, wenn die Verbündeten ſiegten, in vier Teile geteilt worden, und eine ſo weitgehende Schwächung der Donaumacht ſah er nicht als in ſeinem Intereſſe gelegen an: Frankreich hätte dann allzu großen Einfluß in Deutſchland erlangt und dies auch ſein Preußen zu fühlen bekommen; er ſoll geſagt haben, er ſei nicht lüſtern nach der Gunſt des Polyphem, zuletzt aufgefreſſen zu werden. So entſchloß er ſich denn raſch, bevor noch der langſame Karl Albert den böhmiſchen Feldzug begann, zum Abſchluß eines Vertrages mit Maria Thereſia. Denn ſeine eigene militäriſche Lage war damals nicht ſo gar glänzend. Seit Mollwitz hatte er eigentlich keine weſentlichen Fortſchritte gemacht, die definitive Beſetzung von Breslau war das einzige Reſultat. Seit vielen Wochen lag er Neipperg gegenüber, der ſeine Hauptaufgabe in der Deckung von Neiſſe ſah, ohne daß er ihm einen weſentlichen Vorteil hätte abgewinnen können. Wollte er Neiſſe gewinnen, mußte er es auf eine Schlacht ankommen laſſen, deren Ausgang doch zweifelhaft war; die Jahreszeit drängte überdies, er mußte an Winterquartiere denken. So hatte er denn ſchon unmittelbar, nachdem er Robinſons zweiten Vermittlungsverſuch ſchroff zurückgewieſen, durch den Gouverneur von Breslau mit Hyndford wieder anknüpfen laſſen. Was er vorſchlug, unterſchied ſich von dem, was ihm Maria Thereſia geboten hatte, nur wenig: nur Neiſſe und Glatz wollte er noch haben und Winterquartiere in Böh-

men oder Mähren. Nur freilich mußte ſie den Gedanken aufgeben, daß er ihr gegen ihre anderen Feinde Hilfe leiſten und für die Kaiſerwahl des Großherzogs tätig ſein werde. Was das erſte betraf, ſo zerſtörte eine Erklärung, die er am 9. September gab, jede Hoffnung; das andere wurde nur mündlich ganz unverbindlich und vag von ihm in Ausſicht geſtellt. Am 15. September langte ein Kurier von Lord Hyndford in Preßburg an, der ſeine Anerbieten überbrachte. Die Königin erklärte ſich bereit, auf Grund dieſer zu unterhandeln, und betraute ihrerſeits Neipperg damit. Aber Neiſſe und Glatz, ſchrieb ſie ihm, ſolle er zu retten ſuchen. Und an den Strohhalm der zweifelhaften Zuſage für die Kaiſerwahl klammerte ſie ſich: „Man muß doch verſuchen, ihn — den König — unmerklich dazu zu verpflichten," ſchrieb ſie auf einen Vertragsentwurf, den Sinzendorf ausarbeitete, „oder ihm etwas für ſeine Stimme verſprechen laſſen[1])." Eine Woche ſpäter erteilte ſie Neipperg auch die Vollmacht, Neiſſe abzutreten, nur auf Glatz müſſe er beſtehen und daß die preußiſchen Truppen den Winter über weder in Böhmen noch in Mähren bleiben dürften. In einer eigenhändigen Nachſchrift zu dieſer offiziellen Ermächtigung ſagt ſie bezeichnend, ſie fürchte, das Reſkript ſei nicht klar genug — es ſei in dem (in den Kanzleien) üblichen konfuſen Stil abgefaßt; ſo wiederholt ſie ihm denn das, worauf es ihr vor allem ankommt: „Der Hauptzweck iſt, die Armee je nach Bedürfnis in Öſterreich, in Böhmen oder Mähren zu haben; man hat gemeint, daß Znaim der geeignete Ort für ihre Verſammlung wäre und daß Ihr Euch beeilen müßt, ſo viel Ihr nur könnt und die Vorbereitungen es erlauben." Neiſſe, wie geſagt, könne er zugeſtehen, aber ſonſt nichts, und der König muß ſich verpflichten, nicht weiter zu gehen. Sie möchte gern hiefür des Königs Unterſchrift haben, ohne daß Neipperg etwas zeichnet: „denn das möchte ich, ſo lang ich nur kann, vermeiden, ihm Niederſchleſien abzutreten; das bereitet mir zuviel Herzeleid." Aber die Armee ſei das Wichtigſte, er ſoll ſo ſchnell wie möglich mit ihr zurück. Kinsky habe in Böhmen ſchon alle Vorbereitungen (für Unter-

[1]) Projet de réponse à donner à Mr. de Robinson. 15. September 1741, zit. von Unzer, Die Konvention von Klein-Schnellendorf (1889) 41.

kunft und Verpflegung) getroffen: „dies allein kann uns retten[1])." Die Abwehr der Bayern und Franzoſen iſt nun ihre Hauptſorge; wie man ſieht, verläßt ſie ſich nicht auf die ungariſche Inſurrektion allein. Sollte der König ſich mit ihren Zugeſtändniſſen nicht zufrieden geben, ſo war ſie übrigens entſchloſſen, den Krieg auch gegen ihn fortzuſetzen. Sie hatte ja noch Lobkowitz mit fünf Regimentern in Pilſen, hatte die ungariſche Inſurrektion, hatte eine kleine Armee in Italien: ihr Kommandierender, Graf Traun, erhielt den Befehl, zehn Infanterieregimenter durch Tirol gegen Bayern in Bewegung zu ſetzen. Aber Friedrich gab nach. Am 15. September hatte er die Nachricht erhalten, daß die Schweden, die er zu einem Krieg gegen Rußland angeeifert, über deren Stärke und Energie er ſich aber getäuſcht hatte, bei Wilmanſtrand geſchlagen worden ſeien, dazu wirkte jetzt die ſchon erwähnte Beſorgnis wegen einer allgemeinen Bewaffnung in Ungarn. Er verzichtete auf Glatz, verlangte die Winterquartiere nur mehr in Oberſchleſien-Troppau, das Fürſtentum Teſchen und „das hohe Gebirge" jedoch ausgenommen. So kam es nach längeren Unterhandlungen, an denen außer Hyndford und Neipperg der öſterreichiſche General Lentulus und der preußiſche Oberſt von Goltz teilnahmen, am 9. Oktober zu der Konvention von Kleinſchnellendorf, die Ende Dezember in einen definitiven Frieden verwandelt werden ſollte. Neiſſe ſollte von Neipperg nach einer Scheinbelagerung von vierzehn Tagen übergeben werden. Außerdem verlangte der König unverbrüchliche Geheimhaltung, die ihm auch zugeſichert wurde. Lentulus brachte die Konvention am 15. Oktober nach Preßburg, mit einem flüchtigen Bericht Neippergs („Erinnerungen für Lentulus") über die vorhergehenden Beſprechungen, die der General mündlich ergänzen ſollte. Wäre es nach dem Wunſche der Königin gegangen, ſo wäre der Vertrag wohl nicht zuſtandegekommen; zwei Weiſungen, die ſie am 11. und 12. Oktober an Neipperg ſandte, verraten uns das: „Ich empfehle Euch alſo vor allem, Euren Aufbruch und Marſch zu beſchleunigen", reſümierte ein eigenhändiger Zuſatz den Inhalt der erſteren, „aber doch ſo viel Truppen zurückzulaſſen, um den Feind

[1]) Briefe 4, 139. Die offizielle Weiſung im Auszug bei Arneth 1, 533.

hinzuhalten, denn ſeine Abſichten ſind nichts als Lug und Trug und Verzögerungen, um uns hinzuhalten. Ich möchte ſogar, daß Ihr auf eine gute Art aufbrechen könntet, ohne irgend etwas abzuſchließen und ihn hinhaltet, ohne es ihm merken zu laſſen, im Gegenteil: zeigt Bedauern, daß ihr es nicht gekonnt habt. Aber ich fürchte, alles wird ſchon abgemacht ſein . . ." Wir ſtaunen, was für eine feine Diplomatin die junge Fürſtin bereits geworden iſt! Die zweite Weiſung, vom 12. Oktober, die nichts Eigenhändiges enthält, betont nochmals, daß Eile nottue; Frankreich und Kurbayern ſeien die gefährlichſten Feinde; wenn ſie auch dermalen nicht nach Wien gehen ſollten, ſo werden ſie ſich doch unfehlbar durch Niederöſterreich und Mähren nach Böhmen begeben. Einſtweilen ſoll er nur bei Olmütz bleiben, dann mit Lobkowitz ſich vereinigen, in Neiſſe eine hinlängliche Garniſon zurücklaſſen und auch ſonſt Vorkehrungen treffen, daß der Feind ihm nicht in den Rücken falle[1]). Beide Weiſungen erreichten Neipperg erſt, da er ſchon auf dem Rückmarſch war. So genehmigte ſie denn alles. Von der Bedingung der Geheimhaltung hat Friedrich ſpäter ſelbſt geſagt, er hätte ſie nur geſtellt, weil er vorausſetzte, daß der Wiener Hof ſie nicht halten werde; geſchah dies aber nicht, ſo brauchte er ſich, wenn es ihm ſo paßte, nicht an den Vertrag zu kehren. Nach Preßburg drang von den eigentlichen Abſichten des Königs nur wenig. Was man aber von ſeinen Äußerungen durch Neipperg und deſſen Abgeſandten Lentulus erfuhr, überzeugte Maria Thereſia wie ihre Miniſter, daß Friedrich zwar von ſeinen bisherigen Verbündeten loszukommen ſuchte[2]), daß er aber außerdem verſteckte argliſtige Abſichten hege. Es mochte darum gut ſein, es mit der Geheimhaltung nicht allzu genau zu nehmen.

Wir können es den Biographen König Friedrichs überlaſſen, das Motiv feſtzuſtellen, warum dieſer ſchon wenige Wochen nach dem Abſchluß der Konvention ſie brach und die Feind-

[1]) Die erſte Weiſung ſamt Zuſatz in den „Briefen" 4, 140; die zweite gibt Duncker in den „Mitteilungen des k. u. k. Kriegsarchivs" N. F. 6, 299.

[2]) Dies ſpricht eine Stelle der „Erinnerungen für Lentulus" aus, zit. von Duncker a. a. O. („Zur Geſchichte des Erſten Schleſiſchen Krieges") 280.

seligkeiten wieder begann[1]). Uns obliegt hier nur, den Vorwurf zu untersuchen, den er gegen den Wiener Hof erhob, dieser hätte das vereinbarte Geheimnis gebrochen. Indiskretionen sind allerdings begangen worden. In einem Schreiben der Kaiserin Amalia, die sich damals in Klosterneuburg aufhielt und sicher nicht zu den Wissenden gehörte[2]), an ihren Schwiegersohn Karl Albert, das dieser am 19. Oktober erhielt, wird erwähnt, daß der Hofkriegsrat in Wien kein Geheimnis von einem Tagebuch mache — gemeint sind wohl die Aufzeichnungen, die Neipperg dem Lentulus mitgegeben hatte —, worin Tag und Stunde angegeben sei, wo Lord Hyndford und Oberst von Goltz Konferenzen gehalten, sowie von der Zusammenkunft im Schloß Kleinschnellendorf, zu der der König selbst gekommen; auch daß die vor einiger Zeit begonnene Belagerung von Neisse nur eine Scheinbelagerung war, erfuhr der Kurfürst aus einem Wiener Schreiben. Überdies hatte Graf Khevenhüller, der im Frühjahr in außerordentlicher Mission der Königin nach Dresden gegangen war, von Prag aus, noch bevor die Nachricht vom Abschluß der Konvention nach Preßburg gelangt war, dem ständigen Vertreter des Wiener Hofes beim Kurfürsten von Sachsen, Grafen Wratislaw, von einem Gerücht darüber geschrieben, und Wratislaw hatte dies dem Kurfürsten-König mitgeteilt. Friedrich beschwerte sich hierüber bei Neipperg schon am 21. Oktober. Maria Theresia schrieb darauf diesem am 29.: „Die Nachricht ist allschon den 14. dem Grafen von Wratislaw zugekommen, wo Lentulus erst den 15. spät abends hier angelangt ist. Kann also menschenmöglicher (Weis) der hiesige Hof daran keinen Teil haben"[3]). Capello hatte am 20. Oktober aus Preßburg berichtet: Am Montag (dies war der 16.) morgens wurde mit Lentulus eine lange Konferenz abgehalten, dann ein Kurier an Neipperg expediert; man glaubt, daß es weitere

---

[1]) Die österreichische Auffassung am besten im „Erbfolgekrieg" 3, 223 u. f., wo auf die Verteidigung des Königs bei Grünhagen schon eingegangen ist. Heigel und — vom politisch-militärischen Standpunkt aus — auch Koser verurteilen die Handlungsweise des Königs gleichfalls.

[2]) Duncker a. a. O. 364 u. f.

[3]) Am 27. hatte schon der Großherzog ganz ähnlich an Neipperg geschrieben: Erbfolgekrieg 3, 153, 154 u. f.

Instruktionen betreffend den Abschluß des Vertrages gewesen sind. Aber alles beobachtet Stillschweigen darüber." Die Königin erließ wiederholte Weisungen an ihre Agenten in Frankfurt und Paris, von dem Stand der Sache, von der sie doch unterrichtet werden mußten, ja nichts verlauten zu lassen[1]). Aber der in Frankfurt hatte schon auf die erste diesbezügliche Mahnung in Frankfurt geantwortet (21. Oktober), daß sowohl von Regensburg wie von anderen Orten „durch Partikularschreiben" die Nachricht von dem Zustandekommen des Vertrages eingelaufen sei. Man sieht, wie die Sache ohne Schuld der Königin durchsickerte. Preußische Historiker anerkennen übrigens einerseits, daß „kein Minister der Welt das Geheimnis streng gewahrt haben würde"[2]), anderseits, daß „ein frivoles oder hinterlistiges Mißachten des angelobten Geheimnisses" nicht in den Intentionen Maria Theresias gelegen sein könne. Es war eben so, wie die Königin in einem Reskript an Wasner in Paris vom 26. Oktober sagt, daß „die ganze Welt aus jenem, was ihr in die Augen fällt, von dem geheimen Einverständnis überzeugt sein" müsse. Die programmäßig erfolgende Übergabe von Neisse, der Ende Oktober durchgeführte Rückzug Neippergs nach Mähren, die Verlegung der preußischen Truppen in die Winterquartiere und König Friedrichs Rückkehr nach Berlin waren deutliche Anzeichen, daß eine Verständigung erfolgt war.

Preußischerseits wurde aber auch behauptet, daß Friedrich zu dem Vertragsbruch auch dadurch berechtigt war, daß der Wiener Hof die eigentliche Basis desselben gleich wieder verlassen habe. Bei den Verhandlungen über den definitiven Frieden, zu denen der König trotz seiner Beschwerde über die Indiskretion Khevenhüllers schon am 21. Oktober drängte, zu deren Aufnahme sich auch die Königin am 31. Oktober bereit erklärte und für die sie einen Entwurf nach Schlesien sandte[3]), wurde allerdings auf eine Forderung zurückgegangen, die der König schon abgelehnt hatte: er möge sich — so formulierte man sie — mit der Königin, den Kurfürsten von Han-

[1]) Die an Koch in Frankfurt bei Unzer a. a. O. 124.
[2]) Grünhagen a. a. O. 2, 26.
[3]) Im Auszug bei Unzer a. a. O. 97 u. f.

nover, Mainz und Trier verständigen, um die Kaiserwahl nicht zu überstürzen, die Freiheit der Wahl zu sichern und die des Großherzogs zu bewirken. Daß man aber damit nicht das bereits geschlossene Abkommen in Frage stellen wollte, ist gewiß; der Königin und ihren Ministern war es in dieser Zeit doch sehr darum zu tun, den preußischen Gegner zu entwaffnen. Übrigens konnte man auch nicht annehmen, daß der König diesen Wunsch Maria Theresias — er war mehr Wunsch als Forderung — nun so übel aufnehmen werde, nachdem er doch in den Besprechungen von Kleinschnellendorf selbst angedeutet hatte, daß er dazu vielleicht zu haben sein werde[1]). Vollends die anderen Bedingungen für den Definitivfrieden, die man zur Diskussion stellte — Status quo des katholischen Besitzstandes in Schlesien, Übernahme der schlesischen Schulden pro rata, Amnestie der auf beiden Seiten Kompromittierten in Schlesien — waren nicht darnach, ernstliche Hindernisse zu bereiten.

Zwei Tage nach dem Abschluß von Kleinschnellendorf hatte der König bei Neipperg als nachträgliche Forderung angekündigt, Glatz besetzen und auch das Gebiet dieser Grafschaft, die ein böhmisches Lehen war, zu Winterquartieren benutzen zu können. Neipperg soll dies nicht mit Entschiedenheit abgelehnt, noch davon dem Hof präzise Mitteilung gemacht haben. Am 25. Oktober berichteten die glatzischen Stände von dem erfolgten Einmarsch der preußischen Truppen. Aber diese blieben dort nicht stehen; drei Tage später rückte ein Teil in das Königreich Böhmen selbst ein: am 1. November besetzten sie Skalitz, am 3. Königgrätz, am 4. Jungbunzlau; überall fanden Requisitionen statt. Hiergegen konnte sich Maria Theresia nur auf wirkungslose Proteste beschränken, ohne daß sie dabei den Einmarsch in Glatz und Böhmen als das bezeichnete, was er doch in der Tat war: als Bruch der eben geschlossenen Konvention[2]). Obwohl das Vorgehen des Königs ihr nie erloschenes Mißtrauen neu erregte, mußte sie damals doch ihre Hauptaufmerksamkeit auf die Bewegungen der Franzosen und

[1]) „Erinnerungen an Lentulus" zit. von Duncker a. a. O. 281.

[2]) S. die beiden Schreiben Neippergs hierüber vom 28. und 30. Oktober 1741 an die Königin und den Großherzog im „Erbfolgekrieg" 3, 185. Eine Äußerung Maria Theresias liegt nicht vor.

Bayern richten. Nur die Haltung Friedrichs in der Wahlsache, die Maria Theresia mit einer ähnlichen Ausdauer betrieb wie kurz zuvor die Anerkennung des Gemahls als Mitregenten in Ungarn, behielt sie auch jetzt im Auge. Ihr Agent in Frankfurt, Hofrat Koch, der eine Zeitlang mit Belle-Isle über einen Ausgleich mit Frankreich unterhandelt hatte, war von ihr nach dem Abschluß von Kleinschnellendorf bedeutet worden, diese Unterhandlung abzubrechen, am 26. Oktober aber, dies nur zu tun, falls sich der kurbrandenburgische Wahlbotschafter entsprechend — d. h. der Kandidatur des Großherzogs günstig — bezeige[1]). Damit nahm Maria Theresia allerdings die Erfüllung der von ihr für den Definitivfrieden erhobenen, von König Friedrich aber noch nicht zugestandenen Forderung vorweg. Die Illoyalität, die man hierin hat sehen wollen[2]), wurde aber bald darauf durch den König übertrumpft, indem er durch seinen Gesandten in Frankfurt seinen Beitritt zum Nymphenburger Teilungsvertrag anmeldete (2. November). Hieran schloß sich ein Allianzvertrag mit Bayern (4. November zu Breslau), in welchem sich der König von dem Kurfürsten als König von Böhmen Glatz zusprechen ließ und ihm dafür definitiv seine Stimme für die Kaiserwahl zusagte. Der Bruch des Traktats von Kleinschnellendorf war hiermit bereits gegeben; offen trat er allerdings erst im Dezember hervor.

II.

Kurfürst Karl Albert, der am 11. Oktober sein Hauptquartier in Ybbs aufgeschlagen hatte, ließ etwa 8 Tage später zwei Korps nach Böhmen abschwenken; mit dem andern Teil seines Heeres kehrte er nach Enns zurück, ging dann bei Mauthausen über die Donau und über Freistadt gleichfalls nach Böhmen. Dort war inzwischen auch ein drittes bayerisch-französisches Heer durch die Oberpfalz eingedrungen. Die Aufgabe der Verteidigung Böhmens wurde zunächst Neipperg zugeteilt. Aber als ihn der Befehl hierzu erreichte, befand er sich bereits auf dem Marsch in Mähren in der Richtung

[1]) Die beiden Berichte in extenso bei Unzer a. a. O. 124 u. f.

[2]) Grünhagen a. a. O. 2, 7. Dagegen die triftige Verteidigung im „Erbfolgekrieg" 3, 247.

gegen Niederösterreich, wie sie ihm ursprünglich vorgeschrieben worden war. Den Oberbefehl über seine Truppen, die sich mit denen von Lobkowitz vereinigen sollten, wollte der Großherzog übernehmen; Maria Theresia hatte damals noch immer eine große Meinung von den Feldherrntalenten ihres Gemahls; am 15. November schrieb sie ihm: nach Gottes Beistand sei er ihre größte, ja einzige Zuversicht. Neipperg dagegen, der der neuen Weisung des Hofkriegsrates nur unwillig und äußerst langsam folgte, besaß ihr Vertrauen damals nicht mehr: weniger ihr eigenes Urteil, als die allgemeine Verurteilung des Generals in ihrer Umgebung, von der Capello berichtet, dürfte sie dabei bestimmt haben. Am 22. November schrieb sie an Philipp Kinsky, sie hätte gehört, daß die Offiziere in der böhmischen Armee über Neipperg unzufrieden seien und murrten; der Großherzog gebe sich alle Mühe; sie fürchte aber, daß Neipperg doch wieder den alten Kredit bei ihm gewinnen könnte, hofft indes, daß Prinz Karl und Lobkowitz jenem das Gegengewicht halten werden. Am Schluß des langen Briefes empfiehlt sie dem Freunde „das Teuerste, was sie auf der Welt hat" — den Gemahl —, sowohl seine Person wie seinen Ruhm, an dem ihr sehr viel gelegen sei („dont je suis très jalouse"). Aber der Großherzog war doch nicht der Mann, dem Unternehmen etwas von dem Feuergeist seiner Gemahlin einzuflößen. Anstatt Neippergs Langsamkeit zu beflügeln, ließ er sich selbst von ihr anstecken. Von Znaim bis Neuhaus in Böhmen brauchten die Truppen 10 Tage; hier, wo Lobkowitz aus Pilsen mit seinem Korps dazukam, verweilten sie volle 4 Tage; am 23. waren sie erst in Tabor. Am selben Tag bezog der Kurfürst bereits mit der ganzen vereinigten bayerisch-französischen Armee ein Lager auf dem schlachtenberühmten weißen Berge vor Prag; zugleich traf ein sächsisches Hilfskorps unter General Rutowsky, das in den ersten Novemberwochen die böhmische Grenze überschritten hatte, in dem nahen Troja ein: der König von Polen hatte sich entschlossen, sich offen den Feinden Maria Theresias zuzugesellen. In Prag war nur eine schwache Besatzung; zwar verweigerte der Befehlshaber die Übergabe, zu der ihn der Feind am 24. aufforderte, aber dem vom 25. auf den 26. November unternommenen allgemeinen Angriff der Alliierten

konnte er nicht ſtandhalten. Ein vom Großherzog vorausgeſandtes fliegendes Korps unter Kolowrat kam zu ſpät zu Hilfe; es hätte auch den Fall der Stadt kaum verhindern können. Am 7. Dezember ließ ſich Karl Albert als König von Böhmen ausrufen: ſeit dem Winterkönig, auch einem Fürſten ſeines Hauſes, war er der erſte Nicht-Habsburger, der in dem Schloß auf dem Hradſchin ſeine Reſidenz aufſchlug. Die Stände zeigten ſich kaum minder befliſſen als in Linz, ſie vergaßen der pragmatiſchen Sanktion und huldigten dem Bayern als Landesherrn, u. a. leiſtete auch der Erzbiſchof, ein Freiherr von Manderſcheid, Eidſchwur und Handkuß. Zu ihrer Entſchuldigung darf man anführen, daß ſie Maria Thereſia noch nicht kannten. Für die junge Königin war der Fall von Prag ein neuer ſchwerer Schlag; das Unglück ließ nicht ab von ihr: erſt kam der Verluſt Schleſiens, dann Oberöſterreichs, nun Böhmens! Zu gleicher Zeit faſt traf die Nachricht ein, daß die Spanier in Italien die Feindſeligkeiten gegen ſie eröffnet hatten. Dazu ihr körperlicher Zuſtand: ſie fühlte ſich zum fünftenmal Mutter. Aber mit unverwüſtlicher Spannkraft erhebt ſie ſich ſofort aus der Niedergeſchlagenheit des erſten Eindrucks. Ein zweiter langer Brief an Kinsky gibt uns Zeugnis dafür. „So iſt denn Prag verloren," ſchreibt ſie, „und die Folgen werden vielleicht noch ſchlimmer ſein, wenn man nicht wenigſtens für drei Monate Brot beſchaffen kann (für die böhmiſche Armee), denn von Öſterreich iſt nichts zu erhoffen und von Ungarn etwa erſt in drei Monaten, und da iſt es noch ungewiß. Ja, Kinsky, das iſt jetzt der Augenblick, wo es gilt, Courage haben, das Vaterland und Eure Königin retten. Sonſt wär' ich eine arme Prinzeſſin. Mein Entſchluß iſt gefaßt; es heißt, alles aufs Spiel ſetzen, um Böhmen zu retten. Darnach richtet Euch und trefft Eure Anſtalten. Ich ſage nicht, daß ich das Land zugrunde richten will und daß es ſich in 20 Jahren nicht erholen wird, aber ich will ‚Grund und Boden'[1]) haben, und es müßten alle meine Armeen, alle Ungarn totgeſchlagen werden, bevor ich irgend etwas abtrete. Noch einmal: dies iſt der kritiſche Augenblick; ſchont das Land nicht; wir müſſen es behaupten. Helft mit Euren

[1]) Dieſe Worte in dem ſonſt franzöſiſchen Brief deutſch.

Leuten, was Ihr könnt, damit der Soldat zufrieden ist und es ihm an nichts fehlt. Ihr werdet besser noch als ich wissen, wieviel davon abhängt. Steht auch meinem armen Mann bei, der sich um seine Truppen wie um das Land so abhärmt, der selber sagt, daß die Leute tun, was sie können, und daß einem das Herz weh tut, aber wenn man (das Nötige) nicht von dem Lande bekommen kann, daß man es nehmen muß. Ihr werdet sagen: ich bin grausam, aber ich weiß auch, daß ich alle die Grausamkeiten, die ich jetzt begehen muß, um das Land zu behaupten, einmal hundertfältig werde gutmachen können, und ich werde sie gut machen, aber für jetzt verschließe ich mein Herz dem Mitleid. Ich vertraue auf Euch; Ihr wißt, daß ich das tue, und wie lieb es mir ist, daß Ihr zu mir haltet, und ich schmeichle mir, daß es nicht vergeblich sein wird und daß, nachdem ich (bis jetzt) immer unglücklich gewesen bin, Gott zuletzt seinen Segen geben wird. . . . Ich beklage Euch andere, die ich unglücklich mache; dies ist eine meiner größten Kümmernisse, aber dafür werdet Ihr in mir auch immer ein dankbares Herz finden."

Der Brief ist eigentlich ein Appell an die Opferwilligkeit der treugebliebenen böhmischen Stände, deren Besitzungen in dem vom Feinde nicht besetzten Teile des Landes lagen, aber er spricht mit Entschiedenheit den Entschluß aus, das was ihre Truppen in Böhmen brauchten, sich auf jeden Fall zu verschaffen, wie sehr das Land auch darunter leiden sollte; eine beinah wilde Energie, eine, wie sie es selber fühlt, unbeugsame Härte offenbart sich hier zum erstenmal.

Auch dem Gemahl legt sie vor allem die Sorge für die Armee ans Herz: ihr eigenes Heil wie das des Erzhauses, schreibt sie ihm am 4. Dezember, beruhe nächst Gott auf den Truppen. Mehr als Mutter, denn als Herrin und Landesfürstin wolle sie für diese sorgen. Aus dieser Zeit stammen denn auch die ersten Zeugnisse für ihr persönliches Eingreifen in die Einzelheiten der militärischen Verwaltung; als eine ihrer ersten Pflichten und Sorgen hat sie es schon begriffen, hier fortwährend aufzurütteln, zu ermuntern und zu drängen: es sollte dies eines der Hauptgeschäfte ihrer ganzen Regierungszeit bleiben. „Alles schläft, und wenn ich nicht triebe, so würde gar nichts getan," schreibt sie am 1. Dezember an den Regie-

Maria Theresia als Erzherzogin

Nach einem Stich in der K. u. K. Familien u. Fideikommißbibliothek

rungsrat Doblhof[1]), der früh ihr Vertrauen genossen haben muß, „meine traurige Situation ist doch capabel mich zu unterdrücken ... Erstlich sind Fundi auszumachen, wovon das Khevenhüllersche Korps unterhalten wird, wenn auch nicht alles, doch etwas, und dieses sicher, ohne die englischen Subsidien." Und anfangs Jänner 1742 an denselben: Rekruten, Remonten müßten beschafft werden, und kein Augenblick ist zu versäumen; es muß etwas ausfindig gemacht werden, um die Mittel dazu zu beschaffen, eine „Kopfsteuer oder etwas anderes — jetzt muß alles geschehen!" Für die Rekrutierung schlägt sie den Modus vor, wie er in den Niederlanden üblich war: „par cloches"[2]).

Den Gemahl drängt sie, sobald wie möglich nach Wien zurückzukehren. Zwar am 13. Dezember ist sie noch „raisonnable genug, nit zu begern die Hieherkunft", wenn der Feind in der Nähe wäre, aber schon vier Tage darauf fügt sie einem amtlichen Reskript die Worte hinzu: „Die Sache ist so importante und pressante, daß kein Augenblick zu versäumen. Aber hoffe übermorgen den 19. Nachmittag Ew. Liebden hier zu sehen, welches mir zu großem Trost sein wird". Einem zweiten Reskript vom selben Datum setzte sie bei: „Ich schreibe nicht (mehr); ich erwarte Euch mit einer unglaublichen Ungeduld." Als der Großherzog aber auch da noch zögerte, drängt sie neuerdings: am Weihnachtsabend ist sie „der ganz gewissen Hoffnung, es werden dieselben Ihre Anherokunft nicht länger mehr verschieben", und am 29. Dezember schreibt sie: „Ein jeder Augenblick ist kostbar und nicht zu versäumen, die Reis, wenn es immer tunlich, zu beschleunigen[3])." Es war nicht bloß die Sehnsucht der liebenden Frau, die sie so dringend werden ließ, sondern auch die Furcht, der Gemahl möchte sich von Neipperg noch weiter beeinflussen lassen und seinen militärischen Ruf kompromittieren. Dazu kam, daß inzwischen ein neues kriegerisches Unternehmen in Gang gekommen war, von dem sie für den Gemahl mehr Ruhm erhoffte.

[1]) Karl Holler von Doblhof. Über ihn Wurzbach 1, 329 und Briefe 1, 47.

[2]) Ebd. 4, 213, 215.

[3]) Die angezogenen Briefstellen aus „Erbfolgekrieg" 3.

III.

Nachdem bekannt geworden war, daß die Hauptmacht der Bayern und Franzosen sich nach Böhmen gewandt hatte, war in Wien der Gedanke aufgetaucht, Oberösterreich zurückzuerobern und dann die Länder des Kurfürsten selbst anzugreifen. Am 28. Oktober hatte Khevenhüller bereits ein Gutachten, „das Feldkriegsoperations-Schema gegen Bayern betreffend", nach Preßburg geschickt; am 4. November in einem Schreiben an Sinzendorf seine Dispositionen hierfür entwickelt: die paar Regimenter, über die er in Wien verfügte, müßten durch die ungarische Insurrektion sowie einen Teil der italienischen Armee verstärkt werden. Maria Theresia hatte noch anfangs November seinen Plan im allgemeinen genehmigt; am 6. war eine Beratung darüber abgehalten worden, in welcher Weise die Vereinigung der Khevenhüller zugewiesenen Truppen zu bewerkstelligen sei, doch waren die Minister zu keinem Beschluß gekommen und hatten die Königin um „eine kategorische Resolution" gebeten. Sie hatte sehr klug entschieden: „Es ist mir schwer," schrieb sie, „eine Resolution und positiven Entschluß zu fassen, glaube aber das Beste zu sein, dem Khevenhüller sowohl die Disposition des Marsches und was dazu nötig ist, als die Operation lediglich zu überlassen ... ihm ist also ... freie Gewalt mitzugeben und anzuordnen, in Sachen zu tun, was er für gut findet"[1]).

Daß sie Khevenhüller dieses Vertrauen schenkte, zeigt ihren frühen Scharfblick in der Beurteilung der Menschen, wo nicht, wie gegen den Gemahl, persönliche Zuneigung ins Spiel kam. Graf Ludwig Andreas Khevenhüller war bis dahin als tüchtiger General bekannt gewesen, aber die Zeit seiner rechten Wirksamkeit kam erst jetzt; er wurde einer der Palladine Maria Theresias, und mit Recht erscheint er an ihrem Denkmal in Wien neben den bekannteren Daun und Laudon. Im Jahr der letzten großen Türkenbedrängnis geboren, war er längst nicht mehr jung. Wie alle älteren österreichischen Generale der Zeit war er ein Schüler des Prinzen Eugen. Aber auch seine Familie hatte ihm ein großes kriege-

[1]) Ebd. 4, 180.

risches Vorbild gegeben. Montecuccoli war sein Großvater mütterlicherseits. Bei Peterwardein und Belgrad hatte er sich zuerst als Reiterführer ausgezeichnet. In der Friedenszeit nach dem Passarowitzer Frieden pflegte er eifrig militärische Studien und griff auch wiederholt zur Feder; einige seiner Arbeiten wurden später, zum Teil erst nach seinem Tode, gedruckt. 1734 kämpfte er in Italien; bei dem Rückzug nach Tirol deckte er die Gebirgspässe gegen eine dreifache Übermacht. Ein französischer Beurteiler sagte damals von ihm, er gelte als bester Kavallerieoffizier des Kaisers. Auch in dem folgenden Türkenkrieg, der für den Ruf mehrerer hoher Generale verhängnisvoll wurde, bewährte er sich voll; besondere Lorbeeren erwarb er sich in dem blutigen Treffen von Radojevac: von der Hauptarmee abgeschnitten, machte er sich damit Luft und schlug sich durch eine vielfache Übermacht zu ihr zurück. Noch bei Lebzeiten Karls VI. erhielt er das Kommando in Wien[1]).

Am 22. November 1741 hatte die Königin Khevenhüller zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt, die gegen Bayern marschieren sollte. Schon am Tag darauf begann er energisch seine Vorbereitungen. Die in Wien vorhandenen Truppen dirigierte er sofort gegen die oberösterreichische Grenze; die in Italien standen, ließ er zwischen dem 30. November und 17. Dezember von Ala über Villach nach Unzmarkt ziehen; dort teilte er sie in zwei Korps, von denen er das eine über Eisenerz und Hieflau, das andere über Waidhofen ins westliche Niederösterreich zog. Am 20. Dezember verließ er Wien, um den Übergang über die Enns zu leiten. Diesen führte er am letzten Tag des Jahres aus und nahm dann die Richtung gegen Linz.

Während aber dieser Feldzug, der in seiner Kühnheit so ganz nach dem Herzen Maria Theresias war, vorbereitet wurde, war nicht nur die Katastrophe von Prag eingetreten, es zog sich auch neues Ungewitter über sie zusammen. Am 16. Dezember hatte König Friedrich dem Lord Hyndford eröffnen

[1]) Ebd. 4, 174 A[1]. — Von älteren Charakteristiken Kh's. ist bemerkenswert die im Kriegsjahr 1809 erschienene im 17. Bändchen von Hormayrs „Österr. Plutarch".

laſſen, er habe den Entſchluß gefaßt, von dem Kleinſchnellendorfer Vertrag zurückzutreten, da die Regierung der Königin ihn nicht, wie verabredet, geheimgehalten habe. Hyndford teilte dies am 24. dem öſterreichiſchen Bevollmächtigten, Freiherrn von Gillern, der zum Abſchluß des Definitivfriedens nach Schleſien beordert worden war, mit; am 29. benachrichtigte dieſer Neipperg hievon und kehrte dann nach Wien zurück. Zur ſelben Zeit nahm Feldmarſchall Schwerin, der von ſeinem König ſchon am 9. Dezember den Auftrag erhalten hatte, von Schleſien aus nach Mähren abzurücken, Olmütz ein. In Wien erregten dieſe Nachrichten die größte Beſtürzung; man hatte ja von König Friedrich ſchon längſt nichts Gutes erwartet, aber auf einen ſo jähen Bruch, auf eine ſo raſche Wiedereröffnung der Feindſeligkeiten war man nicht gefaßt. Nun ſah man die Preußen ſchon in Brünn, von wo ihnen der Weg nach Wien offen ſtand. Nur die Königin blieb ruhig. Vielleicht daß ihre letzten Mahnungen an den Gemahl — vom 24. und 29. Dezember — auch durch dieſe neuerliche Sorge mitbeſtimmt waren. Aber ſie änderte doch nichts an den Dispoſitionen für den bayeriſchen Feldzug, rief Khevenhüller nicht zurück. „Meine Meinung war nie," ſchreibt ſie ihm am 30. Dezember, „daß von wegen der preußiſchen Fürrückung in Mähren ihr Eure Operation zu verſchieben oder gar zu unterlaſſen hättet. Ich mißkenne zwar keineswegs der Sachen mißlichen Stand und bin nichts weniger als von leidentlichen Friedensbedingungen entfernt. Aber juſt um hierzu zu gelangen, will erforderlich ſein, die Operationen gegen den übermütigen Feind ſo weit als nur immer möglich zu treiben .... Gehen Eure Unternehmungen glücklich vonſtatten, ſo werden ſich um die gemeinſame Freiheit ihrer mehrere deſto ehender und nachdruckſamer annehmen." Sie faßte den Entſchluß, eine Verſtärkung, die ſie wegen der ſpaniſchen Invaſion nach Italien beſtimmt hatte, Khevenhüller zuzuwenden, ohne die ungariſchen Regimenter 14000 Mann friſche Truppen. Hierüber will ſie ihm demnächſt noch „ihre Gedanken eröffnen" und darauf achten, daß zwiſchen ihm und der böhmiſchen Armee „eine vollſtändige Einverſtändnis und fleißige Correſpondenz" eingeleitet werde, deren Notwendigkeit ſie erkenne. Sie weiß, daß die in Mähren eingerückten Preußen

nicht stärker als 6000 Mann sind: „und gleichwie der preußische Absprung durch den Fall von Prag verursacht worden, also würde in dem Fall, da Eure Unternehmungen glücklich von statten giengen, eben diese das kräftigste Mittel sein, den König von Preußen, wo nicht auf bessere Gedanken wieder zu bringen, doch von mehrerer Unterstützung der übrigen Feinde abzuhalten. Und in dem nämlichen Fall ist gute Hoffnung obhanden, daß beide Seemächte sich für die gerechte Sache erklären und mit Geld und Volk anhand gehen dürften. Wenn also die Armee in Böhmen noch gleichwohl eine ansehnliche Macht ausmachet, die Euch untergebene im besten Stand ist, das Insurrectionswerk aus der bisherigen Verwirrung nunmehr gesetzet und eifrigst betrieben wird und auch 13—14000 Mann frischer Truppen vorhanden sind und nur von allen Seiten einstimmig und recht zu Werke gegangen wird, so sind wohl noch Rettungsmittel vorhanden." Das ausführliche Schreiben, das nicht wie ein Reskript der Hofkanzlei anmutet, sondern den eigenen Geist der Königin atmet, schließt: „Der Antrag ist also, das völlige Insurrectionsquantum so anzuwenden, daß es teils zur Bedeckung Mährens und teils zur Verstärkung der Armee in Böhmen dergestalt gebraucht werde, um die ungarische Miliz nie ohne Untermischung der Deutschen zu lassen, zugleich aber die völlige nach Italien gewidmete Verstärkung zu einer Diversion wider Bayern durch Tirol, um willen der Truppen dahin schon eingeleitet sind, anzuwenden, doch dieses letztere höchst geheim zu halten und äußerlich allen Schein lassen, als ob die Truppen nach Italien zu marschieren hätten. Vermöge des in Euch gnädigst gesetzten Vertrauens verlange hierüber Eure Gedanken ehestens zu wissen, wiederhole aber nochmalen, daß Ihr Euch in Euren Unternehmungen im geringsten nicht irr, noch abwendig zu lassen habt"[1]). . . . In der ersten Woche des neuen Jahres sendet sie dem General jeden zweiten Tag ein Billett nach — am 2., 4., 6., 8. Jänner —, aneifernd, zustimmend, anordnend. Sie fordert ihn auf, seinen Bedarf an schwerer Artillerie bekanntzugeben, damit sie sie ihm nachsenden könne, sie erklärt sich einverstanden mit den Vorkehrungen, die er unmittelbar

[1]) Erbfolgekrieg 4, 896.

nach dem Ennsübergang getroffen hat, sowie mit seiner Absicht, „den Feind, sofern er nicht capitulierte oder jenseits der Donau sich retirierte, allda anzugreifen"; sie erläßt auf seine Bitte sofort ein Patent, das die oberösterreichische Bauernschaft „zur Ergreifung der Waffen und Leistung allmöglichen Beistandes anfrischet", sie ermächtigt ihn, alles vorzukehren, was er „zur Animierung der darobigen Vasallen und Untertanen für notwendig und dienlich finde", sie trägt ihm auf, Linz so rasch wie möglich zu nehmen, „bevor dem Feind einiger Succurs aus Böhmen allenfalls zukommen könne"[1]).

In Mähren wurde nur das Allernotwendigste vorgekehrt. Am 30. Dezember erhielt der Kommandant von Brünn eine ausführliche Instruktion, um durch diese Festung die Preußen, wenn sie vorrücken sollten, aufzuhalten. Die Armee in Böhmen schien den Streitkräften der Verbündeten vollkommen gewachsen. Aber Neipperg sollte fort: unter schonenden Formen vollzog die Königin seine Abberufung, die er übrigens schon selbst verlangt hatte. „Wir haben heute von einer besseren Ordnung im Militärischen gesprochen," schrieb sie ihm in einem undatierten Billett, das gewiß dieser Zeit angehört; „ich habe aus mehreren Entwürfen, die man mir darüber vorgelegt hat, einige Punkte ausziehen lassen, und Ihr werdet mir ein Vergnügen machen, wenn Ihr mir über jeden dieser Punkte Eure Privatansicht und was Euch das Angemessenste erscheint, wissen laßt. Ich werde strenges Stillschweigen darüber beobachten; es soll nur für mich sein, da ich großes Vertrauen in Euer Wissen in diesem Fach setze ... Noch diese Woche sollt Ihr den Befehl, in die Niederlande zu gehen, den Ihr so sehr wünschet, erhalten. Ich bin nicht wie das Publikum, ich lasse Euch Gerechtigkeit widerfahren, aber meine Lage wie die Eurige fordern, dem Strom nachzugeben[2])." Mit dem Oberbefehl betraute sie nun ihren Schwager Karl von Lothringen, einen glänzenden Kavalier, schon bei ihrem Vater beliebt, gutmütig und liebenswürdig wie sein Bruder, der Großherzog, aber gründlicher gebildet und mit mehr Schwung, mit schönen militärischen Kenntnissen, wie von ihm erhaltene Denkschriften

[1]) Ebd. 227 u. f.
[2]) Briefe 4, 142 (französisch).

zeigen. Maria Thereſia hatte ihn ſehr gern, überſah ihn übrigens frühzeitig in dem, was außerhalb der militäriſchen Sphäre lag, und bemutterte ihn nach Art junger Frauen. Der Prinz blieb mit der böhmiſchen Hauptarmee bei Budweis, das Korps Lobkowitz bei Iglau ſtehen. Auch nach Böhmen Verſtärkungen zu ſchicken, war Maria Thereſia eifrig bedacht, denn ihr Gedanke war, Prag ſo bald wie möglich wieder zu gewinnen: die Hauptſtädte alter Erblande wie Oberöſterreich und Böhmen im Beſitz des Feindes zu ſehen, war ihr wie ein immerwährender Stachel im Fleiſch. Da ſich die Preußen einſtweilen mit Olmütz begnügten, glaubte ſie dieſe für die nächſte Zeit nicht ſehr fürchten zu müſſen. Die Hauptſache aber blieb ihr die Unternehmung Khevenhüllers. Dieſe ſchritt im Jänner glücklich fort. Während er Linz umſchloß, ſandte er Streifkorps tiefer ins Land, um alle Orte, wo noch feindliche Truppen ſtanden, in ſeine Gewalt zu bekommen: Mauthauſen, Efferding, Kremsmünſter, Windiſchgarſten, Gmunden wurden in raſcher Folge von ſeinen Unterfeldherren genommen. Maria Thereſia war voll Freude und Dankbarkeit. Am 21. Jänner 1742 traf der Großherzog, der in den erſten Tagen des Jahres endlich nach Wien zurückgekehrt war, bei Khevenhüller im Kloſter Wilhering bei Linz ein, um nominell den Oberbefehl zu übernehmen. Er brachte dem Feldherrn das Bildnis ſeiner Königin und ihres Sohnes, begleitet von einem eigenhändigen deutſchen Brief, der zu den ſchönſten gehört, die ſie je geſchrieben hat; er lautete: „Lieber und getreuer Khevenhüller! Hier haſt Du eine von der ganzen Welt verlaſſene Königin vor Augen mit ihrem männlichen Erben; was vermeinſt Du, will aus dieſem Kind werden? Sieh, Deine gnädigſte Frau erbietet ſich Dir als einem getreuen Miniſter; mit dieſem auch ihre ganze Macht, Gewalt und alles, was Unſer Reich vermag und enthält. Handle, o Held und getreuer Vaſall, wie Du es vor Gott und der Welt zu verantworten Dich getraueſt. Nimm die Gerechtigkeit als ein Schild; tue, was Du recht zu ſein glaubſt; ſei blind in der Verurteilung der Meineidigen; folge Deinem in Gott ruhenden Lehrmeiſter in den unſterblichen Eugeniſchen Taten und ſei verſichert, daß Du und Deine Familie zu jetzigen und zu ewigen Zeiten von Unſerer Majeſtät und allen Nachkommen alle Gnaden, Gunſt und Dank, von der

Welt aber einen Ruhm erlangeſt. Solches ſchwören Wir Dir bei Unſerer Majeſtät. Lebe und ſtreite wohl!" Zum erſtenmal hören wir nun auch etwas von einer Wirkung ihrer Worte auf die Soldaten. Der Feldmarſchall las den Brief während der Tafel, die Khevenhüller zu Ehren des Großherzogs gab; die verſammelten Offiziere brachen in begeiſterte Rufe ähnlich, wie ſie in dem denkwürdigen Septemberauftritt des Preßburger Reichstags vernommen worden waren, aus, ſie drängten ſich um den Großherzog, ihm die Hände zu küſſen, und baten ihn, ſeine hohe Gemahlin ihrer Treue und Hingebung zu verſichern. Khevenhüller ließ dann das Bild auch der Mannſchaft zeigen, und auch dieſe äußerte eine ſtürmiſche Begeiſterung, ſie warfen dem Bild Küſſe zu, zogen die Säbel und erneuerten unaufgefordert ihren Eidſchwur; der Name „Maria Thereſia" wurde nun zu ihrem Feldgeſchrei[1]). Am 23. Jänner wurde Linz beſchoſſen und die äußere Umfaſſung geſtürmt; dies bewirkte noch am ſelben Tag die Kapitulation unter ehrenvollen Bedingungen, mit denen Maria Thereſia nicht ganz einverſtanden war; ſie hätte die Beſatzung lieber kriegsgefangen geſehen, als daß ſie nur für eine Zeitlang untätig gemacht wurde. Am 26. Jänner fiel auch die Feſte Oberhaus bei Paſſau in die Hände der Öſterreicher unter General Bärenklau, der eine Woche zuvor eine aus Böhmen herbeieilende Hilfsarmee unter Törring bei Schärding geſchlagen hatte.

Unter ſolchen Umſtänden vermochte auch die bald darauf aus Frankfurt eintreffende Nachricht, daß dort am 24. Jänner Kurfürſt Karl Albert zum Deutſchen Kaiſer gewählt worden war, auf die Königin nicht ſehr tief zu wirken. Eine Niederlage war es freilich, denn ſie hatte alles getan, um die Wahl auf ihren Gemahl zu lenken.

---

[1]) Bei Arneth wird hier bloß zitiert: „Gleichzeitiger Bericht im Kgl. Archiv zu Dresden." Die Darſtellung im „Erbfolgekrieg" beruht auf Arneth.

Die Kaiſerwahl von 1742

Von 1437 bis 1740, alſo mehr als dreihundert Jahre, war die deutſche Kaiſerkrone ununterbrochen beim Hauſe Habsburg geweſen, und die Nation war längſt gewöhnt, den Kaiſer in Wien reſidieren, einen großen Teil der Reichsangelegenheiten dort entſcheiden zu ſehen. Eines der beiden oberſten Reichsgerichte, der Reichshofrat, und der Reichsvizekanzler hatten in Wien ihren Sitz. Noch fanden in der Hofburg die feierlichen Belehnungen der deutſchen — geiſtlichen wie weltlichen — Fürſten ſtatt, wenn auch dieſe dazu nicht mehr perſönlich erſchienen, ſondern Bevollmächtigte ſandten und im 18. Jahrhundert es ſogar verſchmähten, ihre Abweſenheit zu entſchuldigen, wie es früher üblich geweſen war. Gelehrte bemühten ſich, durch hiſtoriſche, juriſtiſche, politiſche Argumente darzutun, daß die Kaiſerkrone am beſten dem Hauſe Öſterreich anvertraut werde[1]). Aber dabei war doch, ſowohl im Reich wie in Öſterreich, das Bewußtſein immer lebendig geblieben, daß die Krone nicht als ein Erbe weitergegeben, ſondern nur durch Wahl der Kurfürſten erlangt werden könne. Die Reichskleinodien — Krone, Zepter, Schwert, Reichsapfel — wurden nicht in Wien, ſondern in Nürnberg aufbewahrt. Jedesmal, wenn ein Kaiſer ſtarb, und man hatte dies in den letzten vierzig Jahren dreimal erlebt, trat ein Interregnum ein; es hieß nicht wie in Frankreich: Der König iſt tot, es lebe der König! Die Prärogative des Kaiſers gingen alsdann auf die beiden Reichsvikare, die Kurfürſten von der Pfalz und von Sachſen, über; der Reichshofrat von Wien löſte ſich auf, ein von den Vikaren gebildetes proviſoriſches Gericht trat an deſſen Stelle. Was ſich an Reichsſiegeln

[1]) Der Lüneburger Profeſſor Pfeffinger gibt in ſeinem Vitrarius Illustratus seu Institutiones Juris publici Romano-Germani (ohne Jahreszahl, Vorrede von 1712, kaiſ. Privileg von 1731) I, 797 neun ſolcher Gründe an; zu jedem einzelnen führt er wieder literariſche Gewährsmänner auf; das Thema war alſo in der ſtaatsrechtlichen Literatur hier nicht zum erſtenmal erörtert worden. — Auf Pfeffinger machte mich ein Zitat in Bryce, The Holy Roman Empire (1889), aufmerkſam.

und Reichsurkunden in Wien befand, sollte an die Reichsvikare ausgefolgt werden, wenn es auch in Wirklichkeit meist unterblieb, weil man ja bis dahin immer ziemlich gewiß war, daß der Kaiser wieder in Wien residieren würde. Strenge hatte man am Wiener Hof auch in Zeiten, wo die Nachfolge des in den Erbländern zur Sukzession berechtigten Erzherzogs auf den Kaiserthron nicht zweifelhaft war, darauf gehalten, daß ihm bei keinem öffentlichen Anlaß ein anderer als ein von den Erbländern hergenommener Titel gegeben werde, solange die Kaiserwahl nicht wirklich vollzogen war. Die Formen waren dann um einen Grad weniger feierlich, die Etikette vielleicht nicht weniger streng, aber anders.

Nun war ja aber das Geschlecht, das nicht infolge eines Rechtes, sondern weil es so herkömmlich war, die Kaiserkrone so lange getragen hatte, im Mannesstamm, auf den es hier allein ankam, erloschen. Von einem Anspruch des Gemahls der Erbtochter Karls VI. auf jene konnte keine Rede sein. Die Bewerbung allerdings stand ihm offen. Aber daß gegen diese sehr gewichtige Einwendungen gemacht werden konnten, wird man nicht leugnen. Ja, wenn er noch Lothringen besessen hätte! So aber war er eigentlich gar kein Reichsfürst mehr. Toskana hatte zwar in alten Zeiten auch zum Reich gezählt, noch Karl V. hatte dort ein Belehnungsrecht ausgeübt, aber das war doch längst verschollen. Oder wenn er durch seine Heirat in den Besitz der österreichischen Erbländer gelangt wäre! Aber die hielt Maria Theresia kraft der pragmatischen Sanktion fest, konnte ihm keines übertragen. Wohl war er von ihr zum Mitregenten angenommen worden, aber mit jedem Tage wurde es offenkundiger, daß sie die Zügel der Regierung nicht aus der Hand gab. Maria Theresia freilich schätzte alle diese Schwierigkeiten gering, sie hatte die Vorstellung, daß die Kaiserkrone ein Attribut der Herrschaft in den österreichischen Erbländern sei, das sie gleichsam als eine Mitgift dem geliebten Manne zubringen müßte, da sie sie nun einmal selbst nicht tragen konnte. Auch wollte sie ihren Gemahl keinem andern Reichsfürsten nachgesetzt wissen; daß sie selbst einen solchen als Reichsoberhaupt, als ihren Lehensherrn anerkennen sollte, widerstrebte ihr vollends. Es kam nun alles darauf an, ob sich andere Bewerber um die Kaiserkrone

fanden, gegen welche solche Bedenken wie gegen den Großherzog von Toskana nicht erhoben werden konnten. Der mächtigste Reichsfürst nach dem Inhaber der österreichischen Erblande war unstreitig der Kurfürst von Brandenburg, König in Preußen. Es gab Stimmen, die ihn denn auch als den berufenen künftigen Kaiser bezeichneten, so den Franzosen Voltaire, dem es dabei freilich nur um ein Kompliment zu tun war. Aber König Friedrich hat wohl niemals ernstlich daran gedacht. Die Schwierigkeit lag für ihn in der Religion: fünf von den acht Kurfürsten waren katholisch, drei davon Erzbischöfe[1]). Aber es gab zwei katholische Fürsten, die mit ihrem Länderbesitz dem des Königs in Preußen zunächst kamen, den Kurfürsten von Bayern und den von Sachsen, der zugleich polnischer Wahlkönig war. Überdies war es bei den Deutschen nach dem Aussterben einer Kaiserdynastie immer eine Empfehlung für den Kandidaten gewesen, wenn er mit dieser verwandt war. Dies traf für jene beiden zu: jeder war mit einer Tochter Josephs I., einer Nichte des letzten Trägers der Kaiserkrone, vermählt. Beide dachten denn auch sofort nach dem Tode Karls VI. an eine Bewerbung. Es ist gar kein Zweifel, daß ihnen beiden ein ungleich höherer Anspruch auf die Kaiserwürde zustand als dem Großherzog von Toskana, der ja gar nie in Betracht gekommen wäre, wenn er eben nicht die Hand der Erbin der habsburgischen Ländermasse besessen hätte. Dazu war es aber Ende 1740 zweifelhaft und das ganze Jahr 1741 höchst unwahrscheinlich, daß diese sich in dem Besitz ihrer Länder behaupten würde. Trotz alledem hatte Maria Theresia, sobald sie die Regierung angetreten, das schier aussichtslose Unternehmen ins Werk gesetzt — das ihr selbstverständlich, ja von einer doppelten Pflicht geboten schien —, ihrem Gemahl die Kaiserkrone zu verschaffen, ja sie setzte damit in einem Augenblick ein, wo schon ein doppelter Angriff selbst auf ihre Erblande angekündigt war.

Die erste Vorbedingung des Gelingens war, daß sie die böhmische Kurstimme bei der bevorstehenden Wahl ausüben

[1]) „Ex Protestantibus Imperator ... aliquo tempore desumptum iri vix sperandum" sagt Pfeffinger und führt als Grund dafür eben „major semper Electorum Romano-Catholicorum numerus" an.

konnte. Dies war gar nicht so sicher, auch nicht, solange sie und nicht Karl Albert tatsächlich im Besitz Böhmens und seiner Hauptstadt war; ernste reichsrechtliche Bedenken standen dem entgegen. Denn die Goldene Bulle, die für den Vorgang bei der Kaiserwahl noch immer als maßgebend galt, schloß Frauen ausdrücklich von jeder Beteiligung an dieser aus. Dies war auch im Rate Karls VI., wo man sich mehr als einmal mit der Sache beschäftigt hatte, von dem hervorragendsten seiner Minister, dem Prinzen Eugen, zugegeben worden. Freilich hatte der Prinz auch gemeint, es sei dies doch keine unüberwindliche Schwierigkeit, auch die Reichsgrundgesetze seien der Staatsräson, dem Rechte der europäischen Konvenienz und dem Zufall der Staatenveränderungen unterworfen. Karl VI., der ein gewiegter Jurist war, hatte sich bei dem Gedanken beruhigt, daß seiner Erbtochter, wenn sie nur einmal im Besitz von Böhmen sein werde, auch die Sekundärrechte des Kurfürstentums, die „jura electoralia" nicht bestritten werden würden. Die Minister der jungen Königin dachten zuerst wohl ebenso, aber auf den Rat des Reichserzkanzlers, der es als aussichtslos bezeichnete, daß man ihr die Führung der Kurstimme im Kurfürstenkollegium zugestehen werde, hatte Maria Theresia schon wenige Wochen nach ihrem Regierungsantritt, am 21. November 1740, ihren Gemahl und Mitregenten mit der Ausübung der böhmischen Kurstimme betraut; am 20. Dezember war dann eine diesbezügliche Notifikation an ihre Gesandten bei den verschiedenen deutschen Höfen ergangen. Aber wenn man meinte, daß damit die Schwierigkeiten beseitigt waren, täuschte man sich. Zunächst war es im Interesse des bayerischen wie des sächsischen Kandidaten, die böhmische Kurstimme, die im Verein mit den drei geistlichen Stimmen sehr ins Gewicht fallen konnte, auszuschalten; dann aber hatte sich sofort geschäftig die deutsche gelehrte Publizistik, durchaus nicht immer bestochen oder sonst voreingenommen, sondern in reiner Freude an der saftigen juristischen Kontroverse mit der Frage beschäftigt, ob die Ausübung der Kurstimme einem bloßen Mitregenten zu gestatten sei oder nicht. So stellt z. B. der rechtsgelehrte Verfasser der „Geschichte des Interregni", Olenschläger, auf einer Seite seines umfangreichen Werkes die „Puncta und Bedenklichkeiten gegen die Übertragung der

Kurstimme" zusammen, gegenüber auf der andern „Unvorgreifliche Sentimens über diese", welche alle Gründe enthalten, die für die Zulässigkeit der Übertragung sprechen. Daß die junge Königin sich in dieses Für und Wider eingelassen hat, ist sehr unwahrscheinlich; auch später hat sie sich um die eigentlichen Rechtssachen nicht viel gekümmert: der Wust von Normen und Überlieferungen und die Pedanterie, mit der sie gehandhabt wurden, mußten ihrem lebhaften, auf unmittelbare Tätigkeit gerichteten Geist zuwider sein; es liegt auch kein einziges Schriftstück vor, das auf eine eigene Ansicht von ihr über diese Dinge deutet; die Konzepte der Weisungen z. B., die an ihre Vertreter in Frankfurt gingen, zeigen nirgends eine Bemerkung von ihrer Hand. Sie wußte und wollte nur eines: ihr Gemahl sollte Kaiser werden; das übrige überließ sie dem Reichsvizekanzler und Bartenstein. Höchstens daß sie durch eigenhändige Schreiben auf die Kurfürsten zu wirken suchte, denn daß sie die gewinnen mußte, leuchtete ihr jedenfalls ein, und für eine solche Einwirkung hatte sie Sinn und Talent. Im Februar 1741 war der ehemalige Reichshofrat Hillebrand Freiherr von Brandau (oder Prandau) als Bevollmächtigter der Krone Böhmen nach Frankfurt geschickt worden[1]), wohin der Erzkanzler bereits für den 27. Februar den Wahltag ausgeschrieben hatte, der dann auf den 1. März und später immer aufs neue verschoben worden war. Brandaus Instruktion zeigt, daß die Minister die Aussichten für die Wahl des Großherzogs zu günstig angesehen und sie also ohne Zweifel auch Maria Theresia so dargestellt hatten. Man könnte, heißt es darin, auf die Stimmen von Braunschweig-Hannover, Sachsen (!), Mainz und Trier mit Sicherheit rechnen, ja auch

[1]) In Frankfurt wollte man wissen, Brandau habe diese Sendung nur deshalb erhalten, weil er der einzige im Kronrat war, der Maria Theresia zu einem Ausgleich mit Bayern geraten habe und daher bei ihr mißliebig gewesen sei; er sei auch mit so geringen Mitteln ausgestattet worden, daß man hernach sagte, der böhmische Gesandte lebe auf keinem besseren Fuß als ein Frankfurter Bürger. (Nach den Memoires de l'élection de l'Empereur Charles VII [1742], angeführt von Heigel a. a. O.) Sehr glaublich ist es aber nicht, daß die Königin eine ihr mißliebige Persönlichkeit mit der in ihren Augen doch gewiß sehr wichtigen Mission in Frankfurt betraut hat. Die geringen Mittel erklären sich auch so: aus der gebotenen allgemeinen Sparsamkeit dieser Zeit.

auf Köln (das doch ein bayeriſcher Prinz innehatte!). Alle dieſe würden denn auch die böhmiſche Stimme nicht anfechten[1]). Aber bald wurde man gründlich enttäuſcht. Als Brandau nach Frankfurt gekommen war und die herkömmliche Wohnung des kurböhmiſchen Geſandten, den ſog. Braunfels, beziehen wollte, hatte Sachſen ſofort dagegen proteſtiert, das Reichsmarſchallamt denn auch wirklich ſeine Quartiermacher zurückgewieſen. Zwar war der ſchlaue Hofrat durch Liſt dann doch in den Braunfels gelangt und allen Proteſten zum Trotz dort geblieben, aber in ſeiner Sendung hatte er wenig ausgerichtet. Außer Bayern und Brandenburg, die ja gar nicht in Frage kamen, hatten auch Köln und Pfalz nichts von einer Zulaſſung der böhmiſchen Stimme wiſſen wollen; Sachſen hatte getan, als ob es ſchon viel zugeſtehe, wenn es, als in Böhmen erbberechtigt, deſſen Stimme nicht ſelbſt in Anſpruch nehme: aus reichspatriotiſcher Geſinnung, ſo hatte ſeine heuchleriſche Deklaration gelautet, verzichte es darauf, jedoch nur unter der Bedingung, daß ſie bei der bevorſtehenden Wahl überhaupt ausgeſchloſſen bleibe. Selbſt Braunſchweig-Hannover, deſſen Inhaber, König Georg, doch Bundesgenoſſe der Königin war, hatte zuerſt Schwierigkeiten gemacht: man ſolle, hatte es vorgeſchlagen, die böhmiſche Stimme für diesmal den böhmiſchen Ständen überlaſſen, denen ja auch unter Umſtänden die Königswahl zuſtehe; doch war es auf dieſem abſonderlichen Vorſchlag nicht beſtanden. Trier hatte wohl auch allerlei ſachliche Bedenken vorgebracht und geſpottet, wie man das Recht des Großherzogs zur Führung der Kurſtimme erweiſen wolle, ſei ein Myſterium, aber zuletzt hatte es doch erklärt, „die Fünfe grad ſein zu laſſen“. Entſchieden war bloß Mainz für die Zulaſſung geweſen. Ebenſo ſchlecht waren von Anfang an die Ausſichten für die Wahl ſelbſt geſtanden: man konnte auch für ſie nur auf dieſelben drei Stimmen rechnen.

Freilich war auch für die beiden anderen Kandidaten die Sache keineswegs glatt gegangen. Sachſen hatte ſogar bald erkannt, daß ſeine Sache ausſichtslos ſei, und war deshalb zurückgetreten. Karl Albert aber hatte ſo ganz ſicher nicht einmal auf ſeine Verwandten, die Kurfürſten von Köln und

[1]) Heigel a. a. O. 83 u. f.

von der Pfalz, rechnen können. Als er im Februar 1741 dem König von Preußen angezeigt hatte, er habe, „angefrischt von seinem altteutschen in seinen Adern wallenden Geblüte", die Absicht, sich um die Kaiserkrone zu bewerben, hatte dies keine andere Wirkung gehabt, als daß König Friedrich seinem Gesandten in München bedeutete, es liege nicht im Interesse des Königs, sich bezüglich der Kaiserwahl die Hände zu binden. So hatte denn schließlich Karl Albert auch hier, wie in der Verfolgung seiner Ansprüche auf das habsburgische Erbe, seine ganze Hoffnung auf die Einmischung Frankreichs gesetzt. Dies war der Pferdefuß seiner Kandidatur, die sonst, wir wiederholen es, vom reichspatriotischen Standpunkt aus als die berechtigtste hätte gelten können. Die Hauptrolle bei dem Wahlgeschäft hatte denn auch der französische Wahlbotschafter, Marquis von Belle-Isle gespielt, dem wir schon als Feldherrn begegnet sind. Dieser war mit einer ungeheuren Pracht und der Anmaßung aufgetreten, die den Franzosen auf deutschem Boden nun schon längst eigen war, aber er hatte auch schöne Worte, Versprechungen und Geld nicht gespart. Das hatte nun freilich nicht nur bei den Frankfurter Bürgern, sondern auch sonst im Reich böses Blut gemacht und viele patriotische Gemüter von der bayerischen Kandidatur ab- und dem Lothringer zugewendet. Die Kurfürsten hatte er aber schließlich alle gewonnen, selbst den früher so österreichisch gesinnten Mainzer Philipp von Eltz, den er so völlig umstimmte, daß er von da an „einen festen Glauben von dem ohnfehlbar ansehenden gänzlichen Verfall des Erzhauses" affektierte. Im September hatte sich auch Trier ergeben: „er müsse", so klagte der Kurfürst seinem Bruder in Würzburg, „mit dem Torrente schwimmen". Dieser hatte resigniert geantwortet: es sei bereits weit mit der Verfassung des einst so ansehnlichen und mächtigen Deutschen Reiches gekommen, aber „hic jubet Plato quiescere". Endlich hatte sich auch Hannover auf Seite des Bayernfürsten gestellt: „auch der Abfall des letzten deutschen Bundesgenossen blieb der Tochter Karls VI. nicht erspart"[1]). Wie schlecht ihre Sache stand, hatte sich schon im Herbst 1741 in Äußerlichkeiten gezeigt: ihr Namenstag (15. Oktober) war am Mainzer Hof,

[1]) So Heigel.

wo damals gerade Brandau weilte, nicht gefeiert worden, recht im Gegensatz zum Ludwigstag (25. August), den man so festlich begangen hatte, als gelte es dem eigenen Herrscher. Es war große Tafel an dem Tag gewesen, aber der Kurfürst, zu dessen Rechten der französische Gesandte saß, hatte keinen Trinkspruch auf die Königin ausgebracht, sondern nur zum Schluß dem Brandau ein wenig mit dem erhobenen Glas gewinkt: „Ich hab's bei der Tafel nicht recht bezeigen können," sagte er später zu ihm, „Sie sehen wohl, wie man geniert ist." Anfangs November hatte König Friedrich zum Abschluß des Wahlgeschäftes gedrängt — es war die Zeit, wo er dem „Partagecontract" beitrat und zu Breslau das Separatabkommen mit Bayern schloß. Am 4. November hatten die Präliminarkonferenzen begonnen; es wurde beschlossen, das böhmische Votum diesmal ruhen zu lassen; das böhmische Quartier im Braunfels sollte diesmal leer bleiben. Nun war es schon gewiß, daß Franz Stephan nicht gewählt werden würde. Brandau räumte das Feld, mit einem Protest verließ er die Stadt. Aber Maria Theresia konnte es noch nicht verwinden; nach Neujahr 1742 versuchte sie es noch einmal, das Wahlgeschäft zu stören: sie erhob bei sämtlichen deutschen Höfen Protest gegen den in Frankfurt beliebten Wahlmodus; ohne Beiziehung des böhmischen Wahlbotschafters sei alles null und nichtig. Es war ein Schlag ins Wasser. Am 24. Jänner wurde Kurfürst Karl Albert als Karl VII. einstimmig zum Kaiser gewählt; am 12. Februar fand die feierliche Krönung in der Bartholomäuskirche statt. So war denn die alte Verbindung Österreichs mit der Kaiserwürde für absehbare Zeit gelöst. Maria Theresia protestierte noch einmal, wiederum bemängelte sie die Nichtzuziehung des böhmischen Wahlbotschafters, der ja doch die Wahl Karls VII. nicht hätte hindern können. Übrigens lag die Anfechtbarkeit der Wahl nicht darin — die Sache war ja zweifelhaft —, sondern in dem, daß sie offenbar unter französischem Einfluß vor sich gegangen war. Es ist hierfür auch bezeichnend, daß in der Wahlkapitulation der sonst übliche Artikel, in dem sich der Gewählte verpflichtet, Elsaß dem Reich wiederzugewinnen, fehlte. Die Königin erwähnte in ihrem Protest nur die fremden Hilfsvölker im Reich. Gewiß, sie sowohl wie mehr noch ihr Gemahl waren Frankreich ab-

geneigt, aber um den Preis der Kaiserkrone hätten vielleicht auch sie eine französische Einflußnahme auf die Wahl nicht verschmäht. Die Aufnahme der Wahl in Deutschland war beim Frankfurter Volk: lau. Es fehlte auch nicht an tadelnden Stimmen; die Patrioten in Westdeutschland sahen entschieden nicht in dem neuen Kaiser, sondern in der Erbin des Hauses Österreich und ihrem Gemahl die Vertreter und Hüter der deutschen Reichsinteressen.

Chotusitz

Maria Theresia dürfte den Ausgang der Wahlsache in Frankfurt weniger als eine Niederlage denn als eine Beleidigung aufgefaßt haben, die ihr ganz persönlich von den Kurfürsten angetan, von Frankreich aber angestiftet worden war. Gewiß hatte dieser Ausgang keinen andern Einfluß auf ihre Entschließungen, als sie in ihrem Kampf gegen den nunmehrigen Kaiser, den sie nie als solchen anerkannte und dem sie auch nicht den geringsten „reichssatzmäßigen Gehorsam" zu leisten sich verpflichtet fühlte, und gegen Frankreich zu bestärken. So wünschte sie denn auch nichts lebhafter als den weiteren Fortschritt der so glücklich begonnenen Operationen Khevenhüllers. Nicht nur hielt sie dafür, daß Böhmen in Bayern wiederzugewinnen sei, sondern auch, daß aller Welt das Nichtige des Kaisertums Karl Alberts nicht besser demonstriert werden könne. Aber ungefähr zur selben Zeit, als die Nachricht von der Kaiserwahl in Wien eintraf, erfuhr man hier auch, daß der König von Preußen nach Olmütz abgereist sei und seine sämtlichen in Schlesien, Glatz und Böhmen befindlichen Truppen dorthin ziehe. Die Königin selbst scheint darüber nicht so sehr aus der Fassung gekommen zu sein, wohl aber ihre Räte. Während sie noch dabei blieb, in den Bayern und Franzosen die Gegner zu sehen, die vor allem bekämpft werden müßten, meinte diese, daß von König Friedrich die größere Gefahr drohe. Die Folge zeigte nun wohl, daß sie damit recht hatten, aber für den Augenblick mußte

man durchaus nicht dieſer Anſicht ſein. Denn ſo gar großartige Kriegstaten lagen ja von Friedrich damals noch nicht vor; die Eroberung von Niederſchleſien war die Folge einer Überrumplung, die man kaum hatte vorausſehen können; außer Mollwitz hatte Friedrich keine größere Schlacht gewonnen und an dieſer ſelbſt ſehr wenig Anteil gehabt. Und ſchließlich hatte der Kleinſchnellendorfer Vertrag doch gezeigt, daß der König zu einem Abkommen zu haben war: Bayern, Frankreich und Spanien zielten auf den Zerfall der Monarchie. Die Miniſter freilich dachten anders: am 28. Jänner, dem Tag, an dem Friedrich tatſächlich nach Olmütz kam, ſprachen ſie in einer Konferenz einſtimmig die Anſicht aus, daß man ſich mit den bisherigen Eroberungen in Bayern begnügen und das Schwergewicht der militäriſchen Operationen mit Rückſicht auf den Preußenkönig auf den böhmiſch-mähriſchen Kriegsſchauplatz verlegen ſolle; Khevenhüller aber müſſe unbedingt einen Teil ſeiner Armee dorthin, einen andern nach Niederöſterreich zur Sicherung von Wien, das durch König Friedrich ſehr leicht gefährdet werden könne, entſenden; in Bayern ſeien nur ſo viele leichte Truppen zu laſſen, als zur Beſetzung des inzwiſchen genommenen Grenzgebietes notwendig ſei. Daß Maria Thereſia damit nicht ſehr einverſtanden war, darf man daraus ſchließen, daß ſie zunächſt keine Entſcheidung traf, ſondern nur die Protokollabſchriften an den Großherzog, der noch bei Khevenhüller weilte, und an dieſen zur Begutachtung ſenden ließ. Den Gemahl rief ſie nun auch wieder nach Wien zurück, vielleicht damit er ihr gegen die Miniſter zu Hilfe kam. Auch liegt eine Äußerung von Bartenſtein vom 1. Februar vor, in der er ſagt, es ſei der Königin „beſtens bekannt, wie ſehr dieſe Tage über in Sorge geſtanden, man dörfte die Khevenhüllerſche Operation ohne Not hemmen wollen“; ſie deutet doch darauf hin, daß Maria Thereſia dieſe Sorge geteilt hat. Khevenhüller, der inzwiſchen Braunau eingenommen und die Iſar von Landshut bis zur Mündung beſetzt hatte, ſchrieb ganz im gleichen Sinn (3. Februar): „man dürfe ſich nicht allzeit das Schlimmſte vorſtellen; der preußiſche Vorgang ſei zwar mißlich, aber während der ſchlechten Jahreszeit werde der König doch ſchwerlich etwas Bedrohliches unternehmen; ſo

könnte denn ſeine Armee unbedenklich in Bayern belaſſen werden[1])." Was der Großherzog gemeint hat, wiſſen wir nicht, wohl aber, daß er ſich eben in dieſen Tagen neuerlich mit dem Gedanken trug, ob denn König Friedrich nicht doch auf die Seite Öſterreichs herübergezogen werden könne; wir erfahren das aus einem franzöſiſchen Briefchen ſeiner Gemahlin an ihn: „Mein liebes Herz," ſchreibt ſie ihm — natürlich undatiert — „. . . ich beſchwöre Dich, mit Deiner Rückkunft nicht einen Augenblick zu zögern. Wenn Du glaubſt, ſo ſchreibe immerhin, obwohl Er es nicht wert iſt und einen ſchlechten Gebrauch davon machen wird. Erniedrige Dich aber nur nicht und nimm als Vorwand Deine (?) Eroberungen. Aus dem deutſchen Brief[2]) wirſt Du das übrige entnehmen und wie ſehr ich Deiner Unterſtützung bedarf . . .[3])." Aber die Miniſter fanden doch einen Fürſprecher ihrer Anſicht, auf den Maria Thereſia hörte, den neuen Feldherrn Karl von Lothringen. Schon am 25. Jänner hatte der die Königin gebeten, das Khevenhüllerſche Korps zu ſeiner Verſtärkung heranzuziehen, da es geboten ſei, „vorerſt in den eigenen Landen das Kriegsfeuer zu verlöſchen zu trachten, bevor man es auf feindlichem Gebiete zu entzünden verſuche". Als er dann von dem Ergebnis der Konferenz vom 28. Jänner in Kenntnis geſetzt war, wollte er nach einer Beratung mit Lobkowitz beide Teile der böhmiſchen Armee, das bei Iglau unter dieſem General ſtehende Korps und die bei Budweis verſammelte Hauptarmee, bei Mähriſch-Budwitz — zwiſchen Iglau und Znaim, doch dieſem näher — konzentrieren, um von hier aus nach der Verſtärkung durch Khevenhüller den Preußen entgegenzuziehen oder doch deren Vereinigung mit den Sachſen in Böhmen zu hindern. Er ſandte einen General nach Wien, um die Genehmigung der Königin hiezu zu erlangen und die gewünſchte Verſtärkung zu betreiben. Dies veranlaßte Maria Thereſia, am 4. Februar abermals eine Konferenz einzuberufen, welche mit Rückſicht darauf, daß

[1]) Erbfolgekrieg 4, 288 u. f.

[2]) Nicht erhalten.

[3]) Arneth 2, 468Anm. Vielleicht iſt das das Begleitſchreiben, mit dem die Königin den Protokollauszug vom 28. Jänner überſandte.

Khevenhüller nun schon ziemlich tief in Bayern stand, riet, daß Prinz Karl gegen die Franzosen die Offensive ergreifen und gleichzeitig ein Teil der Armee Khevenhüllers durch die Oberpfalz nach Böhmen einrücken und den Franzosen in den Rücken fallen solle. Damit würde sich die Aussicht auf rasche Wiedergewinnung Böhmens eröffnet haben, was auf Maria Theresia doch verlockend wirken mußte. So stimmte sie also diesmal zu und erteilte am 5. Februar Khevenhüller den bestimmten Auftrag, sobald wie möglich mit wenigstens 12000 Mann jene Diversion durch die Oberpfalz zu machen: „Wir unterbrechen sicherlich sehr ungern Deine so wol angefangene Progressen," schrieb sie ihm, „was hilft es aber, dieselben noch weiter zu treiben zur Zeit, wo die Gefahr inmitten unserer Länder so groß ist und innerhalb weniger Monate, wenn nicht mit allem Ernst dazu getan wird, noch um vieles größer sein wird. Nach Deiner bekannten Einsicht mußt Du selbst erkennen, daß, je länger man zuwartet, je beschwerlicher es damit hält und was anjetzo möglich, nach einiger Zeit nicht mehr möglich sein werde[1])." Zunächst stieß sie freilich bei Khevenhüller auf entschiedenen Widerstand; er gehörte nicht zu denen, die blind gehorchen. Daß der Befehl von einer Frau kam, hinter der er den Einfluß von Persönlichkeiten, deren militärischem Urteil er nicht viel zutraute, vielleicht gar den der Zivilreferenten des Hofkriegsrates wirksam meinen konnte, mag seiner Opposition schärferen Ausdruck gegeben haben. Aber etwas Unerhörtes wäre dieses auch unter Karl VI. nicht gewesen, so wenig wie bei einer anderen Armee jener Zeit, die preußische vielleicht ausgenommen. Übrigens wagten auch dort die älteren Generäle bisweilen einen Widerspruch, nur daß sie König Friedrich dann unbedingt und schneidend zurückwies. Khevenhüller erklärte die Durchführung der aufgetragenen Unternehmung wegen der hierbei in Betracht kommenden Verpflegsschwierigkeiten für unmöglich und bat, seine Operationen in Bayern fortsetzen und von der Entsendung einer Armeeabteilung wenigstens für den Augenblick absehen zu dürfen. Aber als dieser Brief nach Wien kam, konnte der Versuch des Großherzogs, neuerlich mit König Friedrich an-

[1]) Erbfolgekrieg 3, 359 u. f.; 4, 292 u. f.

zuknüpfen, ſchon als mißglückt angeſehen werden. Der Großherzog hatte zur Einleitung einer Unterhandlung den Baron Pfütſchner, ſeinen einſtigen Erzieher, nach Olmütz zum König geſchickt, dieſer ihn wohl ſehr liebenswürdig aufgenommen, aber was Pfütſchner über den Inhalt ſeiner Unterredung mit jenem — ſie fand am 4. Februar ſtatt — berichtete, zeigte die Unmöglichkeit eines billigen Ausgleichs. Friedrich lehnte das Anerbieten einer Allianz mit der Königin brüsk und verletzend ab. Zuletzt beteuerte er allerdings doch ſeine Geneigtheit, mit der Königin Frieden zu ſchließen, aber unter welchen Bedingungen! Vor allem, ſagte er, wolle er ſie nicht zur Nachbarin haben, denn da hätte er immer zu fürchten, daß ſie bei der erſten günſtigen Gelegenheit über ihn herfallen und ihm das wieder wegnehmen würde, was er erobert habe; die Königin müſſe ſchon in den ſauren Apfel beißen und Böhmen an Bayern, einen Teil von Mähren und Oberſchleſien an Sachſen abtreten; er ſelbſt verlange nichts als Glatz. Der Königin bliebe immer noch das eigentliche Öſterreich, ein Teil Mährens, Tirol und ihr Königreich Ungarn, auch die Niederlande und Italien würde ſie ſich erhalten können und ſo immer noch eine allianzfähige Macht bilden.

Wenn trotzdem die Unterhandlungen mit dem König nicht völlig und ſofort abgebrochen wurden, wie es wohl Maria Thereſia am liebſten geweſen wäre, ſo geſchah es nur, weil man ſchon wußte, daß die Worte des Königs nicht ſo genau zu nehmen ſeien und daß er damit doch nur einſchüchtern wollte. Es war wieder der Großherzog, der dieſe Auffaſſung vertrat und es bei ſeiner Gemahlin durchſetzte, daß der Antrag des Königs, die Verhandlungen in Znaim, wohin er ſich nun begab, durch einen Olmützer Domherrn Giannini, an dem er Gefallen gefunden hatte, fortzuſetzen, nicht abgelehnt wurde. Aber daß die Hauptmacht jedenfalls gegen Preußen bereitzuſtellen war, ſtand bei der Königin nun feſt; es hätte der Nachricht, die bald darauf kam, daß Friedrich ſich mit der ſächſiſchen Armee und einem franzöſiſchen Korps bei Groß-Meſeritſch vereinigt und den Oberbefehl über dieſe geſamte Heeresmacht übernommen habe, gar nicht bedurft. Khevenhüller nützte es nichts, daß er Mitte Februar einen neuen großen Erfolg in Bayern davontrug: am 14. kapitu-

lierte die Hauptſtadt München; am ſelben Tag wurde auch das letzte bayeriſche Korps unter Törring, das ſich noch in Bayern befand und ſich auf der Straße Ingolſtadt-Kehlheim geſammelt hatte, von General Bärenklau geſchlagen und auf das nördliche Ufer der Donau gedrängt; alles Land am rechten Donauufer war nun in öſterreichiſchen Händen. Dies alles hob aber die Gefahr nicht auf, die von Norden drohte; es war zu befürchten, daß die Hauptarmee in Böhmen von allen Seiten angegriffen und zur Räumung Böhmens gezwungen werden könnte. So ſchrieb denn Maria Thereſia am 15. Februar an Khevenhüller, ſie würdige zwar ſeine Einwendungen gegen ihren Befehl vom 5. Februar, müſſe aber auf dieſem beſtehen: „Das Heil unſeres Erzhauſes liegt an deſſen Beſchleunigung", ſchrieb ſie ihm. Nur die Direktive gegen die Oberpfalz ließ ſie fallen, und die Art der Ausführung überließ ſie wieder ganz ihm: „Wir können Dir Unſer gnädigſtes Vertrauen nicht mehrers bezeigen, als daß wir Deinem Guetbedunken und der mit des Prinzen Karl Liebden zu pflegenden Einverſtändnus die dem Corpo vorzuſchreibende Route überlaſſen, nur daß der Aufbruch unverzüglich vor ſich gehe und die behörige Obſorg von Dir getragen werde, daß es dem Corpo währenden Marſche an der Subſiſtenz nicht gebreche. Findeſt Du Unſeres Dienſtes, daß Du mit denen 12000 Mann ſelbſten fortruckeſt, ſo wird es Uns ſehr lieb und angenehm ſein; vermeineſt Du aber Deine Gegenwart in Bayern nötiger, ſo haſt Du nach Deinem Gutbedunken einen Feldmarſchalleutnant ... mitzuſchicken. Ein Mehreres erinnern wir Dir nicht, nachdem es einer weitläufigen Belehrung bei Dir eben nicht nötig hat und wirſt Du nach Deiner beiwohnenden Einſicht von ſelbſt erkennen, daß der glückliche Ausſchlag deren Operationen von einem zwiſchen ſeiner Liebden (dem Prinzen) und Dir vorläufig zu nehmenden und von beeden genau zu befolgenden Concerts großtenteils abhange[1])." Nun blieb dem Feldmarſchall doch nichts anders übrig als zu gehorchen; er ſandte die verlangte Verſtärkung unter dem Kommando des F.-M.-L. Grafen Mercy d'Argenteau; am

[1]) Die Stelle von Arneth 2, 275 A[14] ausgehoben; ein Auszug des ganzen Schreibens: Erbfolgekrieg 4, 310 u. f.

22. Februar begann der Abmarsch. Er selbst blieb in Bayern zurück und setzte dort die Operationen langsam fort.

Sehr bald ließen sich aber die Dinge in nächster Nähe wieder sehr bedrohlich für die Königin an. Friedrich rückte um die Mitte Februar nach Südmähren weiter, ließ am 17. Znaim besetzen und kam am 19. selbst in diese Stadt. Von hier aus sandte er Streifkorps nach Niederösterreich, die in den beiden Vierteln am Mannhardtsberg empfindliche Requisitionen vornahmen, sie kamen bis nach Oberhollabrunn, ja bis Stockerau, das nur etwa 26 Kilometer von Wien entfernt ist. So war Wien aufs neue und diesmal durch die Preußen in Gefahr. Allerdings hatte König Friedrich doch zu wenig Truppen bei sich, um ernstlich an eine Besetzung von Niederösterreich oder gar an eine Belagerung von Wien denken zu können; es fehlte ihm hiezu auch an schwerer Artillerie und Brückengeräten. Aber das konnte man in Wien nicht wissen, und wenn man dort in Furcht geriet und auch die Minister verzagten, ist es begreiflich. Nur Maria Theresia zeigte auch diesmal keine Spur von Kleinmut: „Gerade in dieser kritischen Zeit," sagt ein militärischer Beurteiler, „ragte ihre Tatkraft leuchtend über die Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit ihrer Ratgeber hinaus." Mit neuem Eifer betrieb sie die Insurrektion in Ungarn, rief durch eine Proklamation die Mährer und Schlesier zu den Waffen auf, gab Befehl, den Bauern dort Waffen und Schießbedarf aus Wien zu liefern, sprach ihnen die Beute, die sie machen würden, zu und versprach ihnen eine Ermäßigung ihrer Abgaben für die Zukunft. In Mähren begann denn auch ein Volkskrieg, der den Preußen doch sehr lästig fiel, wenn er auch keine entscheidenden Erfolge brachte. Gleichzeitig war Maria Theresia bemüht, ihre Heerführer, die ihr alle mehr oder weniger zu langsam und zaghaft erschienen, zu größerer Energie anzuspornen. Am 1. März schrieb sie an den Prinzen Karl, der immer noch ziemlich untätig im nördlichen Böhmen lag, er möge endlich etwas unternehmen, möge sich mit seiner Armee nach Mähren wenden, wo die derzeit noch zerstreut stehenden Truppen leicht zurückzuwerfen wären, um so mehr, als die ungarischen Insurgenten gleichzeitig vorrücken könnten. Wie der Prinz die Verstärkungen, die von Khevenhüller unterwegs seien — Maria Theresia hatte noch

ein paar Mahnungen an dieſen geſchickt, um ſie zu beſchleunigen — verwenden wolle, überlaſſe ſie ihm, ebenſo die Entſcheidung über die zunächſt vorzunehmenden Operationen: „Mein .... Zutrauen iſt ſo groß, daß ich nicht Ew. Liebden Hände zu binden gedenke und zuverſichtlich hoffe, Sie werden ſich zu demjenigen entſchließen, welches das Geſchwindeſte und nach der allſeitigen Situation das Anſtändigſte für meinen Dienſt iſt. Die höchſte Notwendigkeit iſt aber, daß eine ſchleunige Reſolution ohne weitere Anfrage von E. L. genommen und zu deren Execution auf das Eilfertigſte geſchritten wird, auch alles Nötige ohne mindeſten Verzug dazu veranſtaltet werde ..... In der Situation, worin die Sache jetzt ſteht, iſt ſich mit Aufhebung eines oder des andern kleinen Punktes nicht aufzuhalten, da hiedurch dem Hauptwerk wenig oder nichts geholfen werde; es iſt nur auf dieſes Hauptwerk zu denken und zu ſehen, wie man einen oder andern Orts dem Feinde einen rechtſchaffenen Hauptſtreich beibringen und denſelben aus Öſterreich und Mähren delogieren könnte[1])."

Alles dies iſt um ſo bewunderungswürdiger, als ſie in Wien keinen militäriſchen Ratgeber von Bedeutung hatte; dem Hofkriegsrat war es wohl kaum recht, daß ſie den Feldherren ſo freie Hand ließ. Von den übrigen Beratern mochte höchſtens Bartenſtein das Verdienſt haben, ſie in ihren herzhaften Entſchlüſſen zu beſtärken, während die anderen Miniſter und ihr Gemahl wiederum zum Ausgleich mit Preußen rieten. Nur ſo weit kam ſie dieſen entgegen, als ſie endlich nach vier Wochen Zögerns jenen Giannini zu Friedrich ſandte. Dieſer hatte ihn viel früher erwartet, wie er denn überhaupt meinte, Maria Thereſia werde viel befliſſener ſein, mit ihm Frieden zu machen. Giannini brachte ihm eine weitere Enttäuſchung, denn aus ſeinen Äußerungen ergab ſich keine Spur eines Entgegenkommens auf die Forderungen, die er Pfütſchner mitgegeben hatte. Wohl wurde ihm nun außer Niederſchleſien Glatz angeboten, aber von Abtretungen an die Kurfürſten von Sachſen und Bayern war keine Rede: „Man iſt feſt entſchloſſen," heißt es in dem vom Großherzog verfaßten Memoire, das Giannini überbrachte, „ehe man ſich zu dieſem Äußerſten brin-

[1]) Ebd. 3, 375 u. f.

gen läßt, die letzten Anstrengungen zu machen. Wenn wir nun einmal vernichtet werden sollen, dann soll es wenigstens dem Feinde teuer zu stehen kommen. Das ist es, wohin derartige Zumutungen führen können." Nicht einmal die Forderung, der König müsse ihr zur Wiedergewinnung ihrer Erbländer nötigenfalls mit Waffengewalt beistehen, ließ Maria Theresia fallen. Trotzdem — und wie sehr Friedrich auch enttäuscht war, daß seine Bedrohung Niederösterreichs so wenig Wirkung hatte — wies er die neuen Vorschläge durchaus nicht schroff zurück; er betonte nur, er müsse auch seiner Verbündeten gedenken und könne sich unmöglich von ihnen trennen. Aus der Umgebung des Königs erfuhr aber Giannini, daß ihm im Grunde an jenen wenig gelegen sei, daß er vielleicht selbst zu einem Bündnis mit Österreich gegen Frankreich zu haben sein werde; ein General vertraute ihm, das preußische Offizierskorps erwarte dies sogar; es würde sich schon eine Form finden, um Sachsen Mähren und Oberschlesien vorzuenthalten; nur eine kleine Abtretung in Böhmen an Bayern werde sich nicht vermeiden lassen. Schließlich erbot sich der König in den sog. „Notanda von Znaim" zwar wiederum als Friedensvermittler und verlangte, daß die Königin die von ihren Truppen besetzten fremden Gebiete räume, doch machte er keine bestimmten Vorschläge über Gebietsabtretungen, ja er deutete an, daß er einen Sonderfrieden zu schließen geneigt sein könnte, wenn die Verbündeten die Friedensanträge, die er mit der Königin vereinbaren würde, zurückweisen sollten. Aber auch dieses Zugeständnis machte keinen großen Eindruck auf Maria Theresia, sie beeilte sich nicht mit einer Antwort, und Friedrich sah sich in seinen Hoffnungen auf einen nahen Frieden wiederum betrogen. Da er nun überdies am 7. März durch Überläufer die Alarmnachricht erhielt, daß Truppen von der Armee Khevenhüllers bereits in Krems eingetroffen, Kavallerieregimenter der Hauptarmee aus Böhmen, Truppen aus Wien und die Insurgenten aus Ungarn in Anzug seien, so beschloß er, zurückzugehen. Die preußische Gefahr entfernte sich wieder von Wien und von Niederösterreich.

Das Unglück war aber, daß sich weder Prinz Karl zu einem raschen zielbewußten Vorgehen aufraffen, noch Khevenhüller sich zu einer kräftigen Fortsetzung der Offensive ent-

ſchließen konnte. Jener hatte zwar ſchon, bevor er den Brief vom 1. März erhalten, mit Lobkowitz verabredet, gegen die Preußen und Sachſen nach Mähren vorzuſtoßen und ſich die Bewilligung hiezu von der Königin erbeten. Als er ſie aber erhielt, wurde er nicht etwa in dieſem Plane beſtärkt, ſondern geriet im Gegenteil wieder ins Schwanken und berief einen Kriegsrat aus faſt ſämtlichen Generalen. Die Mehrheit ſprach ſich wie die Königin aus, aber kaum hatte der Prinz die Vorbereitungen zum Aufbruch der Armee getroffen, ſo wurde er aufs neue unſchlüſſig; ein nachträgliches Gutachten des F.-M.-L. Browne, der an dem Kriegsrat nicht teilgenommen hatte, ließ ihm wieder als vorteilhafter erſcheinen, zuerſt die Franzoſen anzugreifen. Wenn er dies nur wenigſtens gleich getan hätte! Aber er erbat ſich erſt aus Wien den Befehl dazu. Dort konnte man natürlich nicht beurteilen, ob die Lage wirklich, wie Browne ſie darſtellte, einen Angriff gegen die Franzoſen dringender machte als gegen die Preußen und Sachſen. Aber Maria Thereſia fand doch das Richtige heraus; ſie mochte ja den Schwager nicht kränken, aber aus ihrer Antwort vom 10. März auf ſeine neuerliche Anfrage blickt ihre Ungeduld und auch ein wenig ihr Mißvergnügen hervor: gewiß, wenn er gegen die Preußen und Sachſen vorrücken werde, würden ihm die Franzoſen folgen, aber dasſelbe müßte man ja von den Preußen und Sachſen erwarten, wenn er ſich zuerſt gegen die Franzoſen wenden wollte; es könnten überhaupt ſo viele Bewegungen vom Feinde gemacht werden, die von Wien aus unmöglich vorauszuſehen ſeien; mit Hin- und Herſchreiben werde nur Zeit vertan; ſie überlaſſe es ihm vollkommen, was er tun wolle — auf die Franzoſen oder auf die Preußen und Sachſen loszugehen — „nur daß Sie ohne weitere Rückfrage auf das eheſte, als es immer möglich, gegen die einen oder die andern ſich wenden und einen Hauptſtreich denſelben beizubringen ſuchen, nachdem nichts Schädlicheres für meinen Dienſt ſein kann als die längere, bisher gedauerte Inaction.“ Man bedauert nur, daß ſie doch wieder ein begütigendes „ohne dero Verſchulden, wie ich nur allzuwol begreife“ einfließen ließ; das war nun wieder die Frau, die dem, der guten Willen zeigte und der ihr ſympathiſch war, nicht hart begegnen konnte. Der Prinz aber, anſtatt ſich nun endlich zu

entscheiden, berief unglaublicherweise noch einmal einen Kriegsrat. Auch dieser traf keine endgültige Entscheidung. Selbst als die Nachricht von der Rückwärtsbewegung der Preußen eintraf, wurde Prinz Karl nicht veranlaßt, die Operationen energisch aufzunehmen. König Friedrich schickte sich nun an, Brünn, dem er bis dahin ausgewichen war, einzuschließen. Am 13. März erhielt er in seinem neuen Hauptquartier zu Neu-Selowitz — wieder durch Giannini — die Antwort auf seine Anträge. Die Königin erklärte sich zu der verlangten Räumung von Bayern bereit, doch knüpfte sie hieran die Bedingung, daß der König ihr dafür die Räumung von Böhmen, Mähren und Oberschlesien sowohl von seinen Truppen, wie von denjenigen seiner bisherigen Verbündeten zusage; ihr Anerbieten betreffend Glatz wiederholte sie. Aber das war ihm doch zu wenig; er bedeutete Giannini, daß er ihm erst im nächsten Monat eine Entschließung zukommen lassen werde. Dies war eigentlich ein Abbruch der Verhandlungen. Gleichzeitig erließ der König die Befehle für den Aufmarsch der Truppen, die im Sommer gegen Österreich Krieg führen sollten. Die Haltung seiner Verbündeten, von denen der Kaiser vor allem sein Bayern wieder erobert wissen wollte, Frankreich aber seine neuen Hilfstruppen anstatt in konzentrierten Massen in weit voneinander getrennten Staffeln anmarschieren ließ, ferner die Nachricht, daß England und Holland nun doch Anstalten trafen, den Krieg gegen Frankreich zu eröffnen, ließen ihn aber, nach reiflicher Erwägung des Für und Wider, bald auf seine Friedensgedanken zurückkommen. Doch wandte er sich diesmal nicht direkt an den Wiener Hof, sondern rief die Vermittlung Englands an: er hoffte so bessere Bedingungen zu erlangen, da England ja an einem Ausgleich der deutschen Hauptmächte mit Rücksicht auf den bevorstehenden Krieg gegen Frankreich immer noch sehr viel gelegen sein mußte. Am 11. März lud er Lord Hyndford nach Breslau ein, um mit den preußischen Ministern an einem Frieden mit Österreich zu arbeiten; als Grundlage hiezu ließ er von Podewils das sog. Selowitzer Programm entwerfen, indem er zuerst außer Niederschlesien und Glatz auch noch einen Teil Böhmens, den Königgrätzer Kreis, verlangte. Seiner Verbündeten gedachte er nur mehr nebenbei; sie sollten „eine

billige Genugtuung erhalten". Aber an der Unbestimmtheit dieser Forderung nahm die Königin, die Klarheit wollte, Anstoß. Da Friedrich überdies neue Verstärkungen an sich zog, so glaubte sie, gewitzigt durch die Erfahrungen mit dem Kleinschnellendorfer Vertrag, es sei ihm mit seiner Friedensbereitschaft gar nicht ernst und nur darum zu tun, vor Ankunft dieser Verstärkungen nicht angegriffen zu werden. Es wurde übrigens jetzt auch in Wien bekannt, daß die militärische Lage des Königs nichts weniger als glänzend war: seine Einschließung von Brünn hatte keinen Erfolg, die Sachsen zeigten sich von Tag zu Tag weniger fügsam, die Verpflegung in dem ausgesogenen Mähren wurde immer schwieriger, der Aufstand der Landbewohner, die Streifungen der ungarischen Husaren und Insurgenten belästigten ihn empfindlich. Ende März entschloß er sich denn auch, Mähren aufzugeben und seine Hauptkräfte in Böhmen zu versammeln; da er damit dem eigentlichen Kriegsschauplatz näher kam und ein Zusammenwirken mit dem französischen Heere in Böhmen leichter war, meinte er damit einen stärkeren Druck auf die Königin auszuüben, als wenn er in Mähren blieb: dort imponierte er ihr offenbar zu wenig. Am 3. April erließ er den Befehl zum Rückmarsch seiner Hauptkräfte; nur ein kleiner Teil der Armee sollte in Nordmähren bleiben und Oberschlesien decken. Die Sachsen brachte er bei dem Rückzug zwischen sich und die Österreicher. Wenige Tage zuvor war es dem unermüdlichen Drängen Maria Theresias doch endlich gelungen, ihren Schwager zum Aufbruch gegen Mähren zu bewegen; sie hatte sich, diesmal wohl von dem in Wien befindlichen Grafen Königsegg, vielleicht auch vom Großherzog bestimmt, am 26. März zu dem gemessenen Befehl an ihn aufgerafft, er möge sich unverweilt mit seiner Hauptmacht nach Mähren wenden, um zunächst womöglich die Sachsen zu schlagen; in Böhmen sollte er nur 10000 Mann zurücklassen. Prinz Karl folgte, wahrscheinlich froh, daß er nun keine Wahl und keine Verantwortung mehr hatte. Anfangs April waren seine Truppen bei Znaim versammelt, er selbst am 3. in Schrems, am 4. in Waidhofen a. d. Thaya; von hier aus schrieb er der Königin, sie solle Khevenhüller bestimmen, sein zerstreutes Korps zu vereinigen und nach Böh-

men gegen die Franzosen zu führen, damit sein Rücken gedeckt werde; zur Sicherung von Oberösterreich wären zwei Infanterie-, zwei Kavallerieregimenter und einige leichte Truppen genügend. Hierauf ging Maria Theresia aber nicht ein: es hätte dies Bayern völlig aufgeben heißen, das sie doch bis aufs äußerste festgehalten wissen wollte; es war ihr schon nicht recht, daß sich Khevenhüller zu eben dieser Zeit in die Defensive begab und sich hinter die Isar konzentrierte, weil er besorgte, er könnte sonst von den heranrückenden Franzosen, die er schon im Eichstädtischen, ja im Marsch auf Regensburg glaubte, angegriffen und geschlagen werden; sie hielt im Gegenteil ein energisches Vorgehen für geboten; mit dem neuen Hilfskorps, das Frankreich über den Rhein gesandt habe, mache es, so meinte sie, nur eine letzte Anstrengung, um sie zu einem nachteiligen und schmachvollen Frieden zu zwingen; aus demselben Grund ziehe der König von Preußen den Fürsten von Dessau mit seinen 20000 Mann an sich, außerdem setzten ihre Feinde alles daran, das Reich in den Krieg zu verwickeln, was ihnen auch gewiß gelingen würde, wenn Khevenhüller zurückginge, nicht aber, wenn er in Bayern einen größeren Erfolg über die heranrückenden Franzosen erringe. Alles dies setzte die Königin dem Feldherrn auf seinen Bericht vom 7. April am 14. auseinander, schloß aber doch wieder damit, daß sie ihm keine bindenden Vorschriften geben wolle, wie er zu operieren habe; sie verlasse sich ganz auf sein bewährtes Urteil; um seine Rückendeckung soll er unbesorgt sein, Lobkowitz habe Befehl, auf sie bedacht zu sein, doch möge auch er auf dessen Lage Rücksicht nehmen und, falls der Feind sich von der Donau gegen Böhmen wende, ihn durch einen Angriff stören. Auch diesmal geben neuere militärische Beurteiler der Königin recht, die Lage war so, wie sie sie ansah, forderte, was sie empfahl: von Khevenhüllers Haltung gegen das neue französische Heer hing es ab, ob dieses in der nächsten Zeit an den Operationen der Feinde auf dem nördlichen Kriegsschauplatz mitwirken konnte oder nicht[1]). Aber als der Mahnbrief der Königin den Feldmarschall erreichte, hatte er seinen Rückzug schon angeordnet:

[1]) Ebd. 4, 398 u. f.

Nun blieb ihr wohl nichts übrig, als seine Maßregeln zu billigen, aber noch einmal warnte sie vor Untätigkeit, sprach die Hoffnung aus, daß er es nicht bei einer reinen Defensive bewenden lassen, sondern trachten werde, sobald als möglich einen Hauptschlag gegen den Feind zu führen[1]). Auf Karl von Lothringen hatte ihr entschieden ausgesprochener Befehl nun doch soviel gewirkt, daß er nicht wieder stehenblieb, sondern sich, langsam zwar, aber konsequent, an die Wiedereroberung Mährens machte.

König Friedrich sowohl wie die Sachsen zogen sich nach Böhmen zurück, und Karl folgte auch dahin. Jenem war es nun ernstlich um den Frieden mit der Königin zu tun; zu Breslau unterhandelten seine Vertrauensmänner wieder mit Lord Hyndford. Ein Wechsel im englischen Ministerium, wo nun das frühere Oppositionsmitglied Lord Carteret die führende Persönlichkeit war, sowie neu auftauchende starke Sympathien besonders in der englischen Frauenwelt für die mutige Königin bewirkten, daß auch Hyndford ihre Interessen um einen Grad wärmer vertrat. Aber zunächst kam es noch immer zu keinem Ausgleich. Glatz oder einen Teil von Oberschlesien — nicht das ganze und nicht beides zugleich — war Maria Theresia zu opfern bereit, aber eine Abtretung in Böhmen lehnte sie energisch ab. Als erste Bedingung ihrerseits stellte sie, daß der König ihr den Besitz ihrer übrigen Länder, zum mindesten der zu Deutschland gehörigen, garantiere und sich mit ihr und den Seemächten verbinde, um die Franzosen sobald wie möglich aus Deutschland zu vertreiben: weit entfernt entehrend für den König zu sein, würde ihm dies den Ruhm eines Befreiers seines Vaterlandes und eines Wiederherstellers der öffentlichen Ruhe verschaffen und ihn zu nichts mehr verpflichten, als wozu er sich selbst einmal erboten habe. Der König aber, als er diese Antwort erhielt, „glaubte in Ohnmacht zu fallen"; er sah in den Forderungen seiner Gegnerin eine „unerträgliche Anmaßung", die ihn in die Arme Frankreichs treiben müsse. Er entschloß sich noch einmal zu einem energischen Waffengang; dieser führte zur zweiten großen Schlacht des Schlesischen Krieges bei Chotusitz oder Czaslau.

[1]) Ebd. 403.

Maria Thereſia hatte inſofern einen Anteil an ihr, als ſie ja ſchon ſeit geraumer Zeit den Prinzen zu einer entſcheidenden Aktion gegen die Preußen drängte. Zu den Dispoſitionen, die den Verlauf derſelben beſtimmten, hat ſie dagegen keinen Impuls gegeben. An dem Mißerfolg der Schlacht trug ſie nur dadurch Schuld, daß ſie den Prinzen Karl als Feldherrn überſchätzte. Aber zu ſeiner richtigen Beurteilung als ſolchen lagen ihr doch nicht genug Daten vor, ebenſowenig wie für die der militäriſchen Überlegenheit König Friedrichs. Die Streitkräfte waren auf beiden Seiten annähernd gleich; daß die Preußen das Doppelte an Geſchützen in Aktion bringen konnten — 80 gegen 40 — war in Wien gewiß nicht bekannt, vielleicht auch nicht dem Feldherrn. Übrigens lieferte auch dieſe Schlacht, ebenſo wie die von Mollwitz, einen Beweis von der moraliſchen Kraft der öſterreichiſchen Armee; ſie erwies ſich der heldenhaften Frau, für die ſie kämpfte, durchaus würdig, ſowohl die Führer wie Offiziere und Mannſchaft. König Friedrich urteilte ſelbſt: „Man muß dem Feinde die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er nicht aus Mangel an Tapferkeit die Schlacht verlor.“ Wenn die Armee das Schlachtfeld hatte räumen müſſen und einen großen Verluſt an Toten, Verwundeten und Gefangenen erlitten hatte (ein Drittel mehr als der Gegner), ſo kam in ihr doch nicht das niederdrückende Gefühl, beſiegt zu ſein, auf; ſie führte den Rückzug in guter Haltung aus, brachte außer 800 Gefangenen und 2000 Beutepferden eine Fahne und 11 Standarten des Feindes in ihr Lager, während kein einziges Feldzeichen der eigenen Armee in der Hand des Gegners zurückblieb. Karl von Lothringen, der ſich in den vorbereitenden Operationen oft zögernd und unſicher gezeigt hatte, ergriff die Gelegenheit zur Schlacht mit Feuereifer, obwohl er den Gegner für ſtärker hielt, als er wirklich war; im Vertrauen auf die Gerechtigkeit der von ihm verfochtenen Sache nahm er, wie er ſelbſt ſagte, den Kampf auf. Und auch er war nach dem unglücklichen Ausgang nicht entmutigt, gedachte, ſehr bald eine zweite Schlacht zu wagen: er wollte Lobkowitz an ſich ziehen und ſich dann wieder gegen die Preußen, die bei Czaslau ſtehengeblieben waren, wenden. In Wien aber billigte man das nicht; der Großherzog ſchrieb ihm am 26. Mai, er ſolle vielmehr die Offenſive gegen die

Franzoſen ergreifen. Ob die Königin dieſe Weiſung veranlaßt hat, wiſſen wir nicht: daß ſie dem Prinzen nicht ſelbſt ſchrieb, deutet vielleicht darauf hin, daß ſie ſich in dieſer Frage kein ſicheres Urteil zutraute. Der Prinz aber folgte, und ſeine entſchiedene Offenſivbewegung in der Richtung gegen Prag übte einen bedeutenden Einfluß auf das ſchnelle Zuſtandekommen des Präliminarfriedens mit Preußen aus.

Friede von Breslau—Berlin

Maria Thereſia wurde denn auch durch die Niederlage von Chotuſitz nicht vermocht, ſich um den Frieden zu bemühen. Es war im Gegenteil König Friedrich, der den Faden der eben erſt aufgegebenen Unterhandlungen aufzunehmen wünſchte. Wenn Maria Thereſia darauf einging und ſich auch in einigen Punkten nachgiebig erwies, ſo war dies wenigſtens nicht in erſter Linie deshalb, weil „die Action von Czaslau nicht ganz nach Wunſch" ausgefallen war, ſondern weil ſie wieder wie im Sommer und Herbſt 1741 von den Engländern gedrängt wurde. Erleichtert wurde die Sache dadurch, daß Friedrich trotz ſeines Erfolges ſeine Forderungen nicht erhöhte. Dies ſah Hyndford mit feiner Witterung als Zeichen ſeines Friedensbedürfniſſes an und ſchrieb nach London und Wien, der König werde noch zu denſelben Bedingungen zu haben ſein; es komme alles darauf an, daß der Wiener Hof nachgebe. Robinſon ſetzte Ende Mai dort wiederum alle Hebel an, und hier kam man ihm, wie Ulfeld ſagte und es auch dem Gefühle der Königin entſprach, etwas entgegen, um England zu zeigen, man tue in Wien, was man könne. Um endlich Hilfe von dieſem gegen Frankreich zu erlangen, verzichtete man auf die Garantie aller deutſchen Erblande und verſtand ſich dazu, im äußerſten Fall auch Oberſchleſien, ſoweit es im letzten Winter von den Preußen beſetzt war — alſo ohne Teſchen, Troppau und das „hohe Gebirge" — abzutreten. So entſchied Maria Thereſia, obwohl Bartenſtein ſehr dagegen war, und bewies damit, daß ſie deſſen Rat nicht blind-

lings folgte. Dafür sprach wahrscheinlich der Großherzog. Die Unterhandlungen wurden zwischen Hyndford und Podewils in Breslau geführt. Als dieser, dem Auftrag seines Herrn gehorchend, doch wieder von jener Abtretung in Böhmen sprach, zeigte ihm der Lord einen Brief Robinsons, wonach die Königin gesagt hatte: wenn die ganze Hölle sich gegen sie öffne, der König von England mitsamt seinem Parlament ihr Verderben drohe, würde sie doch niemals Königgrätz hergeben; darin sei sie unerschütterlich, und wenn König Friedrich noch zehn Kuriere schicke. Von den Fragen, die in der Kleinschnellendorfer Konvention noch offen gelassen waren, ging der Königin besonders die der Garantie des katholischen Besitzstandes in den abzutretenden Landesteilen nahe, weil dies für sie eine Gewissenssache war; Hyndford gab die Erläuterung, sie verstehe darunter nicht etwa ein gewährleistetes Einmischungsrecht, sondern bloß die Zusicherung, daß die Katholischen nicht aus dem Lande vertrieben, noch alle Güter des Klerus konfisziert werden würden: wenn sie davon abginge, würde sie fürchten, ihr Seelenheil zu gefährden[1]): Dies war gewiß keine Redensart von ihr. Diese Forderungen sowie die, welche sich auf die Übernahme der schlesischen Schulden bezogen, bereiteten indes zunächst keine ernstlichen Schwierigkeiten: es handelte sich um die Landabtretung. Hätten die Franzosen damals einen entscheidenden Sieg über die Österreicher erfochten, so wäre König Friedrich vielleicht doch in ihrem Bündnis geblieben, aber sie brachten es nur zu einem unbedeutenden Erfolg über das Korps Lobkowitz. Vergebens erschien der unermüdliche Belle-Isle am 2. Juni im preußischen Lager bei Kuttenberg: Friedrich hatte nur Vorwürfe für ihn, daß die Franzosen ihre Sache so schlecht geführt hätten. Zwar ließ er am 9. Juni, als noch immer keine Nachricht von Breslau über eine Einigung Podewils' mit Hyndford kam, neue Truppen von Glatz nach Böhmen in Bewegung setzen, um für den Fall, als die Königin den Gedanken eines Friedens mit ihm wieder aufgeben würde, vollkommen gerüstet zu sein, aber als noch am selben Tage die Kunde kam, die Preußen hätten sich vor dem Anmarsch der österreichischen Hauptarmee

[1]) Grünhagen a. a. O. 2, 282.

in fluchtartiger Bewegung gegen Pisek zurückgezogen und diese habe den Weg nach Prag offen, da schrieb er an Podewils sofort „die ewig denkwürdige Ordre", unverzüglich, ohne weiteren Bericht an ihn und ohne noch eine Entschließung von ihm einzuholen oder abzuwarten, mit Hyndford abzuschließen, wenn er ganz Niederschlesien mit einem Streifen jenseits der Neisse, ferner Stadt und Grafschaft Glatz zugesprochen erhalte; im übrigen solle er sich zwar bemühen, möglichst gute Bedingungen zu erzielen — sei es nach Böhmen hin oder auf der Seite von Oberschlesien, aber länger als einen halben Tag dürfe er damit nicht verlieren. Für die Königin war es nun freilich sehr ungünstig, daß Hyndford schon am Tag vorher ohne zwingenden Grund das Maximum der österreichischen Zugeständnisse sich hatte abringen lassen: Oberschlesien in dem oben bezeichneten Umfang; der Kohlendistrikt von Oppeln war damit verloren. Maria Theresia erhielt die Nachricht von dem Abschluß der Präliminarien am 15. Juni; tags darauf hielt sie Beratung mit den Ministern. Bartenstein war gegen die Annahme, er bezeichnete das Übereinkommen als einen zweiten Band des Belgrader Friedens. Maria Theresia empfand wohl ebenso; sie nannte Schlesien, dessen Verzicht sie nun besiegeln sollte, den schönsten Edelstein ihrer Krone und, wenn sie in der nächsten Zeit einen Schlesier sah, kamen ihr die Tränen[1]); auch war sie mit Hyndford sehr unzufrieden, daß er es gar nicht versucht hatte, wenigstens Oberschlesien zu retten. Aber sie zögerte dennoch nicht, zu genehmigen, was in Breslau vereinbart worden war. Die Motive, die sie dabei leiteten, gehen aus einem Reskript an Wasner hervor, dessen Konzept das Datum des 17. Juni trägt[2]): „Und gehet Unsere Absicht dahin, daß der übergroße Verlust Unseres Erzhauses durch den Zuwachs des Stücks Landes diesseits des Inn, der Grafschaft Cham und oberen Pfalz in etwas, obschon bei weitem nicht vollständig ersetzet werde. Wogegen Wir sodann dem Churhaus Bayern dasjenige gern gönnen würden, was Frankreich ungerechter Weise dem Reich entrissen. Die Idee auszuführen ist allerdings möglich, nachdem man, ohne sich zu schmeicheln, rechnen kann, daß bereits zwei zahlreiche fran-

[1]) Ebd. 2, 324.

[2]) Wiener H.-, H.- u. St.-Arch.

zösische Armeen durch Uns allein, ohne mindestem Zutun Unserer Bundesgenossen, ja bei noch mehreren auf dem Hals habenden Feinden zu Grund gerichtet worden. Wo herentgegen, wann vorbesagter Zuwachs Uns nicht angedeihet, ungehindert dieser so glücklicher und alle menschliche Hoffnung übertreffender Umstände Frankreich zu seinen feindlichen Intenten gelangete und der Kron durch Engelland selbsten der Weg sicher gebahnet würde, ganz Europa Fesseln anzulegen." Dazu komme, daß auch in Italien die Sachen nun sehr gut stünden: „Bei welcher der Sachen Bewandtnus nur bei Engelland und Sardinien beruhet, Uns zum Besitz von Neapel und Sizilien wieder verhülflich zu sein ... Und so viel endlich den 8. Punkt (seiner Instruktion) betrifft, so zielet er nicht nur auf Alles, was Dir derer Reichsanliegenheit und Bewerb der Churböhmischen Walstimme halber in vielfältigen Rescriptis aufgetragen worden, sondern auch hauptsächlich dahin ab, daß, umb das Uns hierüber zugefügte offenbariste Unrecht einigermaßen abzutun, wenigstens Unseres Gemals königliche Hoheit und Liebden zur römischen Königswal verholfen werde, als welchen Falls wir gegen zulänglicher Verwahrung obgedachter Unserer Stimme die ansonsten null und nichtige Kaiserwal, wenn anderst Churbayern sich von Frankreich trennen will, zu erkennen erbietig wären ..."

So weitausschauende Pläne knüpfte sie an den unvermeidlichen Verlust! Mächtig regten sich auch noch einmal in ihr die ererbten reichspatriotischen Gefühle. Ob sie dabei überdies nicht schon jetzt im stillen auf eine spätere Wiedergewinnung Schlesiens rechnete, wissen wir nicht, doch ist es wahrscheinlich. Lord Hyndford schrieb während der folgenden Verhandlungen einmal nach Hause: Keine Macht im Himmel und auf Erden könne Maria Theresia tadeln, wenn sie diese durch Gewalt und doppelten Treubruch erzwungenen Abtretungen nur als zeitweilige ansähe, die sie bei geeigneter Gelegenheit zurückzuerobern versuchen werde. Aber wenn sie so dachte, so hat sie es doch nicht ausgesprochen, und auch preußische Historiker geben zu, daß sie es fürs nächste mit dem Frieden ehrlich meinte[1]). So wie sie dem Gemahl schrieb: „Das große

[1]) So Grünhagen a. a. O.

Opfer an Preußen ist beschehen, und nachdem es beschehen, bin ungemein weit entfernt, deme im mindesten zu entstehen, was das gute Trauen und Glauben auch gegen Preußen in Übermaß nur irgend erheischen möchte[1])." Sie erfüllte auch die nachträglichen Wünsche des Königs bereitwillig — Herausgabe der schlesischen Archive, Zusage, die Abtretungen durch die böhmischen Stände anerkennen zu lassen, Verzicht auf die böhmische Oberherrlichkeit in der Niederlausitz. Auch in den militärischen Fragen war sie entgegenkommend: „in unschädlichen Dingen", schrieb sie an Lothringen, wolle sie sich gern willfährig zeigen. Für den Abschluß des Definitivfriedens mochte sie sich aber nicht auf Hyndford verlassen, sie sandte einen bewährten Beamten, den Hofrat Kannegießer, nach Breslau, der sich auch als ein trefflicher, zäher Unterhändler erwies. In seiner Instruktion heißt es: „Unser Dienst erheischt, daß zur Verhütung noch größerer von des Hyndford übereilten und parteiischen Operation zu befahren stehenden Schädlichkeiten er sich auf das eilfertigste nach Breslau begebe." Kannegießer setzte fast alles durch, was Maria Theresia noch forderte: die Übernahme des größten Teiles der schlesischen Schulden durch Friedrich, die Zuerkennung der Stadt Jägerndorf, wie auch einer im allgemeinen für Österreich günstigen Grenzregulierung zwischen den abzutretenden und den zu behaltenden Teilen von Schlesien, die Beibehaltung des Titels einer Herzogin von (nicht „in") Schlesien . . . .

Am 28. Juli 1742 wurde der Definitivfrieden zu Berlin unterzeichnet. Sachsen blieb nichts übrig, als gleichfalls Frieden mit der Königin zu machen. Vergebens bemühten sich König August und seine Minister, eine Entschädigung in Böhmen zu erlangen: Maria Theresia blieb unerschütterlich; alles, wozu sie sich verstand, war, daß sie Sachsen eine sehr unbestimmte Aussicht auf das mainzische Erfurt eröffnete, falls der Kurfürst und das Domkapitel von Mainz dazu bestimmt werden könnten; dazu ist es, wie vorauszusehen war, nie gekommen. Aus dem erhaltenen Konzept eines Briefes Maria Theresias an die Königin von Polen erfahren wir, daß diese sich mit einem offenbar sehr verbindlichen Schreiben an sie gewandt hatte,

[1]) Am 19. Juni. Bei Arneth 2, 482 A[43].

in dem ſie ihre Freude über den Abſchluß des Friedens ausdrückte. Maria Thereſia verſichert ſie gleichfalls ihrer Genugtuung und ihrer verwandtſchaftlichen Gefühle; es werde nicht an ihr liegen, wenn ihre gegenſeitigen Intereſſen zum Heile Europas und ihrer beiden Häuſer in Zukunft nicht beſſer als in der Vergangenheit geſichert würden. In dieſer Hoffnung habe ſie nicht gezögert, alle nur möglichen Zugeſtändniſſe zu machen, um die Verſöhnung mit Sachſen herbeizuführen. Sie ſei auch ebenſo bereit, ſich mit dem Kaiſer zu verſöhnen und alles Üble, was ihr dieſer zugefügt habe, zu vergeſſen, wenn ſie nur ſicher ſein könnte, in Zukunft nichts mehr fürchten zu müſſen, und die Ruhe von Deutſchland, das Gleichgewicht in Europa und die Sicherheit der chriſtlichen Welt verbürgt ſähe: „Man weiß ganz gut in Frankfurt," ſchließt der Brief, „daß es leichte und ſehr natürliche Mittel gibt, dieſe großen Ziele zu erreichen, ohne daß der Kurfürſt dabei etwas verliert. Es handelt ſich nur darum, das Heil des Vaterlandes höher zu ſchätzen als die verhängnisvolle Verbindung mit Frankreich. Dieſer Grundſatz einmal zugeſtanden, wird das Übrige ſich von ſelbſt ergeben . . .[1])."

Krieg gegen Spanier und Franzoſen 1742—1743

Uns Nachgeborenen erſcheint der Berliner Friede als ein verhängnisvoller Wendepunkt öſterreichiſcher wie deutſcher Geſchichte. Mochte Maria Thereſia immerhin auf die Wiedergewinnung Schleſiens in naher oder ferner Zukunft hoffen, wir wiſſen ja: es war ein Trugbild. Was dieſer Friede feſtgeſetzt hat, iſt niemals wieder rückgängig gemacht worden. Preußen wurde durch ihn zu einer deutſchen Großmacht emporgehoben, im Deutſchen Reich jener Dualismus begründet,

[1]) „. . . L'on n'ignore pas à Francfort qu'il y a de moiens aisés et très naturels de pourvoir à ces grands objets sans que l'Electeur y perde rien. Il ne s'agit donc que de préférer le salut de la patrie à la fatale liaison avec la France. Ce fondement posé, le reste coulera de source . . ." Konzept mit dem archival. Dorſalvermerk: 1742. W. H.-, H.- u. St.-A.

der zuletzt zur Sprengung seines Verbandes, zum Ausscheiden Österreichs aus demselben und zur Bildung eines protestantischen Kaisertums führte. Dies ahnte natürlich damals niemand in Europa und auch dem glücklichen Gewinner Schlesiens waren solche Gedanken fern[1]). Aber Maria Theresia empfand das Ereignis auch nicht einmal als einen tiefen Einschnitt ihres Lebens und ihrer Regierung. Überhaupt haben tätige Menschen für die Marksteine ihres Lebens selten Auge und Sinn; mit flüchtigen Sohlen setzen sie darüber hinweg, ihre Gedanken und Kräfte sind sofort wieder anderen Zielen zugewandt; ihnen ist mehr noch als den Epimetheusnaturen alles in ewigem Fluß. Es kam auch für Maria Theresia eine Zeit, und sie war gar nicht mehr sehr fern, wo auch sie rückschauender Betrachtung pflegte, aber 1742 sah sie doch nur auf den Weg vor sich, nicht auf den, den sie bereits zurückgelegt hatte. In dem Augenblick, da der Friede zu Berlin geschlossen war, erschien ihr der ganze Schlesische Krieg nur als eine Episode in einem größeren Kampf, der noch weiter zu führen war.

Die allgemeine europäische Lage hatte sich während dieses Krieges nicht wesentlich verändert. Die Feindseligkeiten zwischen England und Spanien waren weiter geführt worden, ohne zu einer Entscheidung zu gelangen. Im März 1741 hatte eine britische Flotte unter dem Admiral Vernon Cartagena in Columbia, den besten Kriegshafen der Spanier in Westindien, angegriffen, schon waren in London Münzen auf dessen Eroberung geprägt worden, aber zuletzt scheiterte das Unternehmen doch. Ebenso wenig Erfolg hatte eine Expedition der Engländer gegen S. Jago auf Kuba. In den europäischen

[1]) Ich weiß nicht, ob die Apologie des Breslauer Friedens, die wir in den „Geständnissen eines österreichischen Veteranen" (1, 108) lesen — „Heil dem Tage, an welchem eine gütige über dem Erzhause wachende Vorsicht Theresien und Friedrichs Herz zu diesem Schritt des Friedens gelenkt hat" — aus dieser Zeit stammt; die „Geständnisse" erschienen erst 1788. Der Verfasser, Cogniazzo, wäre dann der erste, früheste Anwalt eines österreichisch-preußischen Einverständnisses nach dem Verluste Schlesiens. Er war zuerst in österreichischen, später in preußischen Militärdiensten und starb 1811. S. über ihn v. Seidt, Friedrich d. Gr. (1819) 1, 107, 136, und Meusel, Das Gelehrte Deutschland, 18, 458. Bei Arneth kommt er etwas gar zu schlecht weg.

Gewäſſern waren ſie wohl glücklicher: Admiral Haddock wußte Gibraltar und P. Mahon zu behaupten, er blockierte Cadix und ſchützte den britiſchen Handel im Mittelmeer, aber von einer Niederwerfung der Spanier war man auch hier weit entfernt. Dabei hatte Frankreich noch gar nicht eingegriffen; der franzöſiſche Admiral hatte den Auftrag, dies nur zu tun, falls die Spanier in Nachteil geraten ſollten; er fand ſich während des ganzen Sommers 1741 nicht dazu veranlaßt[1]). Als im November von Barcelona eine ſpaniſche Flotte in zwei Transportſtaffeln nach Italien ging, um dort Truppen zu landen, die die Beſitzungen Maria Thereſias angreifen ſollten, hinderte dies Haddock nicht, was man ihm in England ſehr verübelte: „Wo iſt Haddock?“ ſagte man, „hat ſeine Flotte nichts Beſſeres zu tun, als nur immer Cadix zu blockieren?[2])“ Indes hatten die Franzoſen doch wenigſtens die Fahrt der zweiten ſpaniſchen Transportabteilung beſchützt, indem ſie ihr ein Geſchwader von 12 Schiffen nachſandten. Aber Haddock ließ auch dieſe ungehindert ziehen; er fühlte ſich zu ſchwach, es mit beiden, den Franzoſen und den Spaniern, aufzunehmen[3]).

Im Februar 1742 war dann der Sturz des langjährigen engliſchen Premierminiſters Robert Walpole erfolgt. Unter den Vorwürfen, die die Oppoſition gegen ihn erhoben hatte, war eben auch die energieloſe Führung des Spaniſchen Krieges. Der Leiter der auswärtigen Politik in dem neuen Miniſterium, Carteret, hatte als Mitglied der Oppoſition des Oberhauſes wiederholt Walpole vorgeworfen, daß er Maria Thereſia zu wenig unterſtütze. Englands Wolfahrt, ſo äußerte er ſich einmal, fordere die Aufrechterhaltung des Hauſes Öſterreich.

---

[1]) Mahon a. a. O. 2, 81 u. f.

[2]) Ebd. 105 u. f. Man muß für dieſe Dinge doch immer noch auf dieſes alte Buch zurückgreifen. Die neueren Bearbeiter der engliſchen Geſchichte dieſes Zeitraums wie Leadam, History of England from the accession of Anne to the death of George II. (1909), ſind zu wenig ausführlich.

[3]) Die erſte Staffel, die am 4. November 1741 Barcelona verließ, ſoll Haddock auf ausdrückliche Weiſung ſeiner Regierung nicht behindert haben, damit die bedrängte Königin dadurch um ſo eher zu einem Bündnis mit Sardinien, das England wünſchte, zu bringen ſei (Erbfolgekrieg 8, 14; Mahon ſagt davon nichts); die zweite Staffel verließ Spanien erſt am 13. Jänner 1742.

So durfte man denn von ihm ein energiſches Eintreten für die Intereſſen der jungen Königin erwarten. Das Parlament wäre ihm gewiß entgegengekommen; auf den Antrag Pulteneys, der das neue Miniſterium recht eigentlich gemacht hatte, wurden ihm im April 1742 Subſidien in der Höhe von einer halben Million Pfund Sterling bewilligt, für die Fortſetzung des Krieges fünf Millionen[1]). Wir haben geſehen, wie Hynd-ford in den Verhandlungen, die zum Breslauer Frieden führten, doch die Sache Maria Thereſias etwas beſſer führte als im Vorjahr. Und nun wurden endlich auch 16000 Mann nach Flandern geſchickt, die von da gegen Frankreich operieren ſollten. Der Krieg war zwar nicht erklärt, aber ſie konnten unter dem Titel von Hilfsvölkern ebenſo für Maria Thereſia kämpfen wie die Armeen Frankreichs, das formell auch nicht mit ihr im Kriegsſtande war, gegen ſie als Hilfsvölker des bayeriſchen Kurfürſten. Auch über die Flotte ſchien ein etwas lebhafterer Geiſt zu kommen. An die Stelle von Haddock war Admiral Mathews getreten. Im Juni beſetzte einer ſeiner Offiziere auf der Verfolgung ſpaniſcher Schiffe den franzöſiſchen Hafen von St. Tropez und verbrannte die dortigen Fahrzeuge. Wichtiger noch war, daß der Kommodore Martin Neapel, das ſich mit Spanien zur Bekämpfung Maria Thereſias in Italien vereinigt hatte, mit Beſchießung bedrohte, wenn der König nicht ſeine 20000 Mann von den Spaniern trenne. Der König tat dies denn auch und hielt ſich nun neutral.

Stärker als im Weſten hatte ſich die Lage im Norden und Nordoſten verändert. Daß der Ruſſiſch-Schwediſche Krieg nicht gleichgültig für Öſterreich war, wurde ſchon bemerkt. Hatte Maria Thereſia von Rußland, dem Bundesgenoſſen ihres Vaters im letzten Türkenkrieg, gegen Preußen einige Unterſtützung erhofft, ſo wurde dieſe Hoffnung durch jenen Krieg fürs nächſte vernichtet, die Niederlage der Schweden bei Wilmanſtrand hatte aber dann doch auf König Friedrich gedrückt und mitgewirkt, ihn zu dem Abkommen von Kleinſchnellendorf zu vermögen. Anfangs Dezember 1741 war durch eine Palaſtrevolution Zar Iwan geſtürzt und an ſeine Stelle eine Tochter

[1]) Mahon a. a. O. 2, 128.

Peters des Großen, Elisabeth, auf den Thron erhoben worden. Der Wiener Hof hatte sich von diesem Wechsel Gutes erwartet, aber die Aufmerksamkeit auch der neuen Regierung blieb doch vor allem auf den Krieg mit Schweden, auf die Gewinnung Finnlands gerichtet. Im Frühjahr 1742 hatten die Russen den Krieg energisch wieder aufgenommen, und Ende Juni standen sie vor Frederikshamm; eine Reihe glänzender Erfolge wurde im August, eben zur Zeit des Berliner Friedensschlusses, durch die Kapitulation von Helsingfors gekrönt. Der Feldzug konnte damit als beendet, Finnland als gewonnen angesehen werden. So hatten zuletzt auch hier die Dinge eine für Maria Theresia günstige Wendung genommen[1]).

Aber an allen diesen Verhältnissen hatte die Königin doch nur mehr leidend als tätig Anteil nehmen können und konnte es auch in der Folge nicht anders; ihre Regierung stellte sich zu ihnen zwar nicht lediglich beobachtend, sondern versuchte mitunter auch eine Einwirkung, aber diese konnte bei den Staaten, auf die es hier ankam, bei England und Rußland, naturgemäß nur eine sehr geringe sein. Jenes bewegte sich gleichsam durch seine eigene Schwere fort und konnte von einer fremden Regierung, von fremden Diplomaten kaum dauernd beeinflußt werden, besonders wenn diese keine wesentlichen Vorteile zu bieten hatten. Die russische wurde wohl fast ausschließlich durch Hof- und Palastintrigen bestimmt, aber um da einzugreifen, hätte es einer schlaueren und gewissenloseren Staatskunst bedurft, als der Wiener Hof sie üben wollte und — konnte: er besaß die Werkzeuge dazu nicht; Frankreich und Preußen liefen ihm da doch den Rang immer ab. Die junge Königin hatte bis dahin auch kaum die Zeit gehabt, sich eine eigene Ansicht über die geschilderten Verhältnisse zu schaffen; wenigstens liegt kein Zeugnis für eine solche vor.

Ganz anders lagen die Dinge auf dem dritten politischen Schauplatz, mit dem sie rechnen mußte, in Italien. Sie war hier vielleicht nicht stärker, aber direkter interessiert, hatte mehr Gelegenheit und Macht, etwas auszurichten; hier tritt sie denn auch selbst viel mehr hervor. Freilich der weitaus

[1]) Danielson, Die nordische Frage (1886), 30 u. f.

größere Teil ihrer täglichen Sorgen war bis jetzt dem Krieg gegen Preußen, Bayern und seinen französischen Helfern in Deutschland, der Kaiserwahl und den ungarischen Dingen zugewandt, aber dazwischen hatte sie auch immer Zeit gefunden, scharfe Blicke nach dem Süden zu senden.

Unter den Ländern, die Maria Theresia von ihrem Vater ererbt hatte, befanden sich auch die Lombardei mit Mantua, ferner Parma und Piacenza; ihrem Gemahl gehörte das mediceische Erbe Toscana. Aber es war noch nicht lange her — sie selbst mußte sich dieser Zeit noch erinnern können —, daß ungleich mehr vom italienischen Boden im Besitz ihres Hauses gewesen war: Neapel und Sizilien, die erst im Wiener Frieden (1735) an Spanien abgetreten und von diesem als Sekundogenitur eingerichtet worden waren. Der mächtigste italienische Staat nach Größe und Einwohnerzahl war nun wohl dieses neugebildete bourbonische Doppelreich; es umfaßte die Landschaften Kampanien, Apulien, die Basilicata, Kalabrien und Sizilien, zusammen gegen 90 Mill. qkm mit etwa 5 Mill. Einwohnern; die Hauptstadt war die weitläufigste, volkreichste und schönste Stadt von ganz Italien. Nicht viel kleiner war der Kirchenstaat, der, außer Rom und das alte Latium, Umbrien, die Marken, die Emilia, die Abruzzen und Molise umschloß; dann folgte Piemont mit Savoyen und der Insel Sardinien und hierauf erst Österreichisch-Italien, das freilich durch seine Zugehörigkeit zu einem großen Reiche außerhalb der Apenninenhalbinsel von einem viel bedeutenderen Gewicht in den italienischen Dingen war als die übrigen größeren Staaten, selbst als Neapel-Sizilien, das zwar auch den Rückhalt eines größeren Stamm- und Mutterstaates hatte, von dem es aber räumlich weit getrennt war, und das auch in der kurzen Zeit seines Bestandes durch eine besondere Dynastie auch besondere Interessen herausgebildet hatte. Von den kleineren Staaten besaß Venedig, zu dem die Küstenlandschaften Istriens und der größte Teil Dalmatiens mit seinen Inseln gehörten, immer noch ein viel größeres Ansehen, als seiner räumlichen Ausdehnung und Bevölkerungszahl entsprochen hätte: dies war zum Teil Nachwirkung alten Ruhmes, noch immer vorhandener Reichtum und ausgebreiteter Handel, eine relativ starke Flotte, die nur auf einen fähigen Führer

wie Angelo Emo wartete, um Tüchtiges im Seekrieg gegen die Piraten, die damals noch Adria und Tyrrhenisches Meer unsicher machten, zu leisten, endlich der Bedeutung von Venedig selbst zuzuschreiben, das immer noch zu den europäischen Großstädten zählte; nicht zuletzt endlich erhielten das Ansehen der Markusrepublik ihre Diplomaten, die auch in dieser Verfallszeit noch den alten Weit- und Tiefblick bewahrt hatten. Wenig dagegen zählten die Republik Genua, die viel tiefer als Venedig von ihrer alten Macht herabgesunken war, das Herzogtum Modena, im Besitz der Familie d'Este, Guastalla, wo sich ein Zweig der Gonzaga erhalten hatte, und die kleine Republik Lucca. Diese vielgestaltige Welt war durch den Tod Karls VI. ebenso in Aufregung versetzt worden wie das übrige Europa. Eine Menge Fragezeichen tauchten alsbald auf. Würde der König von Neapel nicht versuchen, die anderen italienischen Länder, die ehemals spanisch waren, zu gewinnen? Und wenn dieser sich zu schwach dazu fühlte, nicht Spanien selbst, wo alle Macht immer noch in den Händen jener ehrgeizigen Elisabeth von Parma lag, die einst mit Alberoni es versucht hatte, das Gebäude des Utrechter Friedens wieder umzustürzen? Würde König Karl Emanuel von Sardinien, einer der wenigen Fürsten, die die pragmatische Sanktion nicht gewährleistet hatten, die Gelegenheit zu neuen Erwerbungen nicht ergreifen? Wie würde sich Venedig, wie der Papst verhalten? Und würde die von Preußen sofort angegriffene, von Bayern und Frankreich bedrohte, von England und Holland nur mit Worten unterstützte junge Königin ihr italienisches Erbe behaupten, ja dessen Behauptung nur ernstlich versuchen können? Denn dieses war nur durch sehr geringe Streikräfte geschützt. Der Statthalter der Lombardei, Graf Traun, einer der tüchtigsten Generale, die Karl VI. in seinen Kriegen gehabt hatte, auch er aus der Generation Khevenhüllers, ein Schüler Stahrembergs und Eugens, verfügte über nicht mehr als 25000 Mann[1]) . . .

[1]) Die Angaben Österr. Erbfolgekrieg 1, 368 und 8, 6 u. f., dazu Anhang 547 widersprechen sich, was die Anzahl der Infanterieregimenter betrifft: dort heißt es 13, hier 10. Hier scheint auch die Artillerie nicht berücksichtigt, die nach 1, 432 u. f. auf ca. 300 Mann (Anzahl der Geschütze nicht angegeben) zu veranschlagen ist.

Die italieniſchen Staaten, auch Neapel, hatten ſich zunächſt zuwartend verhalten. Der König von Sardinien war ſogar der erſte, der Maria Thereſia als rechtmäßige Nachfolgerin ihres Vaters anerkannte, Venedig und Neapel folgten, zuletzt auch der Papſt. Dagegen waren von Spanien bald bedenkliche Nachrichten gekommen. Schon im Dezember 1741 hatte man in Wien gewußt, daß es eifrige Rüſtungen betrieb, daß es in geheimen Unterhandlungen mit den der Königin feindlichen Mächten ſtand, daß es ſich um ein Bündnis mit Sardinien bemühte und daß es nicht etwa bloß auf die einſt ſpaniſchen Länder Italiens oder auf Parma als Stammland der Königin Eliſabeth Anſpruch erhob, ſondern auf die ganze öſterreichiſche Monarchie. Zu Weihnachten hatte hierüber der venezianiſche Botſchafter nach Hauſe berichtet. Im Jänner 1741 war dann die ſpaniſche Regierung zuerſt offen feindlich aufgetreten: ſie hatte in Wien durch den Geſandtſchaftsſekretär gegen die Übertragung der Würde eines Großmeiſters des Goldenen Vlieſes auf Franz von Lothringen ſowie gegen alle andern Handlungen, welche den Rechten Philipps als Nachfolger und Erben König Karls II. zuwiderliefen, proteſtieren laſſen; der Sekretär, der den abweſenden Geſandten vertrat, hatte ſich hierauf von Wien entfernt und war nach Frankreich gegangen, ohne öſterreichiſche Päſſe zu fordern, weil, wie man wiſſen wollte, darin Maria Thereſia Titel beigelegt geweſen wären, die die ſpaniſche Regierung nicht anerkennen wollte. Wenige Wochen ſpäter war man, wie es wenigſtens ſcheint, in Toskana und Wien einem gegen die Königin und ihren Gemahl gerichteten Anſchlag auf die Spur gekommen: am 12. Februar war ein in Wien lebender Spanier mit ſeinem Bruder und zwei Florentinern verhaftet, zum Tode verurteilt, von der Königin zu lebenslänglicher Gefangenſchaft begnadigt und nach Graz in Kerkerhaft gebracht worden. In derſelben Zeit vernehmen wir von einem erſten Verſuch Maria Thereſias, den Umtrieben Spaniens und Italiens entgegenzuwirken. Sie hatte in Rom, in Venedig und Turin die Schaffung eines Bundes ſämtlicher italieniſcher Staaten unter dem Vorſitz des Papſtes angeregt, deſſen Tendenz gegen jeden Verſuch der bourboniſchen Höfe, ſich in Italien die Übermacht zu verſchaffen, gerichtet ſein ſollte; der venezianiſche Botſchafter wußte davon

schon anfangs Februar 1741 zu erzählen und sagt ausdrücklich, die Königin habe dieses Projekt ausgesonnen[1]). Aber weder der Papst noch Venedig hatten darauf eingehen wollen.

So war denn von den größeren italienischen Staaten nur Sardinien-Piemont geblieben; eine Allianz mit diesem, das unter allen der kriegstüchtigste war und dessen Fürst als der schlaueste von Italien galt, mochte immerhin einigen Ersatz für jenes gescheiterte Konföderationsprojekt gewähren. Es hatten sich denn langwierige und schwierige Unterhandlungen mit dem Turiner Hof entsponnen. Maria Theresia bot dem ländergierigen König zuerst viel zu wenig — sie und ihre Regierung waren der Ansicht, Spanien würde doch nichts Ernstliches in Italien ausrichten können, da ihm der Seeweg dahin durch die englische Flotte, der Landweg durch Frankreich, das man sich damals noch freundlich gesinnt gewähnt, versperrt wäre. Erst als man in Wien dieses Irrtums inne geworden war, im Sommer 1741, war man zu einigen Opfern bereit. 'Der König, dem Frankreich und Spanien die ganze Lombardei bis zur Adda angeboten hatten, um ihn auf ihre Seite zu ziehen, forderte sehr viel: die südlich vom Po gelegenen Distrikte der Lombardei, sämtliche Ländereien, die Österreich am rechten Ufer des Tessin besaß, außerdem die Markgrafschaft Finale, die Karl VI. an Genua verkauft hatte, sowie noch außerdem einen möglichst großen Teil genuesischen Gebietes. Nicht genug damit, er verlangte auch noch Subsidien für den Fall, als es zum Kriege kommen sollte, die Absendung einer englischen Eskadre nach dem Mittelmeere, die Aufstellung einer ansehnlichen österreichischen Truppenmacht in der Lombardei und Entschädigung für allenfalls vom Feind besetztes piemontesisches Gebiet. Maria Theresia war namentlich durch die Zumutung bezüglich Finales außer sich geraten: wie kam das ganz unbeteiligte Genua dazu, dieses, das es auf rechtmäßige Weise erworben hatte, wieder zu verlieren! Der venezianische Botschafter hatte sie damals sagen hören: lieber wolle sie ihre Krone verlieren, ja untergehen, als sich auf Kosten Unschuldiger mit einer auch geringen Verletzung der Gerechtigkeit verteidigen. Es war dies zur

[1]) Arneth 2, 496 A[8].

Zeit, da ſie in Preßburg von Robinſon aufs äußerſte gedrängt war, Preußen gegenüber nachzugeben; dasſelbe hatte England auch in bezug auf Sardinien von ihr gefordert. Robinſon wie auch ihre eigenen Miniſter hatten ſie damit beſchwichtigt, ſie brauche Sardinien nur ihre etwaigen Rechte auf Finale abzutreten; beſtünden ſolche, wie ſie ſagte, nicht, ſo würde ja die ganze Abmachung nichts zu bedeuten haben. Ihre reine Seele hatte dieſem ſophiſtiſchen Ausweg lange widerſtrebt, aber zuletzt war ſie doch dazu überredet worden. Damit war der Schritt getan, der auch dem von Natur aus Edelſten nicht erſpart bleibt, wenn er ſich auf das Gebiet der Politik begibt — wie Perſephone mußte ſie von der Granate eſſen, die ſie der Unterwelt verpflichtet. Sardinien hatte ſich mit dieſer Erklärung zufrieden gegeben; der König war damals längſt entſchloſſen geweſen, ſich nicht mit Frankreich und Spanien zu verbinden, da ihm ein weiteres Anwachſen der bourboniſchen Macht in Italien für ſeine eigene Stellung viel zu gefährlich ſchien; er wollte bei der Unterhandlung mit Maria Thereſia nur möglichſt viel herausſchlagen. Beſonders war es ihm darum zu tun geweſen, nicht nur für den Fall eines Krieges Gebietsabtretungen von ihr zugeſichert zu erhalten. Hierüber war denn noch weiter unterhandelt worden, als im November 1741 das in Italien wie auch ſonſt nirgends erwartete Ereignis der Landung ſpaniſcher Truppen zu Portolongone auf Elba, Orbetello und S. Stefano an der toskaniſchen Küſte erfolgt war. König Karl Emanuel hatte nun eine höchſt zweideutige Haltung angenommen, indem er ſich einerſeits dazu bereit erklärte, mit Thereſia abzuſchließen, ja ſofort 20000 Mann zu ſtellen, um im Verein mit den öſterreichiſchen Truppen die Spanier wieder aus Italien zu vertreiben, anderſeits auf einmal ſelbſt mit nichtigen Anſprüchen auf die Lombardei hervortrat[1]). Freilich hatte er gleichzeitig in Wien erklären laſſen, dieſe ſeine Anſprüche ſeien nicht gegen Maria Thereſia, ſondern gegen Spanien gerichtet, und er wolle alle feſten Plätze, die ſie etwa ſeinen Truppen zum Zweck der Kriegführung einräumen werde, ſpäter wieder zurückgeben.

[1]) Seine Deduktion konnte bereits Olenſchläger in ſeine Geſchichte des Interregnums aufnehmen.

Diese seine Erklärungen waren nach Wien gekommen, als man eben die böse Erfahrung mit der Kleinschnellendorfer Konvention gemacht hatte: etwas Ähnliches ließ sich wohl auch von Karl Emanuel erwarten. Bartenstein hatte sogleich „auf die ziemliche Gleichheit zwischen dem preußischen und sardinischem Betrag" aufmerksam gemacht[1]). Trotzdem hatte Maria Theresia die Unterhandlung nicht abgebrochen; ohne Sardiniens Beihilfe hatten ihre Räte Italien nicht behaupten zu können gemeint. Denn von der kleinen Armee, die Traun bei ihrem Regierungsantritt zur Verfügung gestanden war, hatte man im September einen guten Teil in die bedrohten österreichischen Länder gezogen, so daß er nun über nicht mehr als 12000 Mann verfügte[2]). Da anderseits Spanien sich entschieden geweigert hatte, auf die Bedingungen einzugehen, unter denen der König in Paris sich zu einem Anschluß an die Gegner Maria Theresias erboten hatte und inzwischen auch die zweite spanische Transportstaffel glücklich in Italien gelandet war, so war man endlich — am 1. Februar 1742 — zu einem provisorischen Abkommen gelangt[3]). Maria Theresia hatte darin dem König von Sardinien wirklich freie Hand gelassen, „seine Ansprüche (auf die Lombardei) in welcher Zeit immer, mit allen Mitteln, allein oder mit jenen Verbündeten, welche ihm am genehmsten sind, zur Geltung zu bringen" (Art. 6). Dafür hatte er sich verpflichtet, „an der Grenze seiner Staaten und des Mailändischen und Piacentinischen ein ansehnliches Truppenkorps bereitzustellen", die militärischen Operationen sollten von Fall zu Fall vereinbart werden; die österreichischen Truppen in Italien hatte Maria Theresia zu vereinigen, zum Teil den Angreifern entgegenzusenden, hauptsächlich aber damit Modena, „die Vormauer der Besitzungen der Königin in Italien", zu decken versprochen.

---

[1]) Arneth (2, 159 und 499 A[23], [24]) stellt wenigstens den Turiner Bericht und die Bartensteinische Äußerung in direkten Zusammenhang: jener ist vom 25., diese vom 31. Dezember 1741.

[2]) Erbfolgekrieg 8, 27 A[3]: Stand vom 15. Februar 1742; im Dezember 1741 muß er noch geringer gewesen sein.

[3]) Der Wortlaut in deutscher Übersetzung (aus dem Italienischen): Erbfolgekrieg 8, Anhang 549. Das Original sowie eine französische Übersetzung waren übrigens längst gedruckt.

Bis zur Zeit des Berliner Friedens entwickelten sich dann die Dinge in Italien nicht ungünstig für sie[1]). Das spanische Heer, mit dem neapolitanischen vereinigt, hatte ohne Rücksicht auf die Neutralität des Kirchenstaates seine Stellung in den Marken genommen; es zählte alles in allem etwa 30000 Mann. Der österreichische Gefechtsstand war bei Beginn der Feindseligkeiten durch einige Verstärkungen auf 15000 gestiegen, der sardinische auf 30000. Da ein Angriff auf die Länder der Verbündeten jedenfalls über Modena hätte führen müssen, war dies von ihnen, ebenfalls mit Verletzung der Neutralität, besetzt worden, doch mit mehr Recht, als dies Spanien dem Kirchenstaat gegenüber getan hatte, denn der Herzog Franz III., mit dem französischen Königshause verwandt und durch große Versprechungen geködert, war längst in heimliche Verbindung mit den Bourbonenhöfen getreten; es war dasselbe Spiel, wie wir es 1914 in Belgien erlebten. Als die Verbündeten die Beweise davon in Händen hatten, stellten sie dem Herzog das Ultimatum: entweder Anschluß oder Krieg. Er floh nach Venedig, und sein Herzogtum wurde nun als Feindesland behandelt, die Stadt Modena besetzt; die Zitadelle kapitulierte nach kurzer Belagerung am 28. Juni. Die spanisch-neapolitanische Armee wagte keine Offensive, ja sie zog sich schließlich über den Panaro, wo die beiden Gegner eine Zeitlang einander gegenüberstanden, nach Süden zurück. Von einem direkten Eingreifen Maria Theresias in die Operationen sind wenig Spuren. Nur so viel ist gewiß, daß sie sie auch hier zu beschleunigen trachtete, denn Traun war ebenso langsam wie die Heerführer im Norden. So sehen wir sie denn auch hier dasselbe Verhalten beobachten wie dort. Wir haben gesehen, wie zu dieser Zeit in Briefen und Reskripten der Königin die kühne Idee auftauchte, das Königreich Neapel wieder zu gewinnen. Und wenn die englische Regierung sie zu Abtretungen in der Lombardei an Sardinien drängte — denn nur unter dieser Bedingung wollte sich König Karl Emanuel zu einem definitiven Bündnis und zu weiterer Kriegshilfe verstehen —, so lehnte sie dies bestimmt ab: „Würden wir uns ehender entschließen," sagt sie in einer Wei-

[1]) Das Folgende nach „Erbfolgekrieg" 8, 58 u. f.

Nach einem Stich in der K. u. K. Familien u. Fideikommißbibliothek

sung an Wasner, „ganz Italien zu verlassen und Unsere Truppen von dannen herauszuziehen als ohne vorläufige in Händen habende Schadloshaltung in die Uns zugemuteten Cessiones einzuwilligen." Diese Schadloshaltung sollte für den Fall, „daß Italien von dem Hause Bourbon völlig gereinigt würde", darin bestehen, daß „Uns der Staat von Mailand, wie er nun ist, verbliebe". Dafür wäre sie bereit, Sardinien das Königreich Sizilien „zu versichern" und ihm etwaige Ansprüche auf Finale zu überlassen, wie sie dies ja schon in dem provisorischen Abkommen zugesagt hatte, wogegen aber „auszudingen wäre, daß das Königreich Neapel nebst dem Stato di Presidii[1]) Uns anzugedeihen hätte." Ausführlich werden dann die Vorteile dargelegt, die sowohl Sardinien als England — dieses in handelspolitischer Hinsicht — aus einer solchen Vereinbarung ziehen würde. Sollte Wasner aber erkennen, daß dies nicht durchzusetzen wäre — weil Sardinien vielleicht auf oberitalienischen Erwerbungen bestehen würde —, so möge er erklären, daß die Königin auf eine Abtretung in der Lombardei nur dann eingehen werde, wenn sie Neapel und Sizilien erhielte; unter allen Umständen müßte sie sich jedoch Parma und Piacenza wegen der Kommunikation ihrer oberitalienischen Besitzungen mit Toskana vorbehalten. Das Schriftstück, dessen Konzept wieder von Bartenstein geschrieben ist[2]), trägt das Gepräge ministerieller Herkunft. Wer den Gedanken der Wiedergewinnung Neapels und unter Umständen auch Siziliens beigesteuert hat, läßt sich nicht feststellen; er lag bei dem günstigen militärischen Stand in Italien zu Ende Juni und dem Umstand, daß man beide Länder bis 1735 besessen hatte, sehr nahe. Immerhin ist es für Maria Theresia bezeichnend, daß sie diesen Gedanken, wie es scheint, ohne Widerspruch aufgenommen und sich für ihn eingesetzt hat. Denn sie ließ es bei bloßen Rüstungen nicht bewenden, sondern knüpfte Verbindungen mit einer österreichischen Partei

[1]) Der Stato di Presidii umfaßte Orbetello, Porto Ercole, Porto S. Stefano, Monte Argentaro und Talamone an der toskanischen Küste, die von 1557 bis 1713 spanisch waren und dann an Neapel fielen.

[2]) Arneth (2, 74) gibt einen kurzen Auszug davon. Das Konzept liegt im Wiener Haus-, Hof- und St.-Arch. unter „Weisungen an Wasner" 1742; es trägt weder eine Bemerkung noch ein Plazet der Königin.

in Neapel an, ja verschmähte es nicht, einen dieser angehörigen Mann aus dem Volk — einen zweiten Masaniello nennt ihn Capello —, der nach Wien kam, zu empfangen: er brachte ihr Ergebenheitskundgebungen der Zünfte und anderer Körperschaften, die sich förmlich zu einer Erhebung für sie verpflichteten; in der Audienz, die sie ihm bewilligte, unterhielt sie sich lange mit ihm: ein Umstand, den derselbe Capello „besonders in diesen Tagen sehr bemerkenswert“[1]) findet. Aber England machte einen Strich durch das ganze schöne Projekt; dadurch daß seine Flotte bald darauf Neapel zur Neutralität zwang, nahm es der Königin den Anlaß, gegen dieses weiter vorzugehen.

Indes, die italienischen Angelegenheiten standen auch nach dem Abschluß des Friedens mit Preußen nur auf dem zweiten oder dritten Plan. Der Hauptgegner war nun Frankreich. War dieses besiegt, so waren auch Bayern und Spanien nicht mehr zu fürchten. Aber dies konnte endgültig nicht in Italien, wo Frankreich doch neben Spanien nur eine zweite Rolle spielte, sondern nur in Deutschland geschehen. Wohl hoffte die Königin dabei auf die Hilfe ihrer alten Bundesgenossen, aber sie hätte den Kampf auch allein ausgefochten. Nie fühlte sie sich entschiedener als deutsche Reichsfürstin, als die Nachkomme so vieler deutscher Kaiser, die in Frankreich den Erbfeind gesehen hatten, als in diesen Tagen. Es war dies ja damals, wo sie auch daran dachte, die „Avulsa Imperii“ zurückzugewinnen: Elsaß und Lothringen, ja Burgund[2]). Die Stimmung der Nation in Westdeutschland kam ihr dabei entgegen. Als König Friedrich im Sommer 1742 nach Aachen reiste, war er erstaunt über die „frénésie“ der Bevölkerung gegen Frankreich.

Dieses wäre schon Ende Juni bereit gewesen, mit Österreich einen Frieden zu schließen. Damals war Broglie mit seiner Armee durch den Vormarsch des Prinzen Karl bereits arg bedrängt; das in Bayern stehende französische Korps hätte längere Zeit gebraucht, um nach Prag zu kommen, als sich Broglie dort halten zu können glaubte; von Preußen und Sachsen — das

[1]) Capellos Bericht (Arneth 2, 502 A[52, 53]) ist vom 28. Juli 1742.
[2]) S. oben S. 162. Dazu Arneth 2, 115.

wußte man nun in Paris ſchon — war nichts mehr zu hoffen. Faſt gleichzeitig ſuchte dann die franzöſiſche Regierung von zwei Seiten Unterhandlungen mit Maria Thereſia: in Verſailles wandte ſich der Kardinal Fleury an den dortigen toskaniſchen Geſchäftsträger Stainville; im Feldlager von Prag verhandelte der Marſchall Belle-Isle, der unverrichteter Sache von König Friedrich zurückgekommen war, mit dem Berater Karls von Lothringen, dem F.-M. Königsegg. Fleury ſuchte mit der Ausſicht eines Bündniſſes gegen Preußen zu locken. Es war damals, daß Voltaire, offenbar von dem Miniſter angeregt, die bombaſtiſche Ode an die Königin richtete:

„Fille de ces héros que l'Empire eut pour maîtres[1])."

Aber Maria Thereſia nahm dieſes Entgegenkommen ſehr kühl auf. Gegen den Kardinal war ſie vom tiefſten Mißtrauen erfüllt. Wenige Wochen vorher hatte er ja noch geſagt: „Es gibt kein Haus Habsburg mehr[2])." Ein ſolches Wort konnte ſie niemals vergeſſen. Die Antwort, die ſie durch Stainville an Fleury und zugleich an die Regierungen in London und im Haag, in Turin und St. Petersburg gelangen ließ, war ſchneidend ſcharf; daß ſie ſie unterzeichnete, zeugt von ihrer Erbitterung: „Die Königin iſt ſtets nach Menſchenmöglichkeit beſtrebt geweſen," heißt es darin, „ihren ungerechten Feinden auch nicht den Schatten eines Vorwands ſie anzugreifen zu geben. Der Kardinal Fleury muß beſſer als irgendwer ihre friedlichen Abſichten kennen. Auf dieſe hat man aber zur Zeit, da man hoffte, die Königin unterdrücken zu können, keine Rückſicht genommen. Die Königin hält authentiſch Beweiſe in Händen, daß man ſich mit geradezu unchriſtlichen Plänen zu ihrem Unheil getragen. Nun iſt die Ausſicht auf deren Gelingen geſchwunden und die Lage der Dinge eine andere geworden. Vorher aber hat man ihre Staaten verwüſtet und geplündert, die Grundlagen des Reiches umgeſtürzt, die deutſche Freiheit unterdrückt. Nicht an Frankreich iſt es gelegen,

[1]) Oeuvres, ed. Moland 8, 450. Mit Recht nennt Moland das Gedicht eine „ode de diplomate". Leider macht er keine Angabe über Zeit und Ort des erſten Erſcheinens; geſchrieben wurde es am 30. Juni 1742. Fleury wird darin als „vieillard vénérable" apoſtrophiert.

[2]) Aus einem Bericht des öſterr. Legationsrates Gundel dd. Fontainebleau 9. Mai 1742 bei Arneth 2, 482 A[45].

daß das Haus Österreich noch nicht zugrunde gegangen, hat es doch seinerzeit behauptet, daß es nicht mehr existiere. Und alles dies ist unter Mißachtung feierlich beschworener Verträge geschehen. Man hat sich sogar gerühmt, man werde Österreich auf den Wällen von Wien Gesetze diktieren. Dabei hat man kein geringeres Ziel verfolgt, als ganz Deutschland, ja ganz Europa unter das französische Joch zu beugen. Dadurch aber ist die Sache der Königin auch die aller von Wahrer Vaterlandsliebe erfüllter deutscher Fürsten, sowie allw Frieden und Unabhängigkeit liebender Mächte geworden." erun handle es sich darum, das gute Einvernehmen zwischen allen diesen zu sichern, sonst könne kein dauerhafter Friede zustande kommen. Und obwohl die Königin noch immer zur Mäßigung neige und von Friedensliebe beseelt sei, so erscheine es ihr doch recht und billig, daß das ihr in jüngster Zeit zugefügte Unrecht gesühnt und sie vor künftigen Angriffen sichergestellt werde[1]).

Die Zusammenkunft des Belle-Isle mit Königsegg, die am 2. Juli in Königssaal stattfand, konnte bei einer solchen Stimmung der Königin gleichfalls nur resultatlos verlaufen: „Ich bin erstaunt über seine Vorschläge," sagte sie, „nur ein Mensch wie er kann sie machen, er hat mit Geld und Versprechungen fast alle deutschen Fürsten gegen mich aufgereizt. Weder ich, noch meine Nachkommen werden jemals vergessen, daß er in Friedenszeiten Spione in Luxemburg unterhalten hat, um die Festung und die Stadt in Brand zu setzen. Ich habe dem französischen Hof zu viel Entgegenkommen gezeigt, habe meine königliche Würde erniedrigt, indem ich dem Kardinal, von der Not der Zeiten gezwungen, in Ausdrücken schrieb, die einen Felsen hätten rühren müssen; er verwarf meine Anerbieten voll Hochmut, man antwortete mir, daß ich zu spät käme, daß der allerchristlichste König Verpflichtungen anerkannt habe, die er nicht verletzen könnte. Ich kann es durch Dokumente, die in meinem Besitz sind, beweisen, daß die Franzosen sich bemüht haben, im Herzen meiner Staaten Empörungen anzuzetteln, die Grundgesetze des Reiches umzustürzen und Deutschland an allen vier Ecken in Brand zu stecken: diese Dokumente will ich der Nachwelt überliefern,

[1]) Erbfolgekrieg 4, 478 u. f. (Aus dem Wiener Kriegsarchiv).

damit das Reich in Zukunft nicht wieder in eine Falle gehe, die es zwingen würde, von einer fremden Macht Gesetze zu empfangen[1])." Sie verbat Königsegg ausdrücklich eine zweite Besprechung, um die ihn Belle-Isle ersuchte; vergebens richtete auch der Kardinal ein fast demütiges Schreiben an den Feldmarschall. Ende Juli, später als sie gewollt, begann das böhmische Heer die Belagerung von Prag. Immer noch wären die Franzosen zu einem Ausgleich bereit gewesen, erboten sich, Prag zu räumen, aber Maria Theresia wollte davon nichts wissen, will den Eingeschlossenen keine Kapitulation, keinen freien Abzug gewähren: die französische Armee, die in ihr Kronland eingedrungen war, sollte gefangen genommen, sollte unschädlich gemacht werden. Auch sonst war sie darauf bedacht, aus der ungünstigen militärischen Lage des Gegners möglichst viel Vorteil zu ziehen. Khevenhüller hatte berichtet, daß die Franzosen in ihrem Lager, das sie bei Hengersberg unweit vom Bayerischen Wald aufgeschlagen, Anstalten zum Abmarsch trafen und Lebensmittel nach Ingolstadt sendeten; Maria Theresia antwortete ihm am 10. Juli: dies deute auf einen bevorstehenden Rückzug der Franzosen; daß sie ihn, wie Khevenhüller meinte, angreifen wollten, sei fast ausgeschlossen, sie glaube, daß die Franzosen „den im Reich zu sehr vertieften starken Fuß" ihrer Truppen herausziehen und sich allgemach zur Heimkehr anschicken wollen, um für den Fall, als sich die Österreicher Prags bemächtigen sollten, nicht abgeschnitten zu werden. Täten die Franzosen dies aber, so könne man sicher sein, daß sie Mangel an Geld und Truppen haben, und dann ergebe sich für Österreich eine unvergleichlich günstige Gelegenheit, „die treulose Krone Frankreich zu demütigen und (ihr für) immer solche Schranken zu setzen, daß die allgemeine Ruhe und Freiheit von ihrem Übermut so viel in das Zukünftige nicht zu befahren habe." Wiederum gibt sie durch ein eigenhändiges Postskript, in dem sie das Wesentliche der amtlichen Weisung kurz wiederholt, zu erkennen, wie viel ihr daran lag[2]). Sie war auch nicht erschreckt, als im August

[1]) Mémoires de Richelieu (1793) 6, 189, schon von Coxe 2, 281 und dann öfters zit.

[2]) Erbfolgekrieg 4, 480.

die Nachricht einlief, ein neues französisches Heer unter Maillebois, das ursprünglich gegen die Niederlande bestimmt war und schon an deren Grenzen stand, werde nun nach Böhmen geschickt; im Grunde glaubte sie nicht daran, doch traf sie Vorsorge durch Ansammlung hinlänglicher Kräfte in den Niederlanden, um Maillebois dort festzuhalten. Auf Englands und Hollands Hilfe war dabei noch immer nicht sicher zu rechnen. Zwar hatten sich aus Hannover 22000 Mann gegen die Niederlande in Bewegung gesetzt, und aus Holland verlautete, daß bei Maastricht Truppen versammelt seien, allein von da bis zu einem tätigen Eingreifen war noch weit. Die Königin meinte, es sei besser, sich jederzeit den schlimmsten Fall vorzustellen, sie will sich ihres Feindes „aus eigener Kraft, ohne fremde Hilfe" erwehren. Eine wichtige Frage war nun, ob das Heer Herzog Karls die begonnene Belagerung von Prag fortsetzen und die Übergabe erzwingen oder ob sie der Armee des Maillebois, wenn sie wirklich nach Böhmen ziehe, entgegengehen und sich mit einer Blockade von Prag genügen lassen solle. Am 24. August schrieb sie einen langen eigenhändigen Brief darüber an ihren Gemahl: „Mein lieber Alter[1]), ich fürchte dieser Brief wird Dir nicht sehr gefallen, aber Du wirst daraus ersehen, daß ich Dir mein Herz ausschütte und meine Ansichten darlege: Du wirst sie nach Gutdünken korrigieren. Alles hängt davon ab und mein Glück und meine Ruhe besonders. Da die Sache auch Dich sehr nah angeht, habe ich gestern abends und heute zeitlich früh immer darüber nachgedacht und einige Ideen darüber aufs Papier geworfen ... Es sind drei Wege, unter denen Du wählen kannst; der erste wäre mir der liebste, aber ich fürchte, es ist zu spät dazu; der zweite ist nach meiner Meinung der einzige, den man ohne Zeitverlust gehen könnte; der dritte widerstrebt mir, aber ich lasse Dir die Wahl frei." Nicht aus diesem Brief, aber aus einem gleichzeitigen Reskript an Khevenhüller, von dem sie dem Großherzog eine Abschrift beilegt, erfahren wir, daß sie unter dem ersten dieser Wege die eifrige Fortsetzung und Beendigung der Belagerung vor

[1]) Der Brief ist französisch und beginnt: „Mon cher Alter"; er ist ganz abgedruckt bei Arneth 2, 490 A[54].

dem eventuellen Eintreffen von Maillebois versteht, unter dem zweiten die bloße Blockade und den Vormarsch gegen Maillebois, unter dem dritten Abschluß einer Kapitulation mit den Franzosen in Prag auf die Bedingung freien Abzugs. „Der zweite Weg," fährt sie fort, „scheint mir der sicherste, obwohl ein jeder seine Nachteile hat und dieser vielleicht in den Einzelheiten (?) mehr als die beiden andern; (jedenfalls) dürfte man keinen Augenblick verlieren. Ich halte diesen Weg für um so leichter, als Du mir ja geschrieben hast, daß Du den Franzosen auf den Fersen folgen wolltest, wenn man sie heraus (aus Prag) ließe; denn die Verpflegung ist meine große Sorge. Ich weiß wol, welchen Gefahren eine Blockade ausgesetzt ist, aber in diesem Leben, und besonders im Krieg, muß man viel wagen. Ich weiß auch, daß die Geschütze in Sicherheit gebracht werden müßten, dafür muß der Oberstburggraf alle möglichen Erleichterungen schaffen, alle Pferde, die im Land aufzutreiben sind, vorausgesetzt, daß ein genügend starkes Korps vorhanden ist, um sie zu decken und jeden Einbruch zu verhindern, also etwa 8 Kavallerie- und 4 Husarenregimenter, alle (ungarischen) Insurgenten, wenigstens die Hälfte der Infanterie, oder so viel Du glaubst. Ihr werdet mit der Armee an die Grenze marschieren, gegen Cham und diese Orte, nicht im Lande bleiben, Euch mit Khevenhüller verbinden. Das kostet mich freilich viel, entfernt Dich schrecklich weit von mir, aber lieber will ich mich kränken als Dich traurig sehen. Eger ist unbequem, aber in so großen Dingen darf man sich nicht bei Kleinigkeiten aufhalten. Ich bitte Dich nur, die Truppen gegen Cham oder die Oberpfalz in Bewegung zu setzen; sie sind stark genug, um das ‚Reich' zurückzuhalten. Wenn Dir dieses Projekt nicht gefällt, könntest Du sie wenigstens zu Nadasdy stoßen lassen, wenigstens 6000 Mann und auch deutsche. Der dritte Weg steht Dir auch frei; Du kannst tun, was Du willst, von hier aus kann man ohnedies nichts vorschreiben. Der erste wäre mir der liebste, der zweite hat seine Vorteile und der dritte kann gleichfalls nützlich sein: er ist mir nicht sympathisch aber es ist ja alles Ansichtssache, und jedenfalls darf man keine Zeit versäumen. Ich umarme Dich und schick' Dir und wünsche Dir Gottes Segen und werde für Dich beten: Er vermag alles, und ich bin voll Mut; Er wird

uns nicht verlassen. Bis jetzt hat er uns ja offenbar geholfen... Sei nicht niedergeschlagen, ich bitte Dich, bis jetzt ist ja alles gut gegangen. Adieu! Einmal allezeit Therese[1]). In einer Nachschrift gedenkt sie ihrer eben geborenen Tochter Marie Christine, ihrer „Mimi".

Drei Tage später beriet eine Konferenz unter ihrem Vorsitz die Frage. Die Ansichten waren geteilt. Sie traut sich die Entscheidung nicht zu, bleibt dabei, der Großherzog soll sie treffen, weil er die Verhältnisse in Böhmen und besonders von Prag besser kenne[2]). Khevenhüller sprach sich auf ihr Reskript für die bloße Blockade und die Offensive gegen Maillebois aus, riet aber außerdem zu einer Diversion von Böhmen gegen Bayern, um die dort stehenden Franzosen zurückzuschlagen. Das sah sie aber als Khevenhüllers alleinige Aufgabe an; sie drängte ihn zum Angriff, ja gab ihm zu verstehen, daß er, anstatt Hilfe von Böhmen her zu erwarten, vielleicht später selbst mit dem Großteil seiner Truppen dorthin werde ziehen müssen: wie gut, wenn dann keine Franzosen mehr in Bayern stünden: „Ich verlasse mich auf Eure Geschicklichkeit," schrieb sie ihm eigenhändig am 31. August, „indem an diesem (der Verhinderung des Eindringens von Maillebois nach Böhmen) alles liegt und Unserer Sachen allein remittieren kann; Ihr werdet aber doch alle Sorgfalt nehmen, damit mit der Gnad Gottes es glücklich ablaufe; wenn es möglich zu unternehmen (den Angriff gegen die Franzosen in Bayern), so wird er sich bei mir nur einen neuen Verdienst machen[3])." Khevenhüller hatte theoretische Bedenken, fügte sich aber. Neuere militärische Beurteiler geben der Königin recht: „ihr scharfsinniger, ursprünglicher und von den militärischen Theorien ihrer Zeit nicht angekränkelter Geist hatte sie trotz aller Konferenzbeschlüsse und Gutachten noch einmal zu der längst gehegten Überzeugung zurückkehren lassen, daß eine kräftige Offensive Khevenhüllers das beste Mittel sei, die Situation mit einem Schlag zu wenden[4])." Aber bevor Khevenhüller dem Befehl nachkommen konnte, zogen sich die

[1]) Die letzten Worte deutsch.
[2]) Erbfolgekrieg 4, 518 u. f.
[3]) Ebd. 521 A[2].
[4]) Ebd. 522.

Franzosen zurück, suchten und erreichten die Verbindung mit dem heranziehenden Maillebois in der Oberpfalz; in Bayern blieben nur die bayerisch-pfälzischen Truppen zurück. Inzwischen hatte der Großherzog einen Kriegsrat einberufen, um über die Fragen, die die Konferenz am 27. nicht entschieden hatte, schlüssig zu werden. Diese sprach sich dafür aus, die Belagerung von Prag fortzusetzen und dem französischen Entsatzheer erst dann entgegenzutreten, wenn es innerhalb der böhmischen Grenzen sei. Es war dies eine Variante des Planes, von dem Maria Theresia gesagt hatte, daß er ihr am meisten zusage. Mittlerweile hatte aber die Königin entweder selbst ihre Meinung geändert oder sich umstimmen lassen — aber welcher militärische Beirat in Wien hätte einen solchen Einfluß auf sie gehabt? Genug, sie will nun nicht mehr den ersten Weg, sondern die bloße Blockade von Prag und die Offensive gegen Maillebois. Der Kriegsrat, noch einmal einberufen, faßte am 9. September den Beschluß, den sie haben wollte. Khevenhüller aber mußte nun nach Böhmen. Es war nicht etwa, wie man meinen könnte, eine weibliche Schwäche, daß Maria Theresia jetzt, da sie von seinem Abmarsch erfuhr, wieder fürchtete, er möchte zu wenig Truppen in Bayern zurückgelassen haben und dieses darüber verloren gehen: auf einmal liegt ihr an Bayern alles, sie möchte drei bis vier Kavallerieregimenter zur Verstärkung dorthin gesendet[1]). Denn wirklich ging München nun wieder verloren, und Khevenhüllers Nachfolger Bärenklau mußte sich nach Schärding und Braunau zurückziehen. Die Vereinigung der böhmischen Armee mit der Khevenhüllers ging auch viel zu langsam vor sich: erst am 28. September. Maillebois war wirklich gekommen und hatte sich nicht nur mit den aus Bayern heranziehenden Franzosen unter dem Grafen von Sachsen vereinigt, er war auch in Böhmen eingedrungen. Aber immerhin vermochten die Österreicher den Entsatz von Prag zu hindern, ja Maillebois bald wieder in die Oberpfalz zu drängen. Der Großherzog mit Khevenhüller folgte ihm. Zu einer Entscheidung kam es nicht, die militärischen Ereignisse blieben auch

[1]) Eigenhändiger Zusatz zu einem Handschreiben an Kh. vom 22. September: Erbfolgekrieg 4, 933.

diesmal weit hinter den hochstrebenden Gedanken der Königin zurück. Aber wenigstens hatte sie die Genugtuung, daß Prag nun endlich zurückgewonnen wurde. Sehr leid tat es ihr, daß Lobkowitz den Abmarsch des französischen Hauptheeres nach Eger nicht hindern konnte, ja daß er schließlich der zurückgebliebenen kleinen Besatzung unter dem tapferen Chévert freien Abzug zugestand. Robinson erzählt in seinen Briefen aus dieser Zeit von dem „eingefleischten Haß" der Königin gegen die Franzosen, von ihrem Zorn über ihr Entkommen aus Prag[1]). Dies wäre sehr begreiflich. Im November war sie zu ihrer ursprünglichen Ansicht zurückgekehrt und hatte Lobkowitz eingeschärft: „Euer Liebden haben unter einem zu wissen, daß denen eingeschlossenen feindlichen Truppen keine andere Capitulation, als daß sie sich zu Kriegsgefangenen zu ergeben hätten, einzugestehen gedenke[2])." Aber Lobkowitz gehörte auch zu den allzu gewissenhaft Vorsichtigen: bei der Ungunst der Jahreszeit, der Schwäche seines Korps (17000 alles in allem) und dem Mangel an Geschütz hielt er es nicht für möglich, Chévert zu zwingen; es war nicht ausgeschlossen, daß der verwegene Franzose sich mit der ganzen Stadt in die Luft sprengte.

Immerhin schloß so das Jahr 1742 mit einem nicht geringen Erfolg. Nicht nur daß Böhmen geräumt war; die Franzosen, die vor Jahresfrist mit einem stattlichen Heere eingerückt waren, brachten keine 10000 Mann davon. Freilich, Bayern war fürs nächste zum Teil wenigstens verloren und im Reich und in den Niederlanden hatte man überhaupt noch keine Operation beginnen können. Dafür war man aber auch in Italien glücklich gewesen. Wohl hatte die Königin auf die Eroberung Neapels zunächst Verzicht leisten müssen, aber noch weiter war Spanien von seinem Ziele entfernt: keinen Fußbreit österreichischen Besitzes hatte es zu erkämpfen gewußt, seine Truppen standen in Mittelitalien auf päpstlichem Gebiet; in Oberitalien war zwar — auf dem Landweg über französisches Territorium kommend — eine neue spanische Armee erschienen, aber es war ihr bis zum Ende des Jahres

[1]) Coxe a. a. O. 2, 287.
[2]) Arneth 2, 493 A[83].

nichts gelungen als die Besetzung eines kleinen Streifens sardischen Gebietes. Gemeinsam mit Sardinien, das dem provisorischen Bündnis doch treu geblieben war, hatte man an Modena ein wertvolles Faustpfand. Mit Anfang 1743 fanden die Operationen auf italienischem Boden durch die zwar unentschiedene Schlacht von Campo Santo doch insofern einen für Östereich und seinen Bundesgenossen günstigen Abschluß, als Spanien dadurch für absehbare Zeit in die Defensive gedrängt war. Auch von dieser Aktion konnte Maria Theresia einen guten Teil auf ihre Rechnung setzen, denn hauptsächlich ihr unabläßiges Drängen in Traun, eine Entscheidungsschlacht zu suchen, hatten diesen schließlich seine Bedenken überwinden lassen und ihm eine neue Gelegenheit verschafft, seinen Feldherrnruf zu bewähren[1]).

Dettingen und Worms. Verhältnis zum Papst. Österreicher im Elsaß.

In den Kämpfen der ersten zwei Jahre ihrer Regierungszeit hat Maria Theresia für das erste Viertel ihrer Regierungszeit, das sie noch in voller Jugend durchlebt, gleichsam ihre historische Haltung gefunden, die sie innerhalb dieses Zeitraumes nicht mehr wesentlich verändert. An den zwei großen Leitmotiven ihres Handelns, die sie gleich bei der Thronbesteigung angeschlagen hat, hält sie unverrückbar fest: Das Erbe, das sie von ihrem Vater überkommen und auf dessen Erhaltung sie durch die pragmatische Sanktion ein heiliges Recht zu haben glaubt, in seinem ganzen Umfang bis aufs äußerste zu verteidigen und einen unvermeidlichen Verlust durch eine neue

[1]) Der piemontesische Militärhistoriker Gaspare Galleani d'Agliano, ein Zeitgenosse (1718—88), auf Grund von dessen Aufzeichnungen sein Sohn eine Geschichte des italienischen Feldzugs (Memorie storiche sulla guerra del Piemonte dal 1741 al 1747, die Schlußredaktion besorgt von Cav. Ciberio 1840) herausgegeben hatte, betrachtet (p. 66, 74) Campo Santo als Sieg, für beide verbündete Heere gleich ehrenvoll.

Erwerbung auszugleichen, sieht sie als ihre erste und vornehmste Pflicht an; die Erwerbung der Kaiserkrone für ihren Gemahl hat sie sich selbst als das zweite große Ziel gesteckt. Als das wichtigste Werkzeug, um das eine wie das andere zu erreichen, hat sie die Armee erkannt und einen Einblick in die Bedingungen ihrer Wirksamkeit gewonnen; die gesamte Staatsverwaltung ist ihr zunächst nur ein Mittel, dieses Werkzeug so vollkommen wie möglich auszubilden. Von Jahr zu Jahr, ja von Monat zu Monat greift sie hier entschiedener und selbstbewußter ein: sie ruft die Truppen unter die Fahnen, erfüllt Mannschaft und Offiziere mit Begeisterung, sucht den zögernden Führern immer wieder Entschlossenheit, Raschheit, Wagemut einzuflößen. Auf das Schlachtenglück selbst hat sie als Frau wohl keinen Einfluß, da kann sie nur harren und hoffen und zuletzt über Verdienst und Schuld, Geschick und Fehler das Urteil sprechen [1]). Dem Wechsel in der Konstellation der europäischen Politik, auf die sie nur in bescheidenem Maß einzuwirken vermag, schmiegt sie sich mit Klugheit an, aber die Hauptrichtlinien, die sie sich in den ersten Jahren auch da gezogen hat, verläßt sie nicht.

Es blieben zunächst die zwei großen Kriegsschauplätze Bayern und Italien. Jener erweitert sich bald über das ganze südwestliche Deutschland bis über den Main und Rhein; 1744 gesellt sich ein neuer dazu: die Niederlande; zugleich erschienen als ein vierter noch einmal ihre nördlichen Erbländer, Böhmen, Mähren und was ihr von Schlesien geblieben ist. Den provisorischen Bundesgenossen Sardinien sucht sie in einen definitiven zu verwandeln, aber nicht um jeden Preis; auch dem mächtigsten ihrer alten Alliierten folgt sie nicht blindlings; diplomatisch hat sie mit ihm immer wieder wie mit einem Gegner zu kämpfen; sie durchschaut seinen Egoismus und ist auf der Hut.

Der Kaiser wäre im Spätjahr 1742 bereit gewesen, Frieden zu schließen, aber da er nun wieder im Besitz seines Stammlandes war, stellte er durch Vermittlung Englands in London und in direkten Unterhandlungsversuchen in Wien Bedingungen, auf die Maria Theresia weit entfernt war einzugehen. Er

[1]) Über die Grenzen ihres militärischen Einflusses, die ihr als Frau gezogen waren, sehr gut Criste im Erbfolgekrieg 7, 383.

meinte immer noch, einen Teil des Erbes Karls VI. verlangen zu können: „Nein, ich gebe einmal nichts her“: mit dieſen energiſchen Worten lehnte dies die Kaiſerin im Dezember desſelben Jahres ab. Auch auf den Vorſchlag, der dem Kaiſer ſehr übel anſtand, durch die Säkulariſation von fünf ſüddeutſchen Reichsſtiftern ein Entſchädigungsobjekt zu ſchaffen — Carteret wollte davon Paſſau und die Hälfte von Salzburg Öſterreich zukommen laſſen — ging Maria Thereſia nicht ein[1]), nahm alle dieſe Zumutungen nicht ernſt. Zunächſt wollte ſie Bayern wieder erobert haben; dann erſt konnte von einem Frieden die Rede ſein, wie ſie ihn dachte.

Für dieſes Unternehmen entwarf Khevenhüller einen Operationsplan, den Maria Thereſia nicht ohne Kritik zu üben[2]), billigt und dann nur wieder zur Eile drängt.

Im Mai begannen die Operationen verheißungsvoll mit dem Sieg von Simbach. Maria Thereſia erhielt die Nachricht in Prag am Tag ihrer feierlichen Krönung zur Königin von Böhmen; ſie ließ ſie ſogleich in der Anticamera verleſen, dann ging ſie, dem Nuntius und dem venezianiſchen Botſchafter die Mitteilung zu machen. Der Adel, die Würdenträger, alle, die dies durften, drängten ſich heran, um ihr unter Freudentränen die Hand zu küſſen[3]). Mit der Belagerung von Braunau, das noch in bayeriſchen Händen war, hielt ſich Khevenhüller nicht auf; dem Eindringen der Öſterreicher ins Herz von Bayern ſtand nun wieder nichts im Wege. Ende Mai rückt auf Befehl der Königin Lobkowitz, der von Böhmen in die Oberpfalz gegangen war, Eger einſtweilen den Franzoſen überlaſſen hatte, über die Donau, gleichfalls auf bayeriſches Gebiet. Am 9. Juni iſt München wieder in öſterreichiſchen Händen, drei Tage ſpäter ſtehen die Truppen der Königin nur eine Stunde weit von der Reichsſtadt Augsburg, wo ſich Kaiſer Karl damals aufhielt. Da der noch bei Donauwörth ſich haltende Broglie dieſem erklärt, er werde den Rückzug nach Frankreich antreten, iſt Karl zu Unterhandlungen geneigt: er will ſich nach Franken zurückziehen, bietet Neutralität an. Wirklich

[1]) Über dieſe Unterhandlungen außer Arneth Droyſen, Geſch. der preuß. Politik 5^2, 56 A^2.

[2]) Erbfolgekrieg 4, 679 u. f.

[3]) Capellos Bericht bei Arneth 2, 514 A^{53}.

ſchließt Prinz Karl durch Khevenhüller mit Seckendorf, dem Bevollmächtigten des Kaiſers, im Kloſter Niederſchönfeld eine Konvention, der zufolge die drei noch uneingenommenen bayeriſchen Feſtungen Braunau, Straubing und Reichenhall gegen freien Abzug der Beſatzung übergeben werden ſollten. Maria Thereſia genehmigte den Abſchluß, doch von einem Neutralitätsabkommen wollte ſie nichts wiſſen: nur inſofern dürfe man ſich den bayeriſchen Propoſitionen fügen, „als andurch die Mittel, der alliierten Armee (der Engländer) am Main die hülfreiche Hand zu bieten, erleichtert würde.“ Hauptſächlich beanſtändet ſie das Anerbieten des Kaiſers, weil es „in der angemaßten Qualität als des Reiches vermeintlichem Oberhaupt“ geſchehen ſei, „wo doch reichs- und weltkundig ſei, daß der Krieg von der nichtigen Wahl den Anfang genommen und mit ihm einzig und allein als Kurfürſten geführt wird.“ Sehr entſchieden formuliert ſie den politiſchen Grundſatz, der ihr Verhältnis zu Bayern beſtimmt: „Der Verluſt von Schleſien kann anderſt nicht als durch ein anderweitiges angrenzendes Land ergänzet werden. Außerdem würde mein Erzhaus einer beſtändigen Gefahr ausgeſetzt verbleiben . . . Eine ſolche Rekompenſation mir zu entziehen, ſind ihrer gar zu viele äußerſt bemüht.“ Wenn der Kurfürſt nun erkläre, er wolle ſich von Frankreich gänzlich trennen, ſo ſei das Spiegelfechterei; ſie habe Beweiſe in Händen, daß der Kurfürſt Frankreich noch immer völlig ergeben ſei. Übrigens wolle ſie ihn ja für ſeine Verluſte gern durch franzöſiſches Gebiet entſchädigen: „das einzige Mittel ihn von Frankreich beſtändig abzuſondern“ [1]). In einem 14 Tage ſpäter datierten Reſkript kommt Maria Thereſia auf die Sache zurück; es iſt etwas weniger ablehnend. Zwar, ſie wiederholt: als Kaiſer könne ſie, geſtützt auf „die klare Verordnung der Goldenen Bulle“ den Kurfürſten nicht

[1]) Schreiben an den Prinzen Karl in extenso: Erbfolgekrieg 4, 961. — Mit dem Gedanken, den Kurfürſten von Frankreich durch Zugeſtändniſſe abzuziehen, hatte ſich der Großherzog ſchon im Sommer 1742 ſehr ernſtlich beſchäftigt: u. a. ſchlug er in zwei Denkſchriften, die er an den Biſchof von Würzburg ſchickte, den Austauſch von Vorderöſterreich gegen das Innviertel und die Überlaſſung des Elſaß als eines „kaiſerlichen Patrimoniums“ vor. (Sie wurden veröffentlicht und datiert von Schwerdfeger: Denkſchriften des Großherzogs Franz Stephan aus dem Jahre 1742 im Archiv f. öſterr. Geſch. 85 (1898) 359 u. f.)

anerkennen, aber eben deshalb habe sie nicht die Absicht, außerhalb der kurbayerischen Lande Krieg mit ihm zu führen, und wolle ihn auf dem eigentlichen Reichsboden und in den Reichsfestungen um so weniger angreifen, als ihr „die solide Befestigung des Reiches innerlich- und äußerlichen Ruhestandes nebst dessen zukünftiger Sicherheit vorzüglich angelegen sei", wie „denn aus dieser Ursache diesorts vor allem Sorge getragen werde, das Reich vor denen französischen Truppen vollständig zu reinigen." Zu einem vollständigen Frieden mit dem Kurfürsten zu gelangen, würden sich schon Mittel finden, wenn er nur eine aufrichtige Trennung von Frankreich vollziehen wolle"[1]).

Inzwischen war abermals ein neuer Kriegsschauplatz eröffnet worden.

Zu Anfang 1743 hatte man zu London den Entwurf eines Bündnisses zwischen König Georg, Maria Theresia und mehreren deutschen Fürsten beraten: es war gegen den Kaiser gerichtet und vielleicht durch einen Protest veranlaßt worden, den König Friedrich Ende 1742 gegen den Marsch englischer Hilfstruppen ins Reich erhoben hatte: er wollte nur ihre unmittelbare Verwendung gegen Frankreich, aber nicht gegen den Kaiser zugegeben wissen, das Reich sollte zwischen diesem und der Königin eine Vermittlung versuchen und zum Zweck der Wahrung seiner Neutralität ein Heer aufstellen. Während aber England — es war wieder kurhannoversche Politik, die dabei den Ausschlag gab — gegen die Anhänger Karls VII. rücksichtslos vorzugehen gedachte, wollte Maria Theresia das Empfinden der Reichsstände, die den Kurfürsten von Bayern als Oberhaupt anerkannt hatten, schonen und ihnen zum Übergang in das österreichische Lager eine goldene Brücke bauen[2]). Das Bündnis kam nicht zustande, aber Friedrichs Protest hatte für Maria Theresia die erfreuliche Wirkung, daß die englische Regierung dem Kommandanten der in britischem Solde stehenden, in den Niederlanden versammelten Truppen Lord Stairs die Weisung gab, sogleich den Marsch

[1]) Erbfolgekrieg 4, 967.

[2]) Pribram, Staatsverträge mit England 1, 593. Hier auch die beiden Entwürfe: der englische 594 u. f., und der österreichische Gegenentwurf 596 u. f.

nach Deutschland anzutreten[1]). Anderseits erreichte Maria Thereſia ihren Zweck, die Anhänger Karls VII. im Reich nicht zu reizen: ein Reichsgutachten vom 17. Mai trug hernach wohl den beiden ſtreitenden Parteien Vermittlung an, aber von der von Friedrich gewünſchten Aufſtellung einer Neutralitätsarmee wurde abgeſehen. Wäre nur nicht die „pragmatiſche" Armee, die ſich im Verein mit dem Arembergſchen Korps wirklich nach Deutſchland in Bewegung ſetzte, alsbald wieder ſtehengeblieben! Bartenſteins Meinung, die die Königin mit einem „placet" bekräftigte, war, daß damals von der mehr oder minder fruchtbaren Operation der niederländiſchen Armee „das Wohlſein des Erzhauſes, des Reiches und ganz Europas abhänge[2])." Einige Wochen ſpäter konſtatiert derſelbe Bartenſtein: die Änderung im engliſchen Miniſterium — Carterets Aufſtieg an Walpoles Stelle — habe für Öſterreich nicht viel gebeſſert: der ſo ſehr verzögerte Marſch der kurhannoverſchen und kurheſſiſchen Hilfsvölker zeige das zur Genüge, beſonders Preußen gegenüber könne man ſich auf England nicht verlaſſen; er rät alſo an, ſich ſo viel wie möglich auf ſich zu ſtellen und alles zu tun, um „in internis auf einen beſſern Fuß", d. h. zu beſſeren Finanzen zu gelangen, aus England ſo viel Nutzen zu ziehen als möglich, endlich die Tür zur Ausſöhnung mit den Feinden nicht zu verſchließen; als das Schädlichſte bezeichnet er, wenn man „bei Frankreich einige Unzufriedenheit gegen England hervorblicken laſſe[3])." Die Königin, die auch diesmal durch ein „placet" ohne Bemerkung ſich mit dieſer Auffaſſung einverſtanden erklärte, ließ es beſonders an Aufmerkſamkeit für die finanzielle Grundlage zu dem bevorſtehenden Sommerfeldzug nicht fehlen. Auf einem diesbezüglichen Voranſchlag, den wiederum Bartenſtein ausarbeitete, machte ſie eigenhändige Bemerkungen, die ſowohl davon wie von ihrer Sachkenntnis Zeugnis geben[4]); ſie ließ ſich auch dazu beſtimmen,

[1]) Bericht Wasners vom 8. Jänner 1743 bei Arneth 2, 509 A[33].

[2]) Konzept vom 22. März 1743. H.-, H.- u. St.-Arch.

[3]) Vortrag vom 13. April d. J.; ebd.

[4]) 5. Mai 1743; ebd. — Bartenſtein ſetzte u. a. die Koſten für die zwei Armeen — die deutſche und die italieniſche — auf 2 Mill. an; ſie findet das zu wenig: „wo vor ein Jahr allein die böhmiſche 450000 Gulden monatlich gekoſtet; heuer iſt auch die bayriſche darbei, wird wohl auch das wenigſte 600000 austragen.'

eine neue Einkommenſteuer auszuſchreiben, nach welcher jeder, ob geiſtlichen oder weltlichen Standes, den zehnten Teil ſeines Einkommens, nach einem ſechsjährigen Durchſchnittserträgnis berechnet, bezahlen ſollte, von der ſie aber ‚Bauern und die armen Inleute' ausnahm[1]).

Erſt im Mai ſtand die pragmatiſche Armee endlich bei Frankfurt, die Franzoſen unter Noailles, von Worms herübergekommen, an der Bergſtraße von Heidelberg bis Darmſtadt. Jene überſchritt hierauf den Main, fühlte ſich aber dem Gegner nicht gewachſen und kehrte bald wieder über den Fluß zurück. Anfangs Juni war es noch immer zu keiner entſcheidenden Aktion gekommen. Das Eintreffen König Georgs, der ſich für einen großen Feldherrn hielt, hatte daran nichts geändert, nur das Nachdrängen der Franzoſen führte endlich eine Schlacht herbei: am 26. Juni fand ſie bei Dettingen am Main ſtatt. Die Öſterreicher, die an ihr teilnahmen, griffen unter der Führung Neippergs zweimal entſcheidend in den Kampf ein, das eine Male Dragoner, an deren feſter Haltung ſich ein mächtiger Stoß franzöſiſcher Gardekavallerie brach, und dann am Schluß, wo vier öſterreichiſche Infanteriebataillone unter F.-M.-L. Salz dem wankenden linken Flügel der Engländer zu Hilfe kamen[2]). Diesmal erhielt Maria Thereſia die Nachricht in Linz, von wo aus ſie ſich kurz darauf nach Wien einſchiffte. Die Wiener, die ſchon von dem Siege wußten, zogen ihr meilenweit entgegen. Als das reichgeſchmückte Schiff in Nußdorf einfuhr, ſtand die Königin am Vorderteil und erwiderte mit Hand und Mund die Zurufe des Volkes. Dann umkreiſte ſie die Stadt im Wagen; als ſie endlich in die Burg einfuhr, ſchwenkte ihr der zweijährige Erzherzog Joſeph eine Fahne entgegen[3]). Aber die Siegesfreude war ihr gleich wieder vergällt, weil der König ſeinen Erfolg ſo gar nicht ausnützte, anſtatt die Franzoſen zu verfolgen, zurückging; es war ihr unbegreiflich: „Dann Ew. Liebden nicht bergen kann," ſchrieb ſie an den Prinzen Karl am 9. Juli, „mich nicht wohl in jenes, was allda ſich zuträgt, finden zu mögen." Vergeblich drang der Prinz, zuerſt durch einen Abgeſandten, dann perſönlich

[1]) Suppl. Cod. Austr. ed Pöck 5, 105. — Ungarn war ausgenommen.
[2]) Öſterr. Erbfolgekrieg 5 (von Porges und Rebracha), 307, 311. 313.
[3]) Nach Capellos Bericht bei Arneth 2, 517 A⁹.

in die Engländer auf rasche Fortsetzung des Feldzugs; vergebens ließ sie durch den Hofkanzler Ulfeld Robinson bestürmen, damit er seinen König dazu vermöge; vergeblich sprach sie selbst mit dem Gesandten: „Habe mir nie etwas Besseres eingebildet," schrieb sie voll Bitterkeit am 31. Juli an Ulfeld, „nachdem mit ihm geredet und er ein air de satisfaction spüren lassen, dann von ihm dies Gesicht kenne, wenn er was Übles anzubringen hat und leider nur genug gesehen. Ich bleibe dabei, daß in solchen großen Sachen eine geschwinde Resolution das einzige Mittel und habe mich nur von denen, die also genommen, gut befunden . . . ." Und drei Wochen später: „Kein Mensch kann mir besser Zeugnis geben als er selbst und die Aya (Gräfin Fuchs), wie unterdrückt ich auch, und zwar schon in Linz, über alles gewesen, so daß ich vielmals bis auf die Tränen touchiert war, was sonst so leicht nicht tue und in den übelsten Zeiten nicht getan habe, es auch vor ein Übel und Suite der Schwangerschaft gehalten. Jetzt bin ich nicht weniger frappiert und glaube, daß absolut nicht mehr zu helfen und die Sache so verdorben und völlig verloren ist, weil man zu rechter Zeit nicht dazu getan." Und sie wiederholt, sie habe sich niemals bei einer Entschließung wohl befunden, als die sie „gleich im ersten mouvement genommen"[1]). Die zeitgenössischen englischen Darstellungen sowie die späteren englischen Historiker (Mahon) finden zwar das Zögern König Georgs gerechtfertigt, aber der damals bedeutendste General der Engländer, Stair-Dalrymple, hat über dieses in einem Gespräch, das er ein paar Wochen später im Haag mit Voltaire führte, ebenso geurteilt wie Maria Theresia. Moderne militärische Beurteiler sind gleichfalls ihrer Ansicht[2]).

Ende Juli wurde endlich ein gemeinsamer weiterer Feldzugsplan zwischen König Georg und Karl von Lothringen verabredet. Darnach sollten die Alliierten in drei Armeen in Frankreich eindringen: die Österreicher unter Karl südlich von Straßburg, der König über Mainz und Worms, die noch zu erwartenden Holländer durch Luxemburg und Lothringen. Aber erst am 3. und 4. September versuchte Karl den Rheinüber-

[1]) Briefe 4, 184.

[2]) So die Verf. der Darstellung im „Österr. Erbfolgekrieg" 5 (Kriege am Main und Rhein, 1743—44), 261 u. f.

gang und ging, da er dabei mehr Widerſtand fand, als er erwartet hatte, und ſich nicht ſtark genug fühlte, bald wieder zurück; König Georg kam bis Speyer und kehrte im Oktober ohne zwingenden Grund wieder um; die Holländer kamen gar nicht. Wiederum mußte Maria Thereſia die ſo nahe Ausſicht auf eine entſcheidende Beſiegung des Hauptfeindes zerrinnen ſehen. Von einer Eroberung franzöſiſcher Provinzen konnte fürs nächſte wieder keine Rede ſein. Dafür hatte freilich der vom Prinzen Karl in Bayern zurückgelaſſene General Bärenklau die Eroberung dieſes Landes inzwiſchen vollendet: Straubing hatte im Juli, Ingolſtadt, wo auch noch Franzoſen waren, im Auguſt kapituliert; die Königin approbierte die mit den feindlichen Generälen getroffenen Abkommen; auf das Konzept der von Bartenſtein entworfenen Reſkripte dazu ſchrieb ſie eigenhändig die Worte: „Ob nicht hinzuzuſetzen wäre, daß die Neutralität nur im Reichsboden Seckendorf accordiert worden und er ſich alſo zu hüten hätte, nicht der erſte ſelbe zu brechen und nichts in Bayern zu unternehmen hätte oder ſich allda aufzuhalten?“ Alſo: die Truppen, denen freier Abzug gewährt iſt, müſſen aus Bayern weg ins Reich geführt werden, wenn ſie nicht immer noch als Feinde behandelt werden wollen; dort wird ſie nichts gegen ſie unternehmen, weil ſie gegen das Reich nicht Krieg führt, Karl Albert als Reichsoberhaupt nicht anerkennt; ſie kann das nicht genug betonen. Zur ſelben Zeit ergab ſich auch Eger, die einzige Stadt in Böhmen, wo ſich noch Franzoſen gehalten hatten. Auch hier hat Maria Thereſia dem General, der die Belagerung leitete, eingeſchärft, den Truppen keine Kapitulation zu gewähren: ſie müſſen ſich als Kriegsgefangene ergeben, damit ſie unſchädlich gemacht ſind. Diesmal ſetzt ſie auch ihren Willen durch, und das tröſtet ſie ein wenig über den Mißerfolg am Rhein: „Gratulieren wir uns als gute Böhmen zur Einnahme von Eger,“ ſchreibt ſie an Philipp Kinsky; „ich bin ſehr froh darüber; nach dem geſtrigen Courier hatte ich einen kleinen Troſt ſchon nötig. Die Unternehmung am Rhein iſt geſcheitert, wir haben nur Verluſte gehabt, und gewiß mehr als man mir geſchrieben hat; die Folgen werden bös ſein[1]).“

[1]) Im 14. der von Folkmann a. a. O. mitgeteilten Briefe; unter den zahlreichen von Arneth ausgehobenen Stellen findet ſich dieſe nicht.

Zur ſelben Zeit wurde ſie von England, dem ſie den Mißerfolg am Rhein zuſchreiben mußte, zu einem definitiven Vertrag mit Sardinien unter Bedingungen genötigt, die äußerſt drückend für ſie waren. Die Unterhandlungen waren ſeit dem Februar im Gang geweſen[1]). Auch diesmal war der erſte Anſtand Finale, das Sardinien durchaus haben wollte, weil es dadurch einen Anteil am Meer erhalten hätte; hiervon erhoffte ſich England wieder Handelsvorteile. Maria Thereſia hatte dieſelben Bedenken wie im Vorjahr: ſie hatte Finale an Genua verkauft, wie konnte ſie es nun einem dritten zuerkennen? „Daß es in Unſerer Macht nicht ſtünde," ſollte Wasner in London vorſtellen, „ein mehreres Recht als wir ſelbſten haben zu überlaſſen, und daß endlichen dem eigenen ſardiniſchen und engliſchen Intereſſe gemäß wäre, allen Schein einer Gewalttätig- und Ungerechtigkeit zu meiden, wenigſtens Wir an etwas ſolchem weder teilnehmen würden noch könnten[2])." Im März brachte der Miniſter Karl Emanuels, Ormea, einen neuen Vorſchlag: Maria Thereſia ſollte Bayern nehmen, Kurbayern dafür durch Toskana entſchädigt werden, die Lombardei zum großen Teil an Sardinien fallen; der engliſche Geſandte in Turin, Villettes, ſetzte dann auf eigene Gefahr Neapel-Sizilien an Stelle Toskanas. Damit wäre Maria Thereſia wohl zufrieden geweſen. Im britiſchen Hauptquartier zu Hanau trat Ende Juli Wasner mit dieſem Plan hervor. Aber England ging nicht darauf ein; es fürchtete, daß daraus ein neuer öſterreichiſch-preußiſcher Konflikt entſtehen könnte. Maria Thereſia war entrüſtet, daß England ſich ſo gegen die einzig mögliche Entſchädigung für Schleſien ſtemmte: woher hätte ſie eine ſolche hoffen können als von dem eroberten Bayern? „Ich wollte, ich wäre nicht in Schönbrunn geweſen," ſchrieb Ulfeld an Bartenſtein, nachdem er der Königin den Bericht Wasners mit der Ablehnung der engliſchen Regierung überbracht hatte, „denn ich habe Schweres auszuſtehen gehabt. Ihre Majeſtät ſind ſo über die Relation des Wasner ereifert, daß ich ſie noch nie in dieſem Zuſtand geſehen. Die Tränen

[1]) Bei Pribram, Staatsverträge 1, 597 u. f. (der Text des Vertrages 611 u. f.).

[2]) Am 16. Februar 1743 (Arneth 2, 521[A⁵]).

in den Augen, voll Vorwürfe gegen ſich ſelbſt über dasjenige, was geſchehen und daß ſie nicht lieber den Feinden Gehör gegeben habe, um ſich mit ihnen zu verſöhnen, ja bereit, noch heute jemand nach Frankreich zu ſchicken — und dies alles in den empfindlichſten Ausdrücken, denn das Herz ging ihr über."

Wir ſehen: der Antagonismus gegen Frankreich gehörte doch nicht zu den unabänderlichen Leitmotiven der Politik Maria Thereſias[1]). Sie hat die Idee eines ſolchen verhältnismäßig ſpät gefaßt, eine Zeitlang war ſie von ihm unſtreitig ganz erfüllt, knüpfte daran die ſtolzeſten Entwürfe. Aber die Erkenntnis, daß ſie ihr traditioneller Bundesgenoſſe England in ihren perſönlichſten Intereſſen doch immer wieder im Stich laſſe, ſchufen in ihrer Seele Raum für den entgegengeſetzten Gedanken. Frankreich hatte es auch im Jahre 1743 nicht an Annäherungsverſuchen fehlen laſſen. Im Jänner war der alte Fleury endlich geſtorben; obwohl er keineswegs der größte Gegner war, den Maria Thereſia in Frankreich hatte, ſo hielt ſie ihn doch dafür. Im Frühjahr hatte ein franzöſiſcher Agent in Baſel durch den öſterreichiſchen Botſchafter in der Schweiz, Marquis de Prié, Friedensvorſchläge nach Wien gelangen laſſen, aber deren Geheimhaltung England gegenüber ausbedungen. Die Königin hatte mit der Antwort gezögert: dürfen wir ihr ſelbſt glauben, ſo folgte ſie dabei dem Rate ihrer Miniſter, nicht dem eigenen Gefühl. Allerdings, wenn Bartenſtein in ſeinen Vorträgen im Frühjahr d. J. immer wieder die Eventualität einiger Annäherung zu Frankreich erörtert, ſo deutet dies auf eine Anregung von ihrer Seite hin; und wenn er dabei immer wieder zu dem Schluß kommt, es ſei doch beſſer, bei der Allianz mit den Seemächten

[1]) Überhaupt iſt es charakteriſtiſch für die Politik der damaligen Zeit, daß immer nach mehreren und oft geradezu entgegengeſetzten Richtungen unterhandelt wurde. Wie Droyſen (Preuß. Politik 5^2, 28) zum September 1742 einmal bemerkt: „ſo wirr durcheinander, ſo von jedem der beteiligten Höfe in doppelter und dreifacher Richtung wurde diplomatiſiert, daß jede mögliche und unmögliche Kombination das Ergebnis werden konnte." Am weiteſten in dieſer Hinſicht ging Georg II.; die Politik Maria Thereſias iſt verhältnismäßig noch die geradlinigſte, klarſte, am leichteſten zu verfolgen und zu verſtehen.

zu bleiben[1]), so sprach er damit wohl nicht nur seine eigene, sondern auch die der Minister aus. Wie sehr aber doch Maria Theresia damals mit dieser Schlußfolgerung einverstanden war, zeigt die Korrektur, die sie an dem Entwurf einer neuerlichen Weisung an Wasner vornahm, welche ihr Bartenstein mit seinem Vortrag vom 8. Juni vorlegte; es ist die einzige Bemerkung, die sie ihrem „placet" hinzufügte; sie will den Ausdruck: „weil wir zur rechten Zeit von England nicht unterstützt wurden (faut être assisté à temps)" weggelassen haben: „bei der Auslassung wäre weniger Unzufriedenheit bei den Engländern zu besorgen." Nun — Ende Juli oder anfangs August — bereute sie ihre Bereitwilligkeit: „Mit Frankreich war ich allezeit der Meinung, die Sache mehr zu cultivieren und nicht in Abschlag zu bringen, welches aber leider für eine besondere Vivacität gehalten worden." Dies „allezeit" ist freilich nicht wörtlich zu nehmen. Mag sein, daß sie sich im Frühjahr nur gegen ihre bessere Überzeugung den Ratschlägen der Minister und Bartensteins unterwarf, aber vor Jahresfrist hatte sie doch, wie wir uns erinnern, jeden Gedanken eines Ausgleichs mit Frankreich entschieden verworfen. Wahrscheinlich hat erst die parteiische Haltung Englands in den Unterhandlungen mit Sardinien diesen tiefer in ihr Wurzel schlagen lassen. Das erste unzweifelhafte Zeugnis einer Sinnesänderung in dieser Frage ist doch die obige Äußerung von Ulfeld. Auch jetzt noch hält sie indes nicht daran fest. Denn schon am 4. August gab sie Wasner die Vollmacht, mit England und Sardinien dennoch abzuschließen, ja diesem im schlimmsten Fall selbst Piacenza zu überlassen. An Frankreich kann dies nicht gelegen haben, denn gerade Ende Juli versuchte dieses durch den Straßburger Intendanten Hatsel

[1]) In der oben zit. Denkschrift vom 13. April heißt es noch: „was also nur immer beschehen kann, hat allein darin zu bestehen, daß man den von andererseits (Frankreich) gegebenen oder weiter gebenden Anlaß nicht fallen lasse, doch ohne sich von mehreres entdeckten anderseitigen Intention hiesigerseits weiters als in ohnverfänglichen Generalibus bloß zu geben." Und in einem Vortrag vom 8. Juni: „Gleichwohl aber der Kron Frankreich noch viel weniger zu trauen ist, also befindet man sich noch keineswegs in solchen Umständen, wo ein solcher Plan (mit ihr ein Abkommen zu schließen) zu fassen .... Also bezüglich Frankreich in jenen Schranken bleiben, die von Majestät erst im Monat April gutgeheißen."

abermals eine Annäherung; er ſchrieb in der Sache zwei Briefe an Bartenſtein. Daß die hier geſponnenen Fäden von der Königin aufgenommen worden wären, finden wir nicht. Hierauf möchte vielleicht eine Warnung Bottas aus Berlin Einfluß gehabt haben: die franzöſiſche Annäherung könnte ganz wohl im Einverſtändnis mit König Friedrich verſucht worden ſein, „um neue Verwirrungen auszuſtreuen, Gelegenheit und Bewegungsurſachen nehmen zu können[1]).“ Trotzdem bewegten ſich ihre Klagen noch bis in den September in derſelben Richtung. Am 25. Auguſt[2]) äußerte ſie wiederum zu Ulfeld, wie ſehr ſie es bedauere, Frankreich nicht mehr „menagiert“ zu haben: „Wie oft“, ſchreibt ſie, „habe ich nicht einen Aufſatz darüber von Bartenſtein begehrt! Einmal heißt es: es iſt contre la bonne foi; das andere Mal: man würde abuſieren, es wäre nicht Zeit, die Umſtände hätten ſich geändert, es wäre nicht mehr der Caſus. Jetzt fällt er ſelbſt wieder darauf, aber zu ſpät, denn ich glaube poſitiv, daß nichts mehr zu tun und wir den übelſten Frieden bekommen werden. Doch müſſen wir ihn auf alle Weiſe zuſtande zu bringen ſuchen, da es ſonſt noch übler ergehen möchte. Nichtsdeſtoweniger werde ich arbeiten, mir Mühe geben und ſouteniere alles, was möglich iſt und mir an die Hand gegeben werden kann, ohne mir die poſitive Meinung abmerken zu laſſen.“ Und noch in dem Billet an Kinsky, das ſie dieſem nach der Einnahme von Eger ſchrieb, vernehmen wir am Schluß den Stoßſeufzer: „Frieden, Frieden mit Frankreich, dann werden auch die andern alle kommen, die falſche Freunde ſind.“

Um dieſelbe Zeit fand Maria Thereſia es auch angezeigt, ihren Proteſt gegen das Kaiſertum Karls VII. zu erneuern. Daß ſie dies vorhabe, hatte ſie ſchon im Frühjahr durch Botta

---

[1]) Erbfolgekrieg 7, 17.

[2]) Das Schreiben iſt wohl undatiert, und Arneth verſucht es wie gewöhnlich nicht, ein Datum zu fixieren, aber die Hſ. im H.-, H.- u. St.-Arch. trägt es als Kanzleivermerk. — Arneth berückſichtigt überhaupt das chronologiſche Moment zu wenig, und ſeine Darſtellung iſt für die Monate Juli bis September 1743 nicht befriedigend, die Haltung Maria Thereſias wird nicht erklärt. Der Abſchnitt im „Erbfolgekrieg“, 8. Bd., über den Wormſer Traktat beruht ganz auf Arneth.

in allgemeinen Ausdrücken[1]) dem preußischen Hof mitteilen lassen und hierauf die mündliche Antwort des Königs erhalten: wenn die andern am Reichstag nichts dagegen hätten, würde auch er sich nicht widersetzen. Als nun Ende Juli der französische Resident am Reichstag den Abzug der französischen Truppen aus dem Reich als einen freiwilligen Akt bezeichnete, indem sie nur als Hilfsvölker des Kaisers gekommen seien und dieser nun als solche in Neutralität getreten sei, erhielt sie einen neuen Impuls dazu. Am 23. September brachte der Erzkanzler ihre Vorstellung zur Diktatur; er beging dabei den Formfehler, die vorherige Anzeige an den Kaiser und die übliche Umfrage bei den Kurfürsten zu unterlassen. In Frankfurt erregte dieses Vorgehen großes Aufsehen, der kaiserliche Hof ließ durch seinen Gesandten am Reichstag ein Zirkularschreiben an die Kurfürsten übergeben, in dem um gutachtliche Äußerung über dies unregelmäßige Verfahren gebeten war: der Wiener Hof wolle die Gültigkeit der letzten Wahl offenbar immer mehr und mehr untergraben. Der Protest der Königin, den natürlich Bartenstein ausgearbeitet hatte, war freilich keineswegs „unschuldig", sondern im Gegenteil äußerst scharf; er verlangte, daß dem Hause Österreich Schadloshaltung für das Vergangene, Sicherstellung für das Zukünftige gewährt werde; er sprach von der Nullität der „sein sollenden und für gültig nicht gehalten werden mögenden Wahl des Kurfürsten von Bayern und des durch anmaßliche Mandate nach Frankfurt verlegten Reichstages"[2]) ....

Während aber Maria Theresia Kaiser und Reich gegenüber eine so entschiedene und selbstbewußte Haltung bewahrte, mußte sie, eben weil mit Frankreich kein Ausgleich zustande kam[3]), Sardinien gegenüber nachgeben. Sonst wäre Italien wohl fürs nächste verloren gewesen. Denn für die dortige Kriegsführung bedurfte sie nicht bloß der Unterstützung des

---

[1]) Nach einer späteren Äußerung Friedrichs zu Klinggräff hätte man nur von einer „innocenten Protestation" gesprochen. Droysen a. a. O. 5^2, $185A^1$.

[2]) Er ist datiert: Regensburg 16. August.

[3]) In der Korrespondenz von Noailles mit König Ludwig findet sich keine Spur der französischen Annäherungsversuche; nur daß öfters der Wunsch nach einem ehrenvollen Frieden ausgesprochen wird: Correspondance de N., ed. Rousset, 1, 152, 167 (8. u. 15. Juli 1743).

kriegstüchtigen ſardiniſchen Heeres, ſondern auch der engliſchen Subſidien, der engliſchen Flottenhilfe. Und nicht nur Sardinien, auch England drohte, ſich mit Frankreich und Spanien zu verſtändigen. Aber ſchon die Nachricht, daß ein Vertrag zwiſchen Frankreich und Sardinien nahezu perfekt ſei, ließ bei der Königin alle Bedenken zurücktreten, und ſo kam am 13. September der Wormſer Vertrag zuſtande; er wurde im engliſchen Hauptquartier geſchloſſen. Es war das zweite große Opfer, das ihr das Geſchick auferlegte. Denn wiederum auf einen anſehnlichen Teil ihres väterlichen Erbes verzichtete ſie damit: auf den ganzen am rechten Ufer des Teſſin und ſüdlich vom Po gelegenen Teil der Lombardei und auf das Herzogtum Piacenza bis zur Nura. Schwerer noch mochte ihr fallen, daß ſie nun jenen trugvollen Verzicht auf Finale in einem feierlichen Vertrag beſiegeln mußte. Daß alles dies nicht einem Gegner, ſondern einem Bundesgenoſſen zufiel, war ihr gewiß ein geringer Troſt, hatte ſie ſich doch nie darüber getäuſcht, daß deſſen Bundeshilfe immer dem zu Gebote ſtehe, der den höheren Preis dafür zu zahlen gewillt war. Was ſie dafür gewann, war die Zuſage Karl Emanuels, ein Heer von 45000 Mann in Italien zur Vertreibung ihrer Feinde aufzuſtellen, wogegen ſie ſich aber auch verpflichten mußte, ihre Streitkräfte, die damals kaum mehr 20000 Mann betrugen, auf 30000 zu ergänzen, ſobald die Lage in Deutſchland dies möglich machen werde. England ſicherte auch für die Zukunft die Bereithaltung einer ſtarken Flotte im Mittelmeer und 200000 Pfund Subſidien für Sardinien zu. Alles übrige waren unſichere Wechſel auf die Zukunft: Wenn das Haus Bourbon aus Neapel und Sizilien vertrieben ſein werde, wohin zu wirken die drei Vertragsſchließenden ſich in einem geheimen Separatartikel verpflichteten, ſollte erſteres an Öſterreich fallen. Die Aufnahme einer Zuſage der Entſchädigung Maria Thereſias für das verlorene Schleſien in den Vertrag, an der ihr ſo viel lag, konnte ſie nicht durchſetzen, doch wurde ſie in einer bloß von Lord Carteret und Wasner gezeichneten beſonderen Deklaration in allgemeinen Ausdrücken ohne Bezeichnung eines beſtimmten Objekts gegeben. Sehr viel Gewicht legte Maria Thereſia auf die Sicherſtellung der bis dahin von England gezahlten Subvention von 300000 Pfund

jährlich für die Dauer des Krieges[1]). Carteret machte hier noch in letzter Stunde große Schwierigkeiten, aber Maria Thereſia blieb unerſchütterlich: die Lage der öſterreichiſchen Finanzen forderte es, eher hätte ſie ſonſt auf den ganzen Vertrag verzichtet. So verſtand ſich denn die engliſche Regierung in einer Nachtragskonvention dazu.

Noch bevor der Wormſer Vertrag unterzeichnet war, hatte ſich Maria Thereſia zu einem Wechſel im Oberkommando der italieniſchen Armee entſchloſſen. Lange hatte ſie ſich den Klagen verſchloſſen, die Ulfeld und Bartenſtein über Trauns ſchlechte Geldwirtſchaft und deſſen Nachgiebigkeit gegen Sardinien immer wieder erhoben. Zuletzt ſcheint ſie aber Trauns Verhalten nach der Schlacht von Campo Santo doch verdroſſen zu haben: monatelang hielt er ſich unbeweglich in ſeinem Hauptquartier zu Carpi; es trat ein völliger Stillſtand in den Operationen ein, der durch die laue Haltung der Sardopiemonteſen während der Unterhandlungen nicht ganz zu entſchuldigen war. So entſchloß ſich denn Maria Thereſia zu ſeiner Rückberufung; er übernahm das Kommando in Mähren, und an ſeine Stelle trat Lobkowitz, militäriſch Traun entſchieden nicht ebenbürtig, aber ein naher Verwandter Ulfelds und daher von dieſem wie von Bartenſtein empfohlen. Am 12. September übernahm Lobkowitz das Kommando; am 30. ſandte ihm die Königin eine Weiſung nach, in der ſie ihm offizielle Mitteilung von dem Wormſer Vertrag machte und ihm gleichzeitig den Befehl erteilte, ſich durch die vorgerückte Jahreszeit nicht abhalten zu laſſen, ſondern die ſchon ſeinem Vorgänger als Ziel geſteckte Eroberung von Neapel alsbald in Angriff

[1]) Die Bedeutung dieſer Subſidien war doch ſehr groß, Arneth ſchätzt ſie zu gering ein. Nur im erſten Jahre hatte Maria Thereſia wenig davon, da ſich König Georg 50000 Pfund für ſeine Auslagen abzog, 25000 Pfund davon für das eben damals verfallende engliſche Anlehen Ungarns und 5000 Pfund für diverſe Unkoſten Englands bezahlt werden mußten, ſo daß der Königin nur 222000 Pfund blieben, die ſie bis zum 27. Jänner 1742 in drei Raten erhielt. Das Neippergſche Heer war im Oktober 1741 hauptſächlich auf dieſe Subſidien angewieſen; damals ſchickte ihm die Königin 200000 Gulden mit dem Bedeuten, „daß es an ferneren Rimeſſen, ſo lange die aus England überkommenen Gelder fortdauern, nicht gebrechen werde.“ (Grünhagen a. a. O. 1, 415 A².) — Für 1742 ſcheint die volle Summe gezahlt worden zu ſein.

zu nehmen. Obwohl der König von Sardinien die von Maria Thereſia erhoffte Unterſtützung hierzu mit Berufung auf ſeine eigene kritiſche Lage verweigerte[1]), ſetzte ſich Lobkowitz doch ſchon anfangs Oktober nach Süden in Bewegung; über Bologna zog er nach Rimini, alſo durch päpſtliches Gebiet, wo die Südarmee der Spanier nun ſchon ſeit faſt zwei Jahren ihre Quartiere hatten. Während der Papſt dies ruhig hinnahm, erhob er gegen den öſterreichiſchen Durchmarſch ſofort lebhaften Proteſt.

Zwiſchen dem Wiener Hof und dem päpſtlichen Stuhl beſtand ohnedies ſchon eine ſtarke Spannung. Maria Thereſia beſchuldigte ihn geradezu der Parteilichkeit.

Papſt Benedikt XIV., aus dem Hauſe Lambertini, früher Erzbiſchof von Bologna, wenige Monate vor der Thronbeſteigung Maria Thereſias auf den Stuhl des hl. Petrus gelangt, war eine Perſönlichkeit, die man der jungen Königin zum Freunde gewünſcht hätte. Einer der gelehrteſten unter den Päpſten der neueren Geſchichte, war er, wie ein deutſcher Hiſtoriker des Kirchenſtaates ſagt, unendlich mehr als dies, „ein guter, vortrefflicher Mann von Geiſt und Herz, eine vornehme, edel angelegte Natur . . .[2])“ Ganz beſonders hätte ihn aber dem öſterreichiſchen Weſen ſein heiterer Lebensmut ſympathiſch machen müſſen, dem wohl etwas Frivolität beigemiſcht war, was aber nicht die leiſeſte Rückwirkung auf ſeinen ſittlichen Wandel hatte; nur in ſeinen Reden ließ er ſich gehen, nicht in ſeinen Handlungen, da war er tadellos. Bei einer leichten Neigung zu zornigem Aufwallen verzieh er ſelbſt ſchwere Verfehlungen gegen ſeine Perſon; Verfolgungsſucht oder Rache waren ihm ganz fremd. Nur gegen ſich ſelbſt war er ſtreng, ein ernſtes Pflichtgefühl beſeelte ihn. Nicht leicht wird man einen anderen Fürſten der Zeit finden, deſſen Sinnesart ſo gut mit der Maria Thereſias zuſammengeſtimmt hätte. Man hat ihn wohl auch als den erſten Vertreter der Aufklärung auf dem päpſtlichen Stuhl gefeiert, weil er bekanntlich kein Bedenken trug, die Widmung von Voltaires »Mahomet« anzunehmen. Aber dies war doch nur eine welt-

[1]) Erbfolgekrieg 8, 184 u. f.
[2]) Broſch, Geſchichte des Kirchenſtaates 2 (1882), 107 u. f.

männiſche Artigkeit gegen den berühmten Literaten; das Drama könnte übrigens auch ganz gut nur gegen den mohammedaniſchen Fanatismus gerichtet angeſehen werden; man mußte ja nicht zwiſchen den Zeilen leſen. Im übrigen hat Benedikt XIV. in der Verwaltung des Kirchenſtaates wohl einige Reformen im Sinne der Zeit durchgeführt und andere verſucht, aber er blieb doch immer auf dem Standpunkt ſtreng orthodoxen Glaubens und machte in dieſer Beziehung den Doktrinen der Zeit nicht das leiſeſte Zugeſtändnis: auch hier darf man ihn einen Geſinnungsgenoſſen Maria Thereſias nennen.

Aber der alte Papſt, der ihr ein zweiter Vater hätte ſein können, und die junge Königin wurden dennoch durch die Politik entzweit. Es läßt ſich nicht leugnen: er ſtand von Anfang an mehr auf der Seite ihrer Gegner, des bayeriſchen Kurfürſten und der Franzoſen. Erſt als letzter unter den italieniſchen Fürſten hatte er ſich zu ihrer Anerkennung entſchloſſen[1]). Die Wahl Karls VII. hatte er ohne Rückhalt anerkannt. Dies glaubte Maria Thereſia als gute Katholikin nicht verdient zu haben. Es war aber nicht das erſtemal, daß ein römiſcher Papſt dem frommen habsburgiſchen Hauſe, dieſer Stütze des Katholizismus in Deutſchland, widerſtrebte. Von früheren Zeiten zu ſchweigen, hatte dies Urban VIII. im 17. Jahrhundert in einer ſehr empfindlichen Weiſe getan, als Ferdinand II. von den Schweden und der proteſtantiſchen Union bedrängt war. Dies war vielleicht vergeſſen, aber in der Erinnerung der älteren Miniſter Maria Thereſias mußte es noch ſein, wie Klemens XI. ſich während des Spaniſchen Erbfolgekrieges offen auf die franzöſiſche Seite geſtellt und Joſeph I., den Oheim der Königin, mit dem Banne bedroht hatte. Es war nicht das Intereſſe der Kirche, das dieſe Päpſte zu ihrer Haltung beſtimmt hatte, ſie handelten lediglich als italieniſche Fürſten, als ſolchen ſchien ihnen ein Übergewicht des Hauſes Öſterreich in Italien gefährlich. Aber wenn unter Urban ein ſolches durch die enge Verbindung der deutſchen

[1]) Kirſch, Die Anerkennung der Erbrechte Maria Thereſias durch den päpſtlichen Stuhl: Hiſtoriſches Jahrbuch der Görres-Geſellſchaft, 26. Bd. (1905) 334 u. f. Daß er ſich trotz der Oppoſition Frankreichs und Spaniens dazu entſchloß, war nach Kirſch zum nicht geringen Teil auf den piemonteſiſchen Miniſter d'Ormea zurückzuführen, der bei ihm in hoher Gunſt ſtand.

mit der ſpaniſchen Linie desſelben und im Erbfolgekrieg durch den möglichen Heimfall der ehemals ſpaniſchen Beſitzungen auf der Appenninenhalbinſel an Öſterreich in drohende Nähe gerückt war und nur durch den engen Anſchluß der italieniſchen Kleinſtaaten an Frankreich verhindert werden mochte, ſo war dagegen jetzt für dieſe doch nur etwas von der Wiederherſtellung der ſpaniſchen Macht in Italien in dem Umfang, wie ſie im 17. Jahrhundert beſtanden hatte, zu fürchten, und Spanien war jetzt, durch Familienbande, ziemlich eng mit Frankreich verbunden: man hätte meinen ſollen, daß nun Öſterreich der natürliche Hort der noch vorhandenen mittleren und kleinen Selbſtändigkeiten Italiens war. So faßte es ja auch der klügſte unter den italieniſchen Politikern der Zeit, König Karl Emanuel, auf: ihm war doch die größte Sorge, daß nicht das Haus Bourbon Italien beherrſche. Benedikt XIV. erhob ſich nicht zu dieſer Anſchauung. Wie er ſeine Hinneigung zu Frankreich und Spanien vor ſich ſelbſt rechtfertigte, wiſſen wir nicht. Von großem Gewicht ſcheint geweſen zu ſein, daß er ſich dem franzöſiſchen Botſchafter Kardinal Tencin ſehr verpflichtet fühlte; dieſer hatte im letzten Konklave zwar nicht zuerſt ſeinen Namen genannt, aber als dies von Kardinal Tibo geſchehen war und ſich Ausſichten für Lambertini zeigten, die Wahl, wenn nicht für ihn entſchieden, ſo doch ihn glauben gemacht, daß ſie durch ihn entſchieden worden ſei[1]). Durch Tencin hatte dann Fleury von allem Anfang an den Beſtrebungen Maria Thereſias um die Kaiſerkrone für ihren Gemahl in Rom entgegengewirkt — zuerſt zugunſten Sachſens, ſpäter Bayerns[2]). Übrigens hatte der römiſche Stuhl allerlei Beſchwerden gegen das Haus Öſterreich noch aus der Zeit Karls VI. her. Als der öſterreichiſche Orator in Rom, Graf Thun, Biſchof von Gurk, anfangs Jänner 1741 Papſt Benedikt drängte, Maria Thereſia ſowohl gegen Preußen wie in Sachen der Kaiſerwahl zu unterſtützen, entgegnete er: „man

[1]) Correspondance de Benoît XIV ed. van de Heeckeren (1912, 1 p. X. — In dem Diarium des Konklaves von 1740, das F. X. Kraus in ſeiner Ausgabe der „Briefe Benedikts XIII. an den Kanonikus Peggi" (1884) 151 u. f. veröffentlicht hat, ſteht davon wohl nichts.

[2]) Corresp. p. XXX.

verlange von ihm vieles und wolle nichts für ihn tun[1])." Die Königin dagegen, die in dem Papſt vor allem das Oberhaupt der katholiſchen Kirche ſah, begriff nicht, wie er deren Intereſſe ſo verkennen konnte; immer wieder ließ ſie ihm vorſtellen, welche Gefahren dem katholiſchen Glauben überhaupt und in Deutſchland beſonders aus den Umtrieben ihrer Feinde erwüchſen[2]). Im Spätjahr 1741 hatte die Königin einen Verſuch des Papſtes, alte Anſprüche der Lehensoberherrlichkeit über Parma und Piacenza wieder zur Geltung zu bringen, zurückgewieſen: es könne ſich da höchſtens um eine Abgabe handeln, die der frühere Beſitzer der Herzogtümer, das Haus Farneſe, dem Papſt gezahlt habe, dieſe aber ſeien ein Lehen des Reiches, bei dem man durch Anerkennung weitergehender Anſprüche nicht Anſtoß erregen wolle[3]). Als dann der Krieg auf der Halbinſel begonnen hatte, waren vom Papſt wohl wiederholt Klagen über Rückſichtsloſigkeiten beider kriegführenden Teile erhoben worden, aber, wenigſtens vom Herbſt 1742 an, hatte er doch eine entſchiedene Parteinahme für Spanien gezeigt, hatte ſogar Ratſchläge gegeben, wie De Gages es machen müſſe, und ſeine Hoffnung auf Hilfe von Frankreich nicht verhehlt[4]). Da war denn auch Maria Thereſias Unmut offen ausgebrochen: „Ich kann nicht begreifen", hatte ſie dem Papſt geſchrieben, „daß der Dienſt Gottes, das Wohl der Religion und die Rechte des Heiligen Stuhles fordern, gar keine Rückſicht auf die Beſchwerden des leidenden und unterdrückten Teiles zu nehmen und auf der andern Seite ſo viel Nachſicht auch gegen die ärgſten Ungerechtigkeiten zu üben[5])." Aber dies hatte die Sache um nichts beſſer gemacht. Seinerſeits beklagte ſich nun der Papſt, daß im Breslauer Frieden

---

[1]) Bericht Thuns an die Königin vom 7. Jänner 1741. Wiener H.-, H.- u. St.-Arch. (Röm. Korreſp. Faſz. 173).

[2]) Dies der Tenor der zahlreichen Weiſungen an Gurk in den Jahren 1741-42.

[3]) Extrakt eines Kgl. Handſchreibens an Gurk d. d. Wien 11. Dezember 1741; ebd. (Röm. Korr. Faſz. 179). — Von dem Anſchreiben des Papſtes weiß ſchon Olenſchläger a. a. O. 2, 67.

[4]) Correspondance 1, 5 (die Korreſpondenz mit Tencin beginnt erſt im September 1742, denn dieſer hatte erſt im Juli Rom verlaſſen; ſeine Briefe ſind nicht erhalten, und ſo beſteht denn dieſe ganze Korreſpondenz, wie ſie van Heeckeren herausgegeben hat, nur aus den Briefen des Papſtes an T.).

[5]) Arneth 2, 503 A[68] (21. September 1742).

auf die Intereſſen der katholiſchen Kirche im abgetretenen Teile von Schleſien von der Königin nicht Bedacht genommen worden ſei, was wiederum von ihr als eine ſchreiende Ungerechtigkeit empfunden werden mußte: bitter hatte ſie erwidern laſſen, man könne dieſen Eifer für die katholiſche Sache unmöglich für echt halten, ſonſt hätte man ſich ſeinerzeit nicht ſo beeilt, die Wahl Karls VII. anzuerkennen. „Wer dieſe Antworten von Wien leſe," ſagte der Papſt, „der würde nicht glauben, daß ſie wirklich gegeben werden konnten, er würde ſie für eine Erfindung der Torheit halten. Indes Wir haben ſie ſelbſt aus dem Munde des Herrn von Thun vernommen[1])." So ging der Streit hin und her. Man kann nicht ſagen, daß die päpſtliche Kurie blindlings dem franzöſiſch-ſpaniſchen Intereſſe diente. Wenn der preußiſche Geſandte in Paris im Auguſt 1743 wiſſen wollte, daß die beiden Verbündeten dem Papſt für ſeine Parteinahme Mantua in Ausſicht geſtellt hätten, ſo darf man das doch nur als eine Vermutung anſehen; in den Briefen Benedikts an Tencin iſt kein Anhaltspunkt dafür. Anderſeits geht aus dieſen hervor, daß ihn doch auch das Intereſſe an der katholiſchen Sache beſtimmte. Wiederholt beklagt er ſich über den König von Preußen — den „Markgrafen von Brandenburg", wie er ihn gewöhnlich nur nennt —; zuerſt iſt ihm deſſen Plan, den Fürſtbiſchof von Breslau als apoſtoliſchen Vikar für alle ſeine Staaten beſtellt zu ſehen, ſehr zuwider, ſpäter das Andringen des Königs, einen Grafen von Schafgotſch, den der Papſt nicht mit Unrecht für irreligiös und ſittenlos hielt, zum Koadjutor dieſes Biſchofs zu machen. Hierin meinte Bartenſtein Anzeichen eines Sinneswandels Benedikts zu ſehen[2]). Auch ſtimmte der Papſt mit Maria Thereſia in der Abneigung gegen den Bruder Karls VII., den ſog. Kardinal von Bayern, überein[3]), der eine ganze

[1]) An Tencin, 6. Oktober 1742. Corresp. 1, 3.

[2]) Vortrag vom 13. April 1743. Dazu die o. a. Correspondance 1, 33, 52, 70 (März, Mai, Juli 1743); einmal ſpricht der Papſt auch von der „insolence" des Markgrafen.

[3]) In dem Konzept einer Weiſung an Thun von Bartenſtein, d. d. 15. März 1742, heißt es: „. . . vernehme, daß man dem Herzog, Theodor von Bayern, Biſchofen zu Freyſing und Regensburg zur Churmainziſchen Coadjutorie verhülflich ſein wolle . . . Dies zu verhindern hat Ew. Andacht vornehmſte und unausſetzliche Sorge zu ſein."

Reihe von Reichsſtiftern in ſeiner Hand vereinigte; er empfand ſehr tief das Unkanoniſche dieſer Pfründenhäufung, die zu dulden ihn doch politiſche Rückſichten beſtimmte, ſowie das ungeiſtliche Leben der deutſchen Kirchenfürſten überhaupt. Wenn er bei der Kardinalskreation im September 1743 dem öſterreichiſch geſinnten Uditore Mellini nicht, wie der Wiener Hof wollte, den Purpur gab, ſo konnte er deſſen Beſchwerden[1]) doch triftige Argumente entgegenſetzen: er habe dem öſterreichiſchen Intereſſe entſprochen, indem er 4 mailändiſche und 2 toskaniſche Biſchöfe in die Kreation aufgenommen, den Mellini aber nur deshalb ausgeſchloſſen, weil er ſich bisher immer als politiſcher Agent Öſterreichs benommen habe, anſtatt unparteiiſch ſeiner Pflicht als Uditore nachzukommen[2]). Auch die wiederholten Beſchwerden des Papſtes über Thun waren nicht grundlos[3]). Und wenn er über das Vorgehen der öſterreichiſchen Truppen im Kirchenſtaat ſchwerere Klagen erhebt als über das der Spanier, ſo gibt er doch zu, daß dieſe an dem ganzen Elend des langen Krieges die erſte Schuld trügen[4]). Aber freilich, zu einer wirklichen Objektivität, geſchweige denn zu einer Parteinahme für die Königin, die gewiß die frömmſte, der katholiſchen Sache ergebenſte Fürſtin des damaligen Europas war, brachte er es nicht, er ſah nicht ein, daß ſie und nicht ihre Gegner der wahre Hort des Katholizismus war[5]).

Indes hätte die Voreingenommenheit des Papſtes den Vormarſch der öſterreichiſchen Truppen nicht aufgehalten. Aber Lobkowitz erwies ſich ſchließlich noch weniger wie Traun als ein Mann kühner Entſchlüſſe. In den erſten Märztagen

[1]) Maria Thereſia ſchrieb ihm ſelbſt darüber; ein Zitat aus dem Brief d. d. 14. November 1743, bei Arneth 2, 537.

[2]) Der Papſt an Tencin darüber zuletzt gelegentlich des Briefes der Königin am 6. Dezember 1743: Corresp. 1, 102.

[3]) Zuſammengefaßt vom Papſt in der Abſchiedsaudienz des Grafen Thun im Jänner 1745; ebd. 1, 173.

[4]) An denſelben: 3. Juni 1744; ebd. 1, 110.

[5]) Wie falſch er über Maria Thereſia berichtet war, zeigt ſein Brief an Tencin vom 10. Mai 1743 (a. a. O. 1, 52), wo er von ihr ſagt, ſie ſei „environnée de jeunes gens (!) qui la conseillent mal". Die Quelle ſeiner falſchen Anſicht lag wohl in den Berichten des Nuntius Paolucci. Anderſeits wirkten, wie für Frankreich Tencin, für Spanien die Kardinäle Aquaviva, Alberoni und Valenti.

konzentrierte er wohl seine Streitkräfte in der Nähe von Rimini (bei Cattolica), um die Spanier, die bei Pesaro standen, anzugreifen, aber als sich diese zurückzogen und damit eine Stellung räumten, die sie vier Monate lang stark befestigt hatten, folgte er dem Feinde doch nicht, sondern sandte seinen Adjutanten nach Wien, durch den er sich bestimmten Befehl erbat, ob er gegen Neapel vormarschieren solle, für welchen Fall er aber gleichzeitig zureichende Geldmittel forderte. Jener Befehl war indes längst erteilt. Ende März kam die Antwort der Königin. Wie so oft früher und später, ist sie auch diesmal der Meinung, daß man einem weitentfernten Feldherrn keine ganz bestimmten Weisungen geben könne: sie ließ ihm völlig freie Hand. Erwünscht wäre es ihr freilich, wenn er den Zug gegen Neapel begönne; sie sandte ihm zu diesem Zweck 200000 Gulden[1]). Aber Lobkowitz getraute sich's doch nicht; Regengüsse in den nächsten Tagen und die Nachricht, daß sich das französisch-spanische Heer unter dem Infanten Don Philipp in der Provence versammelt habe, um die Grafschaft Nizza (die zu Piemont gehörte) anzugreifen, veranlaßten ihn, seine Truppen zwischen Potenza und Tronto zu kantonnieren und wiederum einen Offizier (Colloredo) nach Wien zu senden, um neuerliche, der neuen Lage entsprechende Verhaltungsmaßregeln zu erbitten! Unmutig ließ ihm Maria Theresia nun durch den Großherzog den strikten Befehl erteilen (15. April), gegen Neapel vorzurücken, „da dessen Eroberung für die Königin unerläßlich geworden, wenn sie überhaupt einen Fuß in Italien behalten wolle[2])." Bartenstein aber hatte recht: „Zeit verloren, alles verloren!" Inzwischen

[1]) Handschreiben vom 17. März: Erbfolgekrieg 8, 211.

[2]) Ebd. 218. Daß die Königin ihm durch Colloredo einen persönlichen Befehl überbringen ließ, wird zwar hier auch gesagt, doch kein Handschreiben oder sonst eine Quelle dazu zitiert. Arneth (2, 359 und 542 A[6]) führt auch nur den Brief des Großherzogs an. Die tröstende Äußerung zu Bartenstein, der über Lobkowitz' Zögern außer sich gewesen sein soll, kann nicht aus Anlaß der Sendung Colloredos gemacht worden sein, wie man nach Arneths Erzählung (S. 358) glauben sollte, denn sie tat sie, wie A. selbst (542 A[2]) angibt, in einem Brief vom 29. März, und Colloredo wurde erst am 7. April von Lobkowitz abgesandt; von diesem Tag ist der Brief an Ulfeld datiert, den er ihm mitgab: Erbfolgekrieg 8, 212 A[5].

war Neapel aus seiner Neutralität herausgetreten; Ende März wurden bereits die ersten Vorbereitungen zu einem Zusammenwirken seiner Truppen mit den Spaniern getroffen. Anfangs April hatte auch die spanisch-französische Armee, die in der Provence stand, die Offensive ergriffen; dazu begann die Republik Genua, die von dem englischen Admiral wiederholt brüskiert worden war und wegen Finale fürchtete, sich auf Seite Frankreich-Spaniens zu neigen; die sardischen Truppen in Nizza waren in bedrängter Lage: es bedurfte nur einer Niederlage und dem Feind stand der Weg in die Lombardei offen. Lobkowitz, völlig entmutigt, dachte schon daran, seine Truppen nach Toskana zurückzuziehen, um von dort aus den Sarden zu helfen, Genua niederzuhalten, einen Einfall der Spanier in die Lombardei abwehren zu können. Die Eroberung von Neapel wäre damit völlig aufgegeben gewesen. Aber am 21. April traf die Weisung des Großherzogs ein: dieser konnte er sich nicht entziehen. So begann denn wirklich ein Krieg um Neapel: es war der Wille der Königin. Der Schauplatz war fast ausschließlich der Kirchenstaat. Wieder einmal wurde man daran erinnert, daß Österreich der Erbe des alten deutschen Kaisertums war, dessen Heere so oft vor der ewigen Stadt erschienen sind. Am 24. Mai 1744 hielt Lobkowitz seinen feierlichen Einzug in Rom: nicht als Feind, aber doch wie der Abgesandte einer Obermacht; das Volk jubelte ihm zu, rief: „Es lebe die Königin von Ungarn!" In den neapolitanischen Abruzzen, wohin Lobkowitz anfangs Juni eine Heeresabteilung entsandte, begrüßte die Bevölkerung diese als Befreier. In der Domkirche der Hauptstadt des östlichen Teiles von Abruzzo ultra konnte der kommandierende Oberst nach dem feierlichen Tedeum eine Proklamation verlesen, in der sich Maria Theresia bereits Königin beider Sizilien nannte[1]). Den Gemeinden der Stadt Neapel wurde in einem Manifest wieder die alte Freiheit gegeben, sich nach eigenem Gutfinden zu versammeln „sowohl in Sachen, die den Dienst der Krone angehen, als auch in denen andern Angelegenheiten dieser Hauptstadt und des Königreichs"; die Barone werden in der freien Ausübung ihrer Gerichtsbarkeit über die Vasallen

[1]) Erbfolgekrieg 8, 261.

konfirmiert und alles kaſſiert, was ſie bis dahin darin beſchränkte[1]).

Aber was half das alles, da der Feldzug reſultatlos verlief! Wochenlang ſtanden ſich die beiden Gegner — Öſterreicher, Spanier und Neapolitaner — in der herrlichen Waldgegend zwiſchen dem Nemiſee und dem Städtchen Velletri gegenüber; erſt am 11. Auguſt kam es zur Schlacht, beide Teile ſchrieben ſich den Sieg zu, aber Lobkowitz hielt es doch für geraten, den Rückzug anzutreten. Zur Eroberung eines Königreichs war er nun wirklich zu ſchwach. Man kann aber doch nicht ſagen, daß ihn ſeine Königin in ein ausſichtsloſes Unternehmen hineingetrieben hat. Wäre er im März entſchloſſen den Spaniern gefolgt, hätte er ſie zur Schlacht genötigt, bevor die Neapolitaner gerüſtet waren, der Ausgang wäre wohl ein anderer geweſen. So war noch einmal ein hochfliegender Plan Maria Thereſias geſcheitert. Er hat niemals wieder aufgenommen werden können. Wohl wehten achtzig Jahre ſpäter noch einmal die ſchwarzgelben Banner in dieſen Regionen, aber da zogen die Öſterreicher einem König von Neapel gegen ſeine aufrühreriſchen Untertanen zu Hilfe; an eine Eroberung des Landes war kein Gedanke mehr.

Auch in Norditalien war im Sommer 1744 kein Fortſchritt der auſtro-ſardiſchen Waffen. Im Juli waren die Feinde ins Piemonteſiſche eingebrochen und das Tal der Stura hinaufgezogen, Turin ſelbſt ſchien bedroht. Karl Emanuel forderte raſche Hilfe von den Öſterreichern. Maria Thereſia gab Mitte September Lobkowitz die Ermächtigung, ſoviel Truppen als möglich nach Oberitalien zu ſenden. Aber erſt ſechs Wochen ſpäter ſetzte ſich Lobkowitz in Bewegung; am 2. November zog er mit ſeiner ganzen Armee an den Mauern Roms vorbei; Spanier und Neapolitaner folgten ihm auf dem Fuße. Zwiſchen der Porta del Popolo und der Porta Pia kam es zu einem Scharmützel, aber die Öſterreicher zogen unangefochten weiter. Tags darauf hielt der König von Neapel ſeinen feierlichen Einzug in die Stadt. Wenn es

[1]) Geſchichte und Taten Maria Thereſias (1743—46), 3. Teil 783 u. f.

wahr ist, daß ihn der Papst als Befreier begrüßte, so tat er dies doch mit sehr gemischten Gefühlen[1]).

Ein vierter Kriegsschauplatz war inzwischen in den Niederlanden eröffnet worden. König Georg hatte sich kaum mit der pragmatischen Armee über den Rhein zurückgezogen, so ließ Maria Theresia ihn durch Wasner schon wieder zur Festsetzung eines Feldzugsplanes für 1744 und zur möglichst baldigen Wiederaufnahme der Operationen drängen[2]). Was jenen betrifft, so waren die Seemächte dafür, den Krieg diesmal in den Niederlanden zu eröffnen; Maria Theresia hätte wiederum einen Angriff gegen Frankreich vom Rhein her vorgezogen. Aber sie ordnete sich hierin bereitwillig den Bundesgenossen unter. Erst als sich bei den Vorbereitungen der Alliierten wieder eine trostlose Langsamkeit zeigte, ging sie auf die Idee eines Hauptangriffs vom Rheine her zurück. Im Jänner 1744 kam die Nachricht aus Paris, daß man in diesem Jahre vier Armeen ins Feld stellen wolle. Auch starke Rüstungen für einen Seekrieg wurden gemacht, nichts Geringeres als eine Invasion in England wurde beabsichtigt: Karl Eduard Stuart, der Enkel des verstorbenen Jakob II., sollte in sein angestammtes Königreich geführt, die Dynastie Hannover entthront werden. Das Bekanntwerden dieser Pläne bewirkte nun allerdings, daß sich die Seemächte zu einer rascheren Tätigkeit aufrafften. Die 300000 Pfund Subsidien, die nach dem Wormser Vertrag Maria Theresia zukamen, wurden vom Parlament für 1744 anstandslos bewilligt, ebenso 200000 Pfund für Sardinien. Die Stände von Holland und Westfriesland einigten sich Mitte Februar dahin, nicht nur das bisherige Hilfskorps für 1744 im Feld zu belassen, sondern noch ein zweites, gleich starkes aufzustellen; bald darauf luden sie die anderen Staaten ein, diesem Beschluß beizutreten; am 7. März erging die offizielle Aufforderung des Staats-

[1]) Mit dem Bericht des Bischofs von Gurk vom 7. November (bei Arneth 2, 545) vgl. man den Brief des Papstes an Tencin (Corresp. 1, 161): „Der König von Neapel", klagt er da, „hat in wenigen Stunden aufgezehrt, was Wir in 3 Jahren durch den Verzicht auf die Villegiatur in Castello (Gandolfo) erspart haben, ja mehr noch: auch was Wir in den 3 folgenden Jahren für eine solche ausgegeben hätten."

[2]) An Wasner, 30. Oktober 1743. Erbfolgekrieg 6, 279.

rates, der zentralen Regierungsbehörde, an ſämtliche Provinzen, die Geldmittel für beide Korps zu bewilligen. Hiezu hatte die Entſendung des Prinzen Aremberg in den Haag durch Maria Thereſia nicht wenig beigetragen. Aber wenn ſo der Invaſionsplan Frankreichs die Sache der Königin von der einen Seite förderte, ſo ſchadete er ihr doch von der anderen. Denn ſo ſehr waren nun die engliſchen Miniſter von den Verteidigungsmaßregeln im eigenen Lande in Anſpruch genommen, daß ſie keine Zeit für die Operationen auf dem Feſtland fanden, auf die doch Maria Thereſia vor allem gerechnet hatte. Überdies mußte die öſterreichiſche Regierung in Brüſſel befürchten, die Franzoſen könnten ihre engliſche Unternehmung mit einer Diverſion auf belgiſche Hafenplätze wie Oſtende begleiten. Unter ſolchen Umſtänden war es doch eher ein Glück für die Königin, daß die Regierung Ludwigs XV. Mitte März ihren abenteuerlichen Plan wieder aufgab. Wasner und Aremberg, von der Königin gedrängt, bringen nun endlich eine Militärkonferenz in London zur Beratung eines gemeinſamen Feldzugsplans in den Niederlanden zuſammen. Aber ſie ergab kein rechtes Reſultat; jedenfalls wollten die Seemächte keinen Offenſivkrieg wagen, ſondern zuwarten, bis die Franzoſen den Feldzug eröffneten. So blieb denn auch Maria Thereſia dabei, ihrerſeits den Krieg hauptſächlich am Rhein zu führen. Prinz Karl ging im April dorthin ab. Die nun erſt erfolgende Kriegserklärung Frankreichs an England kam der Königin ſehr gelegen; ſie erhoffte ſich davon ein energiſcheres Vorgehen Englands. Ebenſo begrüßte ſie freudig eine durch dieſelbe Erklärung hervorgerufene kriegeriſche Reſolution der Provinz Holland, obwohl ſie ganz gut wußte, daß dieſe nur um Englands willen gefaßt worden war — da funktionierte auch der ihr immer als ſo unüberwindlich ſchwerfällig geſchilderte Regierungsapparat der Generalſtaaten auf einmal raſch — und daß an ihrem Erbrecht den Seemächten eigentlich herzlich wenig gelegen und Holland beſonders immer bereit war, dieſes ſeinen Friedenswünſchen aufzuopfern[1]). Es berührte ſie aber doch peinlich, daß gleich darauf dieſen Wünſchen von der Mehrzahl der Staaten offen Ausdruck ge-

[1]) Reſkript an Reiſchach vom 18. April 1744: Erbfolgekrieg 6, 312

geben und eine offizielle Friedensvermittlung in Frankreich beſchloſſen wurde. Dieſe wurde nun freilich von Ludwig XV. ſelbſt zweimal abgewieſen, was ihr wiederum nur recht ſein konnte. Daß Frankreich nun auch den faktiſchen Kriegszuſtand mit Öſterreich durch eine formelle Erklärung in einen völkerrechtlichen verwandelte, mochte ſie zum mindeſten gleichgültig laſſen.

Das franzöſiſche Heer, das an 100000 Mann ſtark war, wurde im Mai in Valenciennes konzentriert, dorthin kam auch der König; den Feſtungskrieg ſollte Noailles, der Marſchall von Sachſen den Feldkrieg leiten. Die Verbündeten konnten ihnen nicht viel über 40000 Mann entgegenſtellen[1]), auch hatten ſie keine einheitliche Führung, unter den Generalen war keiner von überragender Autorität. Wiederholt ließen die Seemächte durch ihre Wiener Geſandten Robinſon und Burmania die Königin bitten, doch den Prinzen Karl mit dem Oberbefehl in den Niederlanden zu betrauen. Vergebens, ja ſie lehnte auch — „mit einer Hartnäckigkeit, welche nur einem klaren Überſchauen der ſtrategiſchen Situation entſpringen konnte“[2]) — jede Detachierung von Teilen der Rheinarmee nach den Niederlanden ab, willigte nicht einmal in die Abſendung von 10000 Irregulären, mit denen ſich jene zuletzt begnügt hätten. Der Prinz hatte den Oberbefehl über die aus Bayern gegen den Rhein marſchierende Armee der Königin am 19. Mai im Lager von Heilbronn übernommen. Bis dahin hatte ſie Graf Traun als Nachfolger des verſtorbenen Khevenhüller befehligt, über den wieder dieſelben Klagen laut geworden waren wie einſt über ſeine Kriegführung in Italien. „Er iſt wohl nicht Khevenhüller,“ äußerte ſich Maria Thereſia zu Starhemberg. Um ſo froher war ſie, als nun Prinz Karl kam und ihr berichtete, das Heer ſei „magnifique“. „Mein Vertrauen“, ſchrieb ſie ihm zurück, „iſt . . . zuvörderſt auf Gott, ſodann aber auf Ew. Liebden gegründet . . . Alles kommt nunmehr auf Dero Unternehmungen an.“ Der Prinz war von den kühnſten Hoffnungen beſeelt; er ſoll Mitte Juni ſeiner Gemahlin geſchrieben haben: wenn es ihm nur einmal

[1]) Ebd. 334 u. f.
[2]) So F. Maſſer ebd. 364.

gelinge, den Rhein zu überſchreiten, dann werde er ihr auch bald von Paris aus ſchreiben. Wirklich ging er Ende Juni mit dem Hauptteil ſeiner Armee bei Germersheim über den Strom[1]). Was vor Jahresfriſt mit unzulänglichen Kräften nur verſucht worden war, diesmal gelang es vollkommen. Lauterburg und Weißenburg ergaben ſich ſofort. „Endlich, mein teurer Bruder, ſind wir im Elſaß", ſchrieb er am 6. Juli an den Großherzog. Maria Thereſia war voll Dankbarkeit: „Da Dieſelben ſo zeitlich das große Beiſpiel Dero Großvaters erfüllen, ſo vermehreten Sie unter einſtem (?) . . . ungemein nicht minder Dero Verdienſte umb Mich, Mein Erzhaus, das teutſche Reich und die ganze Chriſtenheit als auch den vorhin ſchon erworbenen eigenen unſterblichen Ruhm[2])." Diesmal beurteilte ſie ihren Schwager nicht zu günſtig; von dieſem Rheinübergang des Prinzen hat König Friedrich noch in ſpäteren Jahren mit Bewunderung geſprochen[3]). Das nächſte Abſehen der beiden Brüder war auf die Eroberung ihres angeſtammten Herzogtums gerichtet[4]). Aber ſo leicht war dieſe doch nicht. Auf die Nachricht von den Fortſchritten der öſterreichiſchen Armee im linksrheiniſchen Lande ließ der König von Frankreich einen anſehnlichen Teil ſeines Heeres von Flandern über Sedan gegen Metz abmarſchieren[5]). Immerhin konnten ſich die öſterreichiſchen Truppen nach mehreren ſiegreichen Gefechten bis auf eine Stunde Straßburg nähern: die Einnahme dieſer Stadt wäre doch ein ungeheurer Erfolg nicht nur der Königin, ſondern auch der deutſchen Nation geweſen. Neuere Beurteiler haben unter Hinweis darauf, daß die Einnahme hauptſächlich durch Panduren und Kroaten erfolgt wäre, die ja auch den Hauptanteil an dem Rheinübergang hatten, gemeint, es ſei doch beſſer, daß die Wiedergewinnung der alten deutſchen Reichsſtadt ſpäter, aber durch Deutſche vollbracht worden iſt[6]). Aber dieſer Umſtand hat doch gar nicht dazu beigetragen, die Stadt wie das ganze Elſaß auch

[1]) Ebd. 5, 413 u. f.
[2]) Arneth 2, 549 A[23].
[3]) Droyſen a. a. O. 5[2], 288.
[4]) Contarinis Bericht vom 4. Juli 1744 bei Arneth.
[5]) Erbfolgekrieg 6, 393.
[6]) Dove in ſeiner Deutſchen Geſchichte (1883) 261.

moraliſch dem entfremdeten Vaterland zurückzugewinnen; damals hingegen, um die Mitte des 18. Jahrhunderts, war die Bevölkerung noch lange nicht der Geſinnung nach zu Franzoſen geworden, dies bewirkte hernach erſt die Revolution und Napoleon; ſie wäre noch ganz deutſch mit den meiſten ihrer alten deutſchen Ordnungen wiedergewonnen worden, hätte ſich ſofort wieder in das Reich eingefügt, von dem die Stadt erſt vor ſechzig, das Land vor kaum hundert Jahren abgetrennt worden war. Ob die zuerſt einmarſchierenden Truppen Deutſche, Ungarn oder Slawen geweſen wären, hätte nichts bedeutet, genug, daß ſie das Feldzeichen der Fürſtin führten, deren Ahnen in dieſen Gebieten ſo lange geherrſcht hatten, deren Gemahl in kurzer Friſt die Krone des Deutſchen Reiches tragen ſollte.

Aber der Siegeslauf des Prinzen wurde von ſeiner Königin ſelber gehemmt. Wiederum ſind wir an einen der großen Wendepunkte ihres Schickſals gelangt, und wiederum war es ihr erſter großer Feind, der ihn herbeiführte. König Friedrich von Preußen fiel abermals in ihre Staaten ein.

Urſprung und Ausbruch des Zweiten Schleſiſchen Krieges

Schon im Spätjahr 1742 waren Maria Thereſia Warnungen von neuen kriegeriſchen Abſichten des Preußenkönigs von einer ihm ſehr naheſtehenden Seite zugegangen[1]). Während des ganzen Jahres 1743 hatte ſie es dann zu fühlen bekommen, daß ihr der König immer noch feindlich geſinnt war. Beſonders empfindlich waren ihr ſeine Bemühungen, ein beſſeres Verhältnis zwiſchen dem Wiener und dem Petersburger Hofe zu verhindern. So heimlich dies geſchah, man war in Wien doch gut davon unterrichtet. Auch wußte man,

[1]) Von deſſen Schweſter, der Markgräfin von Bayreuth, durch Grafen Cobenzl aus Erlangen. Daß die von Arneth 2, 350 angeführten Berichte desſelben nicht, wie er angibt, aus dem Jahre 1743, ſondern ſchon von 1742 (November und Dezember) ſtammen, hat Feſter, Die Bayreuther Schweſter uſw., 197 feſtgeſtellt.

daß des Kaiſers Feldherr, von Seckendorf, Ratſchläge von König Friedrich empfing[1]). Offen trat er gegen die Königin auf, als ſie ihre Truppen nach der zweiten Eroberung Bayerns neutrales Reichsgebiet betreten ließ; er erhob dagegen Proteſt, den er freilich durch eine mündliche Erklärung wieder abſchwächte: er ſehe nicht ein, was für ein Beſchwernis dieſem Marſch, den niemand hindern würde, im Wege liegen könnte[2]).

Dazu kamen fortwährende Rüſtungen. Die Feſtungen in der neuen Provinz Schleſien wurden inſtand geſetzt und verſtärkt, die Truppen immer noch vermehrt, Vorkehrungen für die Verpflegung getroffen, die auf einen neuen Feldzugsplan deuteten. Zu Ende des Sommers wußte alle Welt davon. „Friedrichs Macht und Bedeutung", ſagt ein Beurteiler dieſer Zeit, „ſchwoll wie eine Wetterwolke am Horizont, aber noch ſtand ſie unbeweglich." Im September trat der König eine Reiſe ins Reich an, zunächſt zu ſeiner Schweſter nach Ansbach. Dort empfing er den Maria Thereſia ſo fatalen Seckendorf; man ſprach davon — und es war etwas daran —, daß er den Hof von Gotha, daß er den klugen alten Fürſtbiſchof von Bamberg und Würzburg beſuchen wollte. Dazu kam es nun nicht, ſchon Ende des Monats kehrte er nach Berlin zurück, und die Diplomaten blieben über den eigentlichen Zweck ſeiner Reiſe im unklaren. Aber bald darauf trat er dem Wiener Hof in einer formellen Frage ſehr entſchieden, ja drohend entgegen. Es war aus Anlaß jenes Verſtoßes des Reichsherkommens, den ſich der Kurerzkanzler hatte zuſchulden kommen laſſen, indem er das Promemoria der Königin ohne vorherige Umfrage zur Diktatur brachte. Der König ließ, wie er ſich ſelbſt ausdrückte, überall im Reich „die Sturmglocke läuten", befahl ſeinen Miniſtern, „einen Teufelslärm zu ſchlagen". Als der Kaiſer ein Handſchreiben an die Reichsſtände richtete, worin er ſich über das öſterreichiſche Vorgehen bitter beſchwerte, antwortete ihm Friedrich mit uneingeſchränkter Zuſtimmung, wobei er von der „ſkandalöſen und verſtohlenen Art" ſprach, mit der der Wiener Hof den Kurkanzler zur Verletzung des Reichsherkommens bewogen habe. Die mehr als geharniſchte Antwort erſchien im Dezember auch im Druck, worüber man

[1]) Juli 1743: Erbfolgekrieg 7, 30 A[1].
[2]) Ebd. A[2].

ſich in Wien ſehr empfindlich zeigte[1]). Von einer ungefähr gleichzeitigen franzöſiſchen Flugſchrift, die auch in deutſcher Überſetzung unter dem Titel „Schreiben eines franzöſiſchen von Adell an ſeinen guten Freund", erſchienen war, konnte die preußiſche Herkunft ohne viel Scharfſinn erraten werden; ſie enthielt gleichfalls ſcharfe Angriffe gegen die deutſche Politik der Königin: in ſtarker Übertreibung ſpricht ſie von dem „unerträglichen Joch, mit dem das Haus Habsburg ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten das Reich bedrohe"; der König von Preußen wird als der einzige Hort der deutſchen Freiheit bezeichnet[2]). Überdies tauchten gegen Ende des Jahres in Zeitungen von Regensburg, Augsburg und Nürnberg allerlei Senſationsnachrichten auf, die bald von Bemühungen des Königs von Preußen, den Kaiſer in ſeinen Erblanden zu reſtituieren, bald von einem bevorſtehenden neuerlichen Anſchluß Preußens an Frankreich und ſeinen großartigen Rüſtungen, bald von einem Druck des Königs auf Holland u. dgl. zu erzählen wußten, ja es erſchienen ſogar apokryphe preußiſche Kundmachungen mit Drohungen gegen Öſterreich, wie ein angeblich von dem Feldmarſchall Grafen Schwerin erlaſſenes Manifeſt, in dem es hieß, die Preußen würden in Mähren, Steiermark, Kärnten, Krain und Ungarn einrücken, um den Kaiſer für den ihm in Bayern zugefügten Schaden ein Pfand zu verſchaffen[3]). Dieſe publiziſtiſchen Manöver, die ihren Urſprung zum Teil auch in der Umgebung des Kaiſers und in Bayern hatten, bekümmerten indes Maria Thereſia nicht ſehr, auch ließ ſie ſich durch die Nachrichten von den preußiſchen Rüſtungen nur zu geringen Truppenverſchiebungen beſtimmen, bloß zwei Regimenter und ein Bataillon Infanterie ſandte ſie aus Bayern nach Böhmen und Mähren, die faſt ohne Beſatzung waren[4]). Übrigens ſchlug König Friedrich in ſeinen Erklärungen zuletzt wieder einen gemäßigten Ton an. Eine barſche mündliche Reſolution, die er am 12. De-

[1]) Preußiſche Staatsſchriften 1, 391, 392.

[2]) Über den Diktaturſtreit ſ. beſonders Dove a. a. O. 227 A[1], wonach die Darſtellung in den Preuß. Staatsſchriften nicht durchweg richtig, namentlich chronologiſch nicht ganz genau erſcheint.

[3]) Preuß. Staatsſchriften 1, 411 u. f.

[4]) Erbfolgekrieg 7, 57.

zember für Dohna gab, er möge in Wien einmal ſagen, daß ihn die Rüſtungen der Königin in Böhmen und Mähren, „ſo unter dem Prätext ganz grober und unwahrer Erdichtungen“ geſchähen, „auf gewiſſe Weiſe befremden müßten und ſie daher nur erklären möge, ob ſie des Breslauiſchen Friedens ſchon überdrüſſig wäre, damit er ſeine mésures darnach nehmen könnte“, wurde wohl in viel glimpflicherer Weiſe ausgeführt, ja in der Nachricht, die davon in das Januarheft des „Europäiſchen Staatsſecretarius“ von 1744 zur Kenntnis des Publikums kam, geradezu in eine Freundſchaftsbezeugung umgewandelt: Dohna habe zu Starhemberg und Ulfeld geſagt, es wäre ſein Prinzipal feſt entſchloſſen, den Breslauer Friedenstraktat unverbrüchlich zu halten, in der zuverläſſigen Hoffnung, daß Ihre Königl. Ungariſche Majeſtät gleich gute Geſinnung hege[1]). Die Hauptſache aber war, daß Friedrich ſeiner Idee einer Aſſoziation der Reichsſtände „gegen die Anmaßungen der Königin von Ungarn“ und die Bildung einer Neutralitätsarmee mit ihm als immerwährenden Generalleutnant an der Spitze zu Anfang 1744 völlig aufgab, da ihm die Stände dabei keineswegs entgegengekommen waren und der Kaiſer, von Frankreich, dem dieſer Plan gar nicht behagte, beſtimmt, ihn im Stiche ließ. Anderſeits war Maria Thereſia, wie wir geſehen haben, nach der vorübergehenden Anwandlung des Sommers, doch wieder gewillt, alle Kräfte zu der Fortſetzung des Kampfes gegen Frankreich zuſammenzunehmen. Eine Allianz, die ſie im Dezember mit Sachſen, wiederholt von dieſem gedrängt, ſchloß, hatte keine Spitze gegen Preußen oder war doch lediglich defenſiv; die Inſtruktion, die ſie ihrem Geſandten in Dresden durch Bartenſtein gab, ſpricht dies unzweideutig aus[2]); auch wurde der Vertrag von Friedrich ſo

[1]) Staatsſchriften 1, 419 A.

[2]) „Wir haben dabei ... zuvorderſt angemerkt primo dato ... Wir mit Preußen in Frieden und Freundſchaft uns befinden, secundo daß ſelbe zu brechen abſolut keinerſeits die Meinung ſein könne, tertio daß mithin von keinem Offenſiv-, ſondern lediglich von einem unſchuldigen Defenſiv-Bündnis die Frage ſein möge, und endlich quarto, wie einerſeits das gute Trauen und Glauben erheiſcht, inner dieſer Schranken zu verbleiben, alſo andererſeits noch überdies die gemeinſame Anſtändigkeit erfordere, zu keinem unzeitigen Argwohn oder Mißtrauen an Preußen den geringſten Argwohn zu geben.“ Erbfolgekrieg 7, 33. (Auch ſchon bei Arneth.)

aufgefaßt und beunruhigte ihn nicht. Was anders war es mit dem Wormſer Vertrag, der erſt im Februar 1744 durch holländiſche Zeitungen bekannt wurde; beſonders der 13. Artikel, in dem ſich der König von Sardinien verpflichtete, nach Vertreibung des gemeinſchaftlichen Feindes aus Italien die Beſchützung der Lombardei zu übernehmen, damit die Königin mehr Truppen in Deutſchland verwenden könne, erfüllte Friedrich mit Beſorgnis; außerdem fürchtete er die geheimen Zuſätze, die ja vorhanden waren, aber doch nichts für Preußen Verfängliches enthielten. Überhaupt aber „irrte ſich der König von Preußen, wenn er den Blick Maria Thereſias unmittelbar auf Schleſien gerichtet glaubte, die Königin begehrte zunächſt nur Bayern[1])." Aber er fand ſich durch dieſen Irrtum beſtimmt, eine neue Annäherung mit Frankreich zu ſuchen, und ſandte einen geſchickten Unterhändler nach Paris, der denn auch anfangs Juni ein Bündnis zuſtande brachte. Davon erfuhr man in Wien zunächſt nichts, wohl aber, daß der König auch ſeine Aſſoziationspläne wieder aufgenommen hatte und es ihm diesmal gelungen war, mit dem Kaiſer, Kurpfalz und Heſſen eine Union zur „Aufrechterhaltung der Reichsverfaſſung" abzuſchließen: man las davon ſchon Ende Juni in den Zeitungen[2]). In dem 2. Artikel verpflichteten ſich die Kontrahenten, den Wiener Hof „durch alle erſinnliche gute Officia" zu veranlaſſen, den Kaiſer als Oberhaupt des Reiches anzuerkennen, die Reichsarchive, die er noch immer verwahrte, herauszugeben, „demnächſt aber auch Sr. Kaiſ. Majeſtät präliminariter dero Chur-, Erb- und Patrimoniallande . . . zu reſtituieren"; die Streitigkeit wegen der öſterreichiſchen Erbfolge ſollten „durch geſamte Stände des Reiches entweder in Güte vermittelt oder durch rechtliche Entſcheidung beigelegt werden". Kein Zweifel, dieſe Abmachung bedeutete eine ſehr bedenkliche Störung der Kreiſe öſterreichiſcher Politik. Indes war ſie doch, und noch viel mehr die übrigen Beſtimmungen, verhältnismäßig harmlos. Aber von verſchiedenen Seiten war nach Wien auch die Kunde von einem geheimen Separatartikel gedrungen[3]), in dem ſich der König von Preußen verpflichtete, für den

[1]) So ganz richtig Koſer, Friedrich d. Gr. 1, 215.
[2]) Droyſen a. a. O. 5², 284.
[3]) Arneth 2, 409 u. f.

Kaiser Böhmen zu erobern, wofür ihm dieser die Kreise Königgrätz, Bunzlau und Leitmeritz, die Städte und Herrschaften Kolin und Pardubitz und den österreichischen Rest von Oberschlesien überlassen sollte; Oberösterreich würde ihm der König garantieren, sobald der Kaiser es erobert haben würde. Nun konnte König Friedrich hernach allerdings versichern, daß ein solcher „Articulus separatus" nicht bestehe; er war wohl in den ursprünglichen Entwurf des Unionstraktats vom April 1744 aufgenommen, später jedoch wieder entfernt worden[1]). Am 24. Juli aber hatten der Kaiser und der König einen geheimen Vertrag geschlossen, der eben diese bedrohliche Bestimmung enthielt, und so täuschte sich denn der Wiener Hof doch nicht über die aggressiven Absichten Preußens. Es ist nur zu verwundern, daß Maria Theresia auch da noch die neue preußische Gefahr nicht für so ernst hielt. Ende April hatte sie dem zögernden Grafen Traun geschrieben, er scheine ihr „sehr angsthaft wegen Preußen; es sei zwar ‚nicht ohne, daß er ein gefährlicher Feind', er solle sich aber doch nicht irre machen lassen und, wie sie es angeordnet, weiter gegen den Rhein marschieren; „wegen des Königs in Preußen lasse er sich gar nicht bekümmern und denke nicht auf selben[2])." Damals war die Union noch nicht geschlossen, der „Entwurf" ihr noch kaum bekannt, die Lage mochte also noch nicht als so bedrohlich erscheinen. Aber auch im Juni und Juli ist sie wie ihre Regierung vor Preußen noch ziemlich unbesorgt: sie wolle und könne eine preußische Invasion nicht vermuten, äußerte sie[3]). Am 1. Juli hörte der preußische Minister Podewils den österreichischen zum sächsischen Gesandten sagen, er könne nicht glauben, daß die (fortgesetzten) Rüstungen Preußens gegen Österreich gerichtet seien; der König sei doch zu gescheit, um Frankreich zum Herrn seines Schicksals zu machen; geschähe es doch, so werde es die Königin zuerst schwer treffen, dann aber ihr den Vorteil bringen, die schönste Provinz wieder zu gewinnen; sie werde, um das zu können, mit Frankreich und dem

[1]) Preußische Staatsschriften 1, 481.

[2]) Arneth 2, 547A[13] (ohne Datum, doch ergibt sich aus dem Inhalt, daß der Brief nur aus dieser Zeit stammen kann).

[3]) Erbfolgekrieg 7, 81.

Kaiſer um jeden Preis Frieden ſchließen[1]). Der Geſandte traf damit wohl die innerſten Gedanken der Königin: ja, wenn ſich dieſe Ausſicht eröffnete, dann traten alle anderen Pläne — auf Bayern, auf Elſaß und Lothringen — davor zurück. Ähnlich wie der Geſandte äußerte ſich Ende Juli Bartenſtein: Wenn nur am Rhein die Dinge einen guten Verlauf nähmen, würde es Friedrich nicht wagen, die Feindſeligkeiten zu eröffnen[2]). Übrigens waren damals mit dem Kaiſer wieder Unterhandlungen angeknüpft worden, von denen man ſich in Wien einen baldigen günſtigen Abſchluß erhoffte, wenigſtens ſagte Bartenſtein um dieſelbe Zeit zu einem Reichshofratsagenten, das Reichsarchiv werde in Wien bleiben, wo es bald einen römiſchen König geben dürfte, der die für das Reich beſtimmten Expeditionen zeichnen werde, nachdem der Kaiſer ſie in München gezeichnet hätte; dieſer werde ſeine Würde auf Lebenszeit behalten, die Reichsämter aber in Wien bleiben. Einige Sicherheit gab es auch, daß es Maria Thereſia eben damals gelang, zu dem Petersburger Hof in ein etwas beſſeres Verhältnis zu kommen[3]). Im Juli ſandte ſie den Grafen Roſenberg als Botſchafter nach Moskau, um der Zarin ihre Glückwünſche wegen des Friedens mit Schweden zu überbringen. Einige Vorſichtsmaßregeln gegen Preußen wurden indes Ende Juli doch getroffen oder wenigſtens an ſolche gedacht. Bevor ſich aber Maria Thereſia über diesbezügliche Vorſchläge entſcheiden konnte, war König Friedrich bereits zu

[1]) Droyſen a. a. O. 5^2, 284.

[2]) An den Großherzog (30. Juli) bei Arneth 2, 555 A^{61}.

[3]) Der Urſprung der Verſtimmung zwiſchen den beiden Höfen lag in einem Vorfall des Sommers 1743. Der Geſandte der Königin in St. Petersburg, Botta d'Adorno, war in den Verdacht gekommen, an einer Verſchwörung gegen die Zarin teilgenommen zu haben. Der ruſſiſche Geſandte in Wien wurde beauftragt, auf die Beſtrafung Bottas, der längſt nicht mehr in Petersburg weilte, zu dringen. Botta hatte aber Maria Thereſia von ſeiner Unſchuld überzeugt, und ſie lehnte deshalb die Zumutung der Zarin ab. Aus der Erbitterung der Zarin hierüber zog König Friedrich Vorteil; es gelang ihm, eine Annäherung zwiſchen Preußen und Rußland herbeizuführen. Dies beſtimmte nun wieder Maria Thereſia dazu, der Zarin ſo weit entgegenzukommen, daß ſie gegen Botta eine förmliche Unterſuchung einleitete und ihn bis zum Ausgang derſelben in Graz internierte. Droyſen a. a. O. 5^2, 149 u. f. meint dagegen, man hätte in Berlin nicht eben Anlaß gehabt, die Berichte über Bottas Schuld zu bezweifeln: „man kannte den

einer offenen Erklärung ſeiner feindſeligen Abſichten übergegangen. Am 24. Juli hatte er in Dresden auf Grund eines kaiſerlichen Requiſitorialſchreibens den Durchmarſch von 50 bis 60000 Mann preußiſcher Truppen durch kurſächſiſches Gebiet verlangt: ſie ſollten als kaiſerliche Hilfsvölker nach Böhmen gehen. Die ſächſiſche Regierung wagte nicht nein zu ſagen; am 29. Juli erließ der König von Preußen den Marſchbefehl. Am 8. Auguſt las Graf Dohna in Wien dem Hofkanzler eine Deklaration vor, in der die bevorſtehende feindliche Aktion ſeines Königs angekündigt wurde. Begründet war ſie darin, wie in einer etwas ſpäter an alle Höfe geſandten und in Druck gelegten ausführlichen Denkſchrift (Exposé des motifs), durch die Haltung der Königin von Ungarn dem Kaiſer gegenüber. Die Deklaration wirft ihr bereits vor: ſie habe „die kaiſerliche Dignität und Autorität beſtändig vilipendieret und die Reichsſtände, welche ſich darunter ihrer Obliegenheit gemäß bezeiget, teils unterdrückt, teils intimidieret und wieder ihr rechtmäßiges Oberhaupt aufgebracht," auch verſucht, „die rechtskräftige Wahl des Kaiſers unkräftig zu machen, damit eben nicht nur das kurfürſtliche Kollegium, das dieſe einſtimmig vorgenommen, beſchimpft, ſondern auch das geſamte Reich und deſſen Verfaſſung einem gänzlichen Umſturz ausgeſetzt;" ſie habe das Oberhaupt des Reiches nicht nur aller ſeiner Erbländer bis auf den letzten Flecken beraubt, ſondern auch deſſen Truppen von dem deutſchen Reichsboden verjagt, um ihn dergeſtalt ‚ſo zu reden mit Stumpf und Stiel auszurotten und zu vertilgen'." Dies könne „ein teutſch-patriotiſcher und wohlgeſinnter Churfürſt und Fürſt des Reiches unmöglich mit indifferenten Augen anſehen und leiden". In dem

intriganten und verſchlagenen Charakter des Italieners (er war vordem in Berlin beglaubigt geweſen)"; er ſoll auch der Liebhaber einer der gegen Eliſabeth angeblich Verſchworenen geweſen ſein. Aber die Verſchwörung ſelbſt iſt zweifelhaft, die Geſtändniſſe durch die Folter erpreßt. Und Droyſen hätte doch wenigſtens anführen müſſen, daß Arneth (2, 322) weder in den geheimen Berichten Bottas noch in den meiſt in Chiffern geſchriebenen Weiſungen an ihn die leiſeſte Andeutung einer Beſtrebung des Wiener Hofes gefunden hat, die Zarin Eliſabeth zu ſtürzen. — Arneth behandelt den Fall Botta ſehr ausführlich: 2,319 u. f.; 402 u. f.; 3, 43 u. f. — Eine etwas andere Darſtellung nach dem Bericht des ſächſiſchen Geſandten in St. Petersburg bei Hermann, Geſchichte des ruſſ. Staates 5, 65 u. f.

Exposé des motifs werden die in der Deklaration summarisch erhobenen Anklagen spezifiziert: die Königin habe Deutschland mit fremden Truppen überschwemmt, sie auf Kosten neutraler Fürsten des Reiches verpflegen und Durchmärsche durch deren Gebiet ohne die üblichen kaiserlichen Requisitorialschreiben vornehmen lassen, sie habe Allianzen geschlossen, für die sie Entschädigungen aus Reichslehen zugesagt und Aussichten auf gewisse Reichsstifter eröffnet habe; ihre Generale haben sich freier Reichsstädte bemächtigt, von den Kurfürsten die einen bedroht, die andern zu verführen gesucht und dadurch auf den Umsturz der Reichsverfassung hingearbeitet, sie habe kaiserliche Truppen in neutralen Reichsstädten und Reichsfestungen angegriffen, ja diese genötigt, sich außerhalb der Grenzen des Reiches zu flüchten; endlich habe sie, um das Maß ihrer Insulten voll zu machen, den bekannten Protest durch den Kurerzkanzler auf reichskonstitutionswidrige Weise zur Diktatur bringen lassen. Die Denkschrift ist stellenweise von einem im 18. Jahrhundert seltenen reichspatriotischen Pathos erfüllt, das dem rhetorischen Talent des Verfassers alle Ehre macht, aber zum Lächeln reizt, wenn man dabei an die Haltung des Königs gegen Kaiser und Reich im Siebenjährigen Kriege denkt. Zuletzt werden gar noch die Schatten der alten Germanen bemüht, die so viele Jahrhunderte die Freiheit ihres Vaterlands gegen die ganze Majestät des alten römischen Reiches verteidigt haben: sie „leben noch immer, sie werden diese Freiheit auch heute gegen diejenigen verteidigen, die es wagen, sie anzugreifen." Wiederholt wird betont, daß der König für sich nichts begehre, daß es sich nicht um seine persönlichen Interessen handle: er ergreife die Waffen nur, um dem Reich die Freiheit, dem Kaiser sein Ansehen, Europa den Frieden zu geben[1]).

Die wahren Motive des Zweiten Schlesischen Krieges wird man freilich hier nicht suchen dürfen. Diese lagen in

[1]) Preußische Staatsschriften I, 466 u. f., 442 u. f. — Eine gleichfalls vom preußischen Hof ausgehende Flugschrift „Remarques d'un bon patriote allemand" (einzelne Stücke davon ebd.) geht noch mehr ins Einzelne. Die fremden Truppen, die die Königin ins Reich gezogen, seien nicht nur Engländer, Holländer und Ungarn, sondern von den letzten barbarischen Völkern, deren Namen bis dahin unbekannt gewesen waren, so Lycanier (?), Tol-

Nach einem Stich in der K. u. K. Familien u. Fideikommißbibliothek

der Befürchtung des Königs, Schleſien wieder zu verlieren, wenn den Fortſchritten des ſiegreichen öſterreichiſchen Heeres nicht Halt geboten werde, und in dem Wunſch nach weiteren Landerwerbungen in Böhmen und Oberſchleſien. Doch dies berührt uns hier weniger. Dagegen müſſen wir auf die Vorwürfe, die der König gegen Maria Thereſia erhebt, doch näher eingehen. Für ihn waren ſie freilich bloße diplomatiſche Fiktionen, aber ſie drücken unſtreitig die Anſichten eines Teiles der deutſchen Stände und des deutſchen Publikums aus. Ihr aber ſtand eine andere nicht weniger verbreitete gegenüber, die das Vorgehen der Königin für gerechtfertigt hielt. Die eine wie die andere Partei konnte ſich auf Reichsgeſetze und Reichsherkommen berufen; in dieſem Labyrinth fanden ſich Argumente für das Für und Wider. Wenn Maria Thereſia als Lehensträgerin des Reiches dem Kaiſer, der ja in der Tat von allen Kurfürſten außer dem von Böhmen gewählt worden war, widerſtrebte, konnte ſie wohl als rebelliſche Vaſallin bezeichnet werden[1]). Aber alsdann hätte ſie in die Acht des Reiches getan werden und zu deren Exekution das Reich aufgerufen werden ſollen. Der Kaiſer konnte die Acht freilich nicht allein verhängen, ältere wie neuere Wahlkapitulationen banden ihn hierbei ausdrücklich an die Zuſtimmung der Kurfürſten, Fürſten und Stände; auch in die Kapitulation Karls VII. war dieſe Beſtimmung ſelbſtverſtändlich übergegangen, denn wie hätten die Fürſten eine einmal errungene Beſchränkung der kaiſerlichen Autorität wieder aufgeben wollen! Es iſt ſehr die Frage, ob Karl VII. die Ermächtigung zu einer Ächtung

patſchen, Warasdiner, Panduren. Von den Reichslehen, die Maria Thereſia ihren Bundesgenoſſen verſprochen haben ſoll, kann allerdings nur das einzige Finale angeführt werden; als die Bistümer, die ſie anderen in Ausſicht geſtellt habe, werden Osnabrück, Paderborn und Hildesheim bezeichnet. Hieran war kein wahres Wort.

[1]) Die Belehnung einzuholen, konnte ſie nach dem Privilegium major, das ja damals noch für echt galt, nicht verpflichtet werden; dazu hätte der Kaiſer nach Öſterreich kommen müſſen. Auch brauchte ſich darnach der Herzog von Öſterreich wegen irgendeiner Anklage vor dem Kaiſer nicht zu verantworten, ſondern konnte einen ſeiner Vaſallen als Richter über ſich aufſtellen. Aber die öſterreichiſchen Privilegien aus der Zeit vor der Goldenen Bulle werden, wie ſchon Droyſen bemerkt hat, in dieſer Polemik nicht angerufen.

der Königin von den Fürsten erlangt hätte. König Georg II. hat als Kurfürst von Hannover von vornherein erklärt, er würde nicht darauf eingehen[1]). Der Kaiser hat auch nicht ernstlich versucht, sie zu erlangen. Damit fehlte aber für ein reichsgesetzmäßiges Vorgehen gegen sie die Grundlage. Und daß ein Reichsfürst auch zugunsten des Kaisers, bloß auf eine Abmachung mit diesem und mit einzelnen Fürsten gestützt, gegen einen anderen die Waffen ergriff, war vollends weder in den Reichsgesetzen noch im Reichsherkommen begründet.

Maria Theresia lagen indes solche Erwägungen ganz fern. Für sie war die Sache viel einfacher. Man wird nicht sehr irregehen, wenn man annimmt, daß sie in ihrem Innersten das Reich und die Kaiserkrone als selbstverständliche Attribute des Hauses Österreich, und daß sie diesem nun vorenthalten wurden, als eine Ungerechtigkeit und Bosheit ansah[2]). Im übrigen beurteilte sie den Kampf, in dem sie begriffen war, unabhängig von der Reichsverfassung, als Abwehr eines gegen sie und ihre Länder gerichteten Angriffs und hiermit traf sie ohne Zweifel das Richtige. Ihre Minister freilich konnten an dem Reich nicht so achtlos vorübergehen und sie waren denn auch bemüht, die Anklagen, die der König von Preußen vom Standpunkt des Reichsrechts gegen ihre Herrin erhob, ausführlich zu widerlegen, besonders Bartenstein war da in seinem Element. Aber merkwürdigerweise wurden die Argumente, die unserer Ansicht nach hier am

---

[1]) Droysen a. a. O. 5^2, $7A^1$.

[2]) In einer etwas späteren preußischen Staatsschrift wird ihr denn auch nicht mit Unrecht vorgeworfen, sie hätte „gegen das Reich selbst agiret, gleich als wenn der Wienerische Hof und das Reich Synonyme wären, welches vielleicht ein Überbleibsel des ehemaligen Wienerischen Styls sein mag, den man sich bei veränderten Umständen abzugewöhnen etwas Mühe hat" („Niederlegung der Scheingründe usw." Preuß. Staatsschriften 1, 489). — Der Obersthofmarschall Graf Khevenhüller vermerkt in seinen Tagebüchern zum 15. Juni 1743 (S. 160) den Verstoß des Grafen Starhemberg, der in einer Anrede an die Königin diese als „kaiserliche Majestät" apostrophierte. Noch heute ist ja die populäre Auffassung in Wien, daß Maria Theresia von Anfang an Kaiserin war und Franz I. durch seine Vermählung mit ihr Kaiser geworden sei. Vor etwa 15 Jahren durfte diese Ansicht in einem „historischen" Lustspiel von Franz von Schönthan am „Deutschen Volkstheater" hervortreten, ohne weder vom Publikum, noch von der Kritik ernstlich beanständet zu werden.

nächsten gelegen wären, auch nicht verwendet; was man hauptsächlich betonte, war, daß man die Anerkennung des Kaisers nicht bedingungslos verworfen, sondern sie zugesagt habe, wenn der Königin für das Unrecht, das ihr durch Ausschließung der böhmischen Stimme von der Wahl zugefügt worden sei, eine Genugtuung gegeben werde. Dagegen konnte von der Gegenpartei mit Recht bemerkt werden — und es wurde dies auch bemerkt —, daß „die Entscheidung und Regulierung der bei dem Wahlgeschäfte vorkommenden Irrungen und Differenzen unstreitig und einzig und allein dem kurfürstlichen Collegio gebüre", und wenn der Wiener Hof eine solche bedingungsweise nachträgliche Anerkennung des Reichsoberhauptes als „eine besondere Mäßigung und Großmut" der Königin bezeichnete, so lag die Erwiderung, die man auch nicht verabsäumte, sehr nahe: es sei nicht zu begreifen, wie man das so nennen könne, „wann ein Reichsstand sich vernehmen lässet, unter gewissen Conditionen etwas tun zu wollen, welches ohne solche Conditionen zu tun seine Pflicht erfordert und welches er, ohne dieselbe zu verletzen, niemals verweigern mögen." Auch sonst war die Zurückweisung der vom Standpunkt der Reichskonstitution erhobenen Anklagen nicht sehr glücklich; manche wurden auch gar nicht berührt, so der Durchmarsch durch neutrales Reichsgebiet ohne kaiserliche Requisitorialschreiben. Hier hätte ja gefragt werden können, bei wem denn um diese Schreiben hätte angesucht werden sollen, nachdem die Königin erstens den Kaiser als solchen anzuerkennen noch nicht in der Lage und zweitens dieser eben der Gegner war, mit dem sie Krieg führte. Aber damit wäre man in ein Gestrüpp geraten, aus dem auch der Scharfsinn hochgelahrter Reichspublizisten kaum einen Ausgang gefunden hätte. Dagegen waren die Wortführer der Königin sogleich im Vorteil, wo sie den Boden reichsrechtlicher Deduktion verließen und den allgemeinen natur- und völkerrechtlichen einnahmen, und hier dürfen wir sie auch wirklich als Dolmetscher der Gesinnung Maria Theresias ansehen: die Königin war von dem bayerischen Kurfürsten zu einer Zeit, da er noch nicht Kaiser war, in ihren Erblanden angegriffen worden — sollte sie sich dagegen nicht verteidigen und ihr nach glücklicher Abwehr des Angriffs eine Schadloshaltung zu erstreben ver-

wehrt sein? Ganz nichtig war doch der Einwurf, der sich in der von ihren Gegnern inspirierten Publizistik öfters findet[1]), der Kurfürst habe eben gegründete Ansprüche auf das Erbe ihres Vaters gehabt. Denn das deutsche Reich hatte nun einmal die pragmatische Sanktion angenommen, dem einzelnen Fürsten blieb, wenn er den Boden des Reichsrechts nicht verlassen wollte, nichts über als ein Protest. Anerkannte er aber das Forum des Reiches nicht — was dem Kurfürsten als Reichsvikar sehr übel angestanden hätte —, so blieb eben nur die Entscheidung durch die Waffen. Diese hatte er angerufen, sie aber gegen ihn gesprochen. Und ebenso hatte man in Wien recht, wenn man sich den über die Grenzen Bayerns, ja des Reiches hinaus fortgesetzten Kampf gegen die Franzosen als ein Verdienst anrechnete: was von dem preußischen Hof dagegen vorgebracht wurde — Rekriminationen über die vom Hause Österreich in früheren Zeiten mit Frankreich geführten Kriegen, die dem Reich niemals zum Vorteil gereicht hätten[2]) —, ist schwach und haltlos, auch wurde es hernach, wie wir noch hören werden, von der Nation nicht ratifiziert.

Schon bevor Dohna die Deklaration vom 28. Juli zur Kenntnis des Wiener Hofes gebracht hatte, war man über die feindlichen Absichten des Königs nicht mehr im unklaren[3]). Die Königin war aber doch sehr betroffen; von dem Großherzog ist überliefert, er habe ausgerufen: „Dieses Ungeheuer!" Sogleich erhielt Batthyany, der bei Amberg in der Oberpfalz stand, den Auftrag, seine Truppen nach Waldsassen oder Eger zusammenzuziehen, um im Falle einer Invasion von Böhmen bei der Hand zu sein, zugleich habe er dann von Sachsen die vertragsmäßige Hilfe zu begehren. Sollte er aber erfahren, daß die Preußen in Sachsen eingefallen seien, müsse er sofort dorthin zu Hilfe eilen[4]). Am 10. August begab sich die Königin nach Preßburg, um zunächst bei der Kongregation des dortigen

---

[1]) So in der oben zit. Lettre d'un gentilhomme françois à un de ses amis: Preuß. Staatsschriften 1, 399.

[2]) In der „Widerlegung der Beantwortung" ebd. 1, 492 u. f.

[3]) S. Khevenhüllers Tagebücher zum 4. August 1744 (an diesem Tage erfuhr man in Wien von dem am 24. Juli zwischen dem Kaiser und König Friedrich abgeschlossenen Traktat), 235 und 306 A[125].

[4]) Erbfolgekrieg 7, 86 u. f.

Komitates ein abermaliges Aufgebot der Inſurrektion zu betreiben. Sie erreichte wieder alles, was ſie verlangte; es wurde ihr im Hauſe des kranken Pálffy, wohin ſie inkognito kam, mit dem begeiſterten Ruf: Vivat regina! Ad arma! Ad arma! bewilligt. Einen engliſchen Berichterſtatter erinnerte ihr diesmaliges Auftreten in Ungarn an Eliſabeth Tudor; ſo wie jene habe Maria Thereſia die Gabe, jeden Mann, der in ihrer Nähe ſei, zum Helden zu machen[1]). Von Preßburg aus gab ſie an Batthyany weitere Weiſungen[2]), doch auch diesmal wollte ſie dem Feldherrn nicht alle Dispoſitionsfreiheit nehmen: „Wird Euch diesfalls nichts vorgeſchrieben," antwortete ſie auf eine Anfrage, ob er ſich auf die reine Defenſive beſchränken oder den Preußen entgegenrücken ſolle, „ſondern alles Eurem vernünftigen Ermeſſen überlaſſen." Lebhaften Unwillen drückte ſie darüber aus, daß die Sachſen nichts von ſich hören ließen. Trotzdem ſollte Prag ſo lang wie möglich behauptet werden, Batthyani möglichſt viele Truppen dorthin ſenden. Am 23. Auguſt befahl ſie dem Prinzen Karl, ohne Verzug den Rhein zu überſchreiten und nach Böhmen zu marſchieren. Der Prinz hatte von dem preußiſchen Angriff bereits erfahren und am ſelben Tag den Rheinübergang vollzogen: angeſichts des franzöſiſchen Heeres ging er in voller Ordnung über den Fluß zurück. In tiefer Beſorgnis um das Schickſal Prags, dem ſich Friedrich in unheimlicher Schnelligkeit von Sachſen her näherte, mahnte ihn Maria Thereſia wiederholt zur Eile: „Wider Preußen muß man nicht wenig, ſondern alles, was ſein kann, zu Hilfe nehmen, auch hierunter keine Zeit verlieren; wie denn, je mehr Ew. Liebden dero Marſch, ohne die Truppen abzumatten, beſchleunigen, je mehr Mich Dieſelbe verbinden werden." Diesmal konnte ſie übrigens mit dem Prinzen ebenſo zufrieden ſein, wie mit Batthyany; ſie waren beide ſo ſchnell als möglich. Aber Prag zu ſchützen, kamen ſie doch zu ſpät. Nach einer vierzehntägigen Belagerung kapitulierte die Stadt (16. September): die Beſatzung war zu ſchwach, die Bürgerſchaft mutlos. Die Truppen freilich waren unzufrieden: „Geht man ſo mit uns um? Heißt das, den Dienſt der

[1]) Tindall zit. von Coxe und Arneth.
[2]) Am 11., 17., 22., 25. Auguſt.

Königin beobachten?" sagten sie. Die Stadt traf nicht nur eine hohe Kontribution, sondern auch systematische Plünderung. Die Königin war tief betrübt; noch am 17. schrieb sie darüber an Batthyany: „Wie sehr mir das Schicksal der armen Prager Bewohner zu Herzen dringt, kann Euch nicht genugsam beschreiben. Mein einziger Trost ist, daß dieserorts nichts verabsäumt worden, um sie zu retten. Das Nämliche ist auch bis nun zu von Euch geschehen und verspreche Ich mir es nicht minder für das Künftige, insoweit es sein kann, ohne das Euch anvertraute Corps einer allzugroßen Gefahr auszusetzen[1])."

Als die Nachricht von dem Fall von Prag nach Mainz kam, eilte der Kurfürst nach Frankfurt zum Kaiser, ihm seine Ergebenheit zu bezeigen und zu versichern, daß er durchaus neutral sei, und Sachsen begann trotz seines Vertrages mit der Königin in Frankfurt über den Preis seines Beitritts zur Sache des Kaisers zu unterhandeln. Aber sonst war von einer Wirkung des Ereignisses im Reich nicht viel zu verspüren. Der Kaiser blieb untätig, um ihn war nichts als „Schlaffheit, Unordnung, Kopflosigkeit", „man macht Illuminationen und singt Tedeum und behandelt die Geschäfte par manière de conversation; man fängt hier alles an und bringt nichts zu Ende", klagte der preußische Gesandte. Und vergebens zeigte der von König Friedrich an den Kaiser gesandte Feldmarschall Schmettau die Wege, um Württemberg, Bayreuth, Zweibrücken, Weimar für die Union zu gewinnen, die kaiserlichen Minister „hatten weder die Verbindungen, diese kleinen Höfe zu locken, noch Neigung, von den französischen Subsidien noch mehr auf deutsche Mietsvölker zu verwenden[2])." Und in der Bevölkerung der südwestlichen Reichskreise regte sich alsbald, da durch den Rückzug Lothringens eine neue französische Invasion drohte, die alten Sympathien für das Haus Österreich. Bereitwillig lieferten der fränkische und schwäbische Kreis bei dem Durchzug des königlichen Heeres Quartiere, Fuhrwerk, Lebensmittel auf das bloße Versprechen künftiger Zahlung, während sie gegen die Forderungen des kaiserlichen Heeres Protest einlegten. Die sehr bald erfolgenden französischen Durchmärsche veranlaßten den in Ulm versammelten schwäbi-

[1]) Erbfolgekrieg 7, 132.
[2]) Droysen a. a. O. 5^2, 319.

ſchen Kreiskonvent am 3. Oktober, ein Schreiben an die Königin zu richten, in dem er bat, die feſten Plätze der öſterreichiſchen Vorlande durch ſchwäbiſche Kreistruppen beſetzen zu laſſen und die eigenen Beſatzungen zurückzuziehen, um ſo den Franzoſen jeden Vorwand für ihr Eindringen in neutrales Gebiet zu nehmen. Im fränkiſchen Kreis zog der Biſchof von Würzburg ein Obſervationskorps von 12000 Mann zum Schutz der bisherigen Neutralität des Kreiſes zuſammen. Und in einer Denkſchrift, die der junge Herzog von Württemberg in Berlin übergeben ließ, heißt es: die Union — zu der auch er eingeladen worden war — ſei ohne Wirkung geblieben; es gebe überhaupt keine Ausſicht für das Reich, als daß die eine oder andere Partei völlig vernichtet werde; Frankreich ſei in den meiſten Teilen des Reiches verhaßt, Öſterreich geliebt, weil man das Joch Frankreichs fürchte, gegen das nur Öſterreich Schutz gewähre; man wende ſich von dem Kaiſer ab, weil er als ganz von Frankreich abhängig gelte[1]).

Ein glücklicher Zufall ſpielte der Königin noch im Herbſt dieſes Jahres eine Anzahl von Briefen jenes Schmettau in die Hand, die der Kaiſer an Friedrich II. und Ludwig XV. gerichtet hatte. Sowohl auf die Reichspolitik des preußiſchen Königs wie des Kaiſers ſelbſt warfen ſie ein ſehr ungünſtiges Licht. Unter anderm hatte Schmettau dem Kaiſer geſchrieben: jetzt ſei die Zeit gekommen zum Biegen oder Brechen, wo keine Neutralität im Reich mehr geſtattet werden dürfte. Andere Briefe enthielten eine ſcharfe Kritik des franzöſiſchen Befehlshabers, Herzogs von Noailles, und des Kommandierenden der kaiſ. Armee, Grafen von Seckendorff. Maria Thereſia zögerte nicht, den Vorteil, der ſich hier bot, zu benützen; ſie beantwortete am 16. Oktober jene Zuſchrift des ſchwäbiſchen Kreiskonvents entgegenkommend und ließ zur Bekräftigung der darin gegen den Kaiſer erhobenen Vorwürfe in einem Anhang mehrere kompromittierende Stücke der aufgefangenen Schmettauſchen Korreſpondenz veröffentlichen. Das Ganze wurde ſofort durch den Druck verbreitet und erregte überall in Deutſchland das größte Aufſehen. Vergebens bemühten ſich in der Folge einige Flugſchriften aus dem kaiſerlichen und

[1]) Alles bei Droyſen a. a. O.

preußiſchen Lager, von denen die ſchärfſte den Titel „Conseil d'un ami à Monsieur Bartenstein" — den mutmaßlichen Verfaſſer des Antwortſchreibens an den ſchwäbiſchen Kreiskonvent — trägt[1]). Die Stimmung in den vorderen Reichskreiſen wurde der Sache des Kaiſers und des Preußenkönigs noch feindlicher. Zu Anfang 1745 erwachten, wie der größte unter den preußiſchen Hiſtorikern zugibt, „alle Abneigungen gegen den preußiſchen Namen und alle alten Sympathien mit dem Hauſe Öſterreich .... Daß Friedrich ſich mit den Franzoſen verbündet hatte, gewährte ihm keine Erleichterung und erweckte ihm — denn allenthalben war ihre Gegenwart verhaßt — den Widerwillen der deutſchen Bevölkerung. In den höheren Kreiſen hatte ſein unerwartetes Kriegsunternehmen, deſſen Motive die meiſten nicht einſahen, niemand anerkannte, das man nur einem ſchrankenloſen Ehrgeiz zuſchrieb, der immer nach mehr trachte, einen Unwillen hervorgerufen, der ſich ſelber höchſt gerechtfertigt erſchien. Der Haß der natürlichen Gegner fand allenthalben Rückhalt und Beifall ....[2])."

Aber auch der weitere Verlauf des Krieges war für Maria Thereſia nicht ſo ungünſtig, als der erſte große Erfolg König Friedrichs ſie fürchten ließ.

Allerdings, zunächſt zeigten ſich die Wirkungen des Rückmarſches der Armeen Batthyanys und des Prinzen Karl. Die Kaiſerlichen eroberten noch einmal Bayern zurück, die wenigen dort zurückgebliebenen Truppen zogen ſich zuerſt über die Iſar, dann hinter die Inn- und Salzachlinie; Waſſerburg und Burghauſen ſelbſt mußten wieder aufgegeben werden. Am Rhein folgte die franzöſiſche Armee der öſterreichiſchen Hauptmacht über den Strom, überſchwemmte das unglückliche Land am rechten Ufer. In den Niederlanden, wo nach den großen Erfolgen des Prinzen Karl im Juli die Verbündeten über die Schelde gegangen und in Frankreich eingerückt waren, trat bald ein Stillſtand in den Operationen ein, und dann folgte der Rückzug in die Winterquartiere. Auf dem italieniſchen Kriegsſchauplatz vollzog ſich — wohl unabhängig von dieſen Bewegungen im Norden, aber um die-

[1]) Hierüber Seeländer, Graf Seckendorff und die Publiziſtik zum Frieden von Füſſen, 2 u. f. und Preuß. Staatsſchriften 1, 495 u. f.

[2]) Ranke, Zwölf Bücher preuß. Geſch. Werke 29, 141.

ſelbe Zeit und den widrigen Eindruck derſelben im Lager der Königin verſtärkend — die Räumung des Lagers von Nemi und der Rückzug an Rom vorbei nach Umbrien. Noch ſchlimmer ſtand die Sache für die verbündeten Öſterreicher und Sarden in Oberitalien. Hier hatte das franzöſiſch-ſpaniſche Heer Ende Auguſt die Belagerung von Cuneo in Angriff genommen: fiel dieſes, ſo ſtand ihnen Piemont offen. Die verſuchte Entſatzſchlacht von Madonna dell'Olmo (am 30. September), an der auch 3000 Öſterreicher teilnahmen, endigte trotz umſichtiger Führung und tapferſter Gegenwehr mit einem Rückzug der Auſtro-Sarden, und die Belagerung nahm zunächſt ihren Fortgang[1]).

Aber ſehr bald wandte es ſich überall zum Beſſeren. Am meiſten dem nächſten und gefährlichſten Feind gegenüber. König Friedrich ging von Prag aus nicht dem anrückenden Prinzen Karl entgegen, ſondern zog nach Südböhmen, um von da entweder über Neuhaus oder über Budweis und Linz einen Stoß ins Herz der öſterreichiſchen Länder zu führen. Wohl gab es da wieder ſchwere Tage für Maria Thereſia. Der Großherzog wollte auch diesmal perſönlich ins Feld, vergeblich wandte ſie alle ihre unſchuldigen weiblichen Künſte — Tränen und Schmeicheleien — an: „Was vermögen ſie," ſeufzte ſie, „nach neunjähriger Ehe!" — „Wenn er dennoch abreiſen ſollte," ſagte ſie, „folge ich ihm oder ſchließe mich in ein Kloſter ein[2])." Überdies drückte ſie die Sorge um die Schweſter in Brüſſel, die ihrer erſten Niederkunft entgegenſah. Aber da kam als erſter Lichtſtrahl die Nachricht, daß ſich ein ſächſiſches Hilfskorps doch endlich in Bewegung geſetzt hatte; am 29. September ſtellte ſich ihr der Kommandierende, Herzog von Sachſen-Weißenfels, zur Verfügung und bat um ihre Befehle. Sie antwortete in gewohnter Weiſe, nur die Hauptſache beſtimmend: möglichſt baldige Vereinigung mit der öſterreichiſchen Armee; alles andere überließ ſie ſeinem Ermeſſen. Prinz Karl bewährte ſich noch einmal als Feldherr. Er war Ende September mit ſeinen 53000 Mann über Stadt am Hof und Waldmünchen in Böhmen eingetroffen und hatte

[1]) Erbfolgekrieg 8, 495 u. f.

[2]) In einem ganz eigenhändigen Brief an die Erzherzogin Marianne: Arneth 2, 563.

den Plan gefaßt, den Preußen die Verbindung mit Prag und der Elbe abzuſchneiden. Der König wurde dadurch zum Rückzug beſtimmt, der ihn zuerſt über die Sazawa, dann über die obere Elbe, zuletzt — Ende November — bis nach Oberſchleſien führte. Prag wurde geräumt, anfangs Dezember war Böhmen wieder vom Feinde frei. Nun erhob ſich die Frage, ob man dem Feind nach Oberſchleſien folgen ſollte. Prinz Karl wie ſein Adlatus Traun waren dagegen, die Königin aber beſtand darauf: ihre Armee ſollte dort die Winterquartiere beziehen, um Böhmen zu entlaſten; auch meinte ſie, daß dann die Provinz im nächſten Feldzug um ſo raſcher erobert und behauptet werden könnte[1]). Die Stimmung der Bevölkerung in Preußiſch-Oberſchleſien war mehr für Öſterreich, wie der Oberpräſident in einem Schreiben an den König zugab. Prinz Karl fügte ſich denn auch dem Willen Maria Thereſias; Oberſchleſien wurde dauernd, Glatz wenigſtens vorübergehend beſetzt. Auch in Italien war noch im Spätherbſt eine günſtige Wendung eingetreten; die Feinde hatten die Belagerung von Cuneo aufgegeben, Piemont und damit auch die Lombardei blieben vor einer franzöſiſch-ſpaniſchen Invaſion bewahrt. Das Wiener Diarium brachte über dieſe fernen Ereigniſſe ausführlichen Bericht; ſo muß auch die Königin ſie in ihrer Tragweite gewürdigt haben, wenn auch keine Äußerung von ihr darüber überliefert iſt. Die ungünſtigen Begebenheiten im Weſten — der Verluſt Bayerns, die Beſetzung Vorderöſterreichs mit Freiburg durch die Franzoſen, ihr Vormarſch an beiden Ufern des Rheins, die Bedrohung von Mainz und Trier — machten ihr nicht viel Kummer; ihr ganzes Sinnen und Trachten war wieder Schleſien zugewandt, deſſen Wiedererlangung nun kein ferner Traum mehr war[2]); ſelbſt eine Schwächung Preußens darüber hinaus ſchien ihr

[1]) Ebd. Erbfolgekrieg 7, 287 u. f. (aber ohne Beleg).

[2]) Nur der Kurioſität wegen verzeichnen wir die Verſion, die Zévort, Le Marquis d'Argenson (1880) 237, über den Urſprung der damals in Wien herrſchenden kriegsluſtigen Stimmung gibt: es ſei da ein Triumvirat, das alles mache, der Großherzog, ſein Kammerdiener Touſſaint und Robinſon: toutes les lettres reçues de l'Allemagne en décembre 1744 sont unanimes sur ce point." Dieſe Briefe mußten von ganz beſonders gut unterrichteten Leuten herrühren!

jetzt im Bereich der Möglichkeit. Die Seemächte, Sachſen-Polen und Rußland kamen ihr dabei entgegen. Schon anfangs September hatte Carteret, der die preußiſche Erhebung in der Sache, auf die es England vor allem ankam, dem Kampf gegen Frankreich, als eine widrige Hemmung anſehen mußte, an den Ratspenſionär von Holland den Plan einer großen Allianz geſchickt, die gegen König Friedrich gerichtet ſein ſollte. Bald darauf legte ihn Robinſon auch der Königin vor: Rußland ſollte darnach 50000 Mann ins Feld ſtellen, die dort verwendet werden ſollten, wo ſie es für gut finden würde. Auf dem polniſchen Reichstag, der ſeit Ende September in Grodno verſammelt war, wurde der engliſche Plan gleichfalls emſig diskutiert[1]); am 9. Oktober wurde von dort ein Entwurf nach Dresden, ein anderer nach Moskau geſandt. Kanzler Beſtuſheff führte im November in einer Denkſchrift aus, der Friede in Europa werde ſo lange nicht geſichert ſein, als nicht die Macht des Königs von Preußen eine weſentliche Einſchränkung erfahren hätte; jeder Nachbar ſolle ſich des ihm zunächſt gelegenen Teiles ſeines Gebietes bemächtigen; Oſtpreußen müſſe an die Republik Polen zurückfallen, die dafür einige Palatinate an Rußland abtreten würde. Sowohl der holländiſche Geſandte wie unſer alter Bekannter Lord Hyndford, der Ende Oktober von Berlin an den ruſſiſchen Hof gekommen war, wirkten in dieſem Sinn auf die Zarin; Beſtuſheff wußte dieſe ſchließlich durch die Schmeichelei, ſie würde damit den Ruhm einer Friedensfürſtin gewinnen, am 25. Dezember 1744 zu einer teilweiſen Mobiliſierung zu beſtimmen[2]);

[1]) Droyſen a. a. O. 5², 374.

[2]) Die Beilegung des Falles Botta, die in dieſe Zeit fällt, hat nicht wenig dazu beigetragen, die Zarin mit Maria Thereſia zu verſöhnen. Allerdings koſtete es dieſer wieder ein ſchweres moraliſches Opfer. Der Botſchafter Graf Roſenberg hatte am 3. November 1744, ohne dazu ermächtigt zu ſein, eine Erklärung unterſchrieben, in der es u. a. hieß, daß die Königin Bottas fluchwürdiges Verbrechen verabſcheue, was ja das Zugeſtändnis, daß Botta ein ſolches begangen habe, einſchloß. Ein Rundſchreiben der Königin an die Höfe ſollte dies überall kundtun, die Dauer der Haft Bottas in Graz ganz dem Ermeſſen der Zarin anheimgegeben ſein. Maria Thereſia war hierüber ſehr unwillig: ihre früheren Befehle, ſchrieb ſie am 10. Dezember an Roſenberg, hätten ihm doch zu erkennen gegeben, „daß Wir gewunſchen hätten, daß nicht wäre ſo weit gegangen worden .... Wäre nur ein einziges Wort als ‚angegebenes', ‚beſchuldigtes' oder dergleichen beigemerket

40000 Mann regulärer Truppen, 17000 Koſaken, 4 Huſarenregimenter ſollten teils nach der Ukraine, teils nach Pleskow aufbrechen: es waren zunächſt gegen Preußen gerichtete Demonſtrationen. Maria Thereſia konnte es darum verſchmerzen, daß Rußland ſich formell an die Allianz, die am 8. Jänner 1745 zu Warſchau von den Seemächten, der Königin von Ungarn und von Sachſen vereinbart wurde, noch nicht anſchloß[1]). In der Vertragsurkunde waren die Verhältniſſe im Reich in den Vordergrund geſtellt: die Königin, der König von England als Kurfürſt von Hannover, der von Polen als Kurfürſt von Sachſen verpflichteten ſich, auf dem deutſchen Reichstag gemeinſchaftliche Sache zu machen; im Einvernehmen mit den drei geiſtlichen Kurfürſten und den übrigen „wohlgeſinnten" Reichsſtänden wollten ſie über die geeigneten Mittel beraten, um Deutſchland wieder den Frieden zu geben und es vor Gefahr und Schaden zu bewahren. Sachſen erklärte, gegen eine jährliche Zahlung von $1^1/_2$ Millionen Gulden 30000 Mann zur Verteidigung Böhmens zu ſtellen. Deſſen Forderung einer Abtretung der ſchleſiſchen Fürſtentümer Sagan und Glogau lehnte Maria Thereſia ab, ſie meinte mit dem damals ſo beliebten Gleichnis, „daß ehender um des Bären Erlegung als die Austeilung deſſen Haut ſich bekümmert werden müſſe[2])," aber wäre auch ganz Schleſien wieder

---

worden, ſo würde dieſe Stelle unbedenklich ſein .... Allein die uns zugeſandte Extraktion deren Criminalakten überweiſen deſſen den Marcheſe Botta keineswegs, wo doch die Worte Deiner Deklaration ſo lauten, als ob er davon überwieſen wäre, ſo nimmermehr hätte eingeſtanden werden ſollen." Indes wollte Maria Thereſia doch in dieſem Augenblick durch eine Zurückziehung der Roſenbergſchen Erklärung die Zarin nicht aufs neue reizen. In dem verſprochenen Rundſchreiben an die Höfe (30. Dezember) ſprach ſie aber nur den Abſcheu vor der Tat aus, der Botta beſchuldigt werde; daß er ſie begangen habe, wird nicht darin geſagt. Die Zarin gab ſich indes damit zufrieden, ihr Geſandter durfte wieder nach Wien zurückkehren, und ſie erklärte, daß ſie gegen die Entlaſſung Bottas aus ſeiner Haft keine Einwendung erhebe. Dieſer behielt nicht nur ſeinen früheren Rang, ſondern wurde auch von Maria Thereſia bald wieder mit einer wichtigen militäriſchen Miſſion betraut. Arneth 3, 41 u. f., 407 A[29], [30].

[1]) Karge, Die ruſſiſche Allianz von 1746 und ihre Vorgeſchichte (1887) 27 u. f.

[2]) Hier wohl ein Bartenſteinſcher Ausdruck (Reſkript an den Geſandten in Dresden vom 30. Dezember 1744 bei Arneth 3, 399 A[1—8]).

in ihrer Hand gewesen, davon hätte sie doch nie etwas freiwillig abtreten wollen; die preußischen Lehen in der Lausitz waren alles, was sie Sachsen in Aussicht stellte. Der König von Polen hielt deshalb mit der Ratifikation des Warschauer Vertrages noch zurück.

Der entschiedenste Vertreter der Politik König Friedrichs auch in dieser Phase, Droysen, wirft bei Besprechung dieses Vertrages einen Blick auf die Lage Österreichs im damaligen Moment: „Wohl durfte der Wiener Hof mit Genugtuung auf seine militärischen und diplomatischen Erfolge sehen," meint er, „die Frucht bewunderungswürdiger Anstrengungen, des lebendigen Zusammenwirkens aller Kron- und Erblande, aller Schichten der Bevölkerung und nicht an letzter Stelle des festen, stolzen, leidenschaftlichen Willens der Königin! Hatte nicht Friedrichs Einfall in Böhmen ihr Urteil und ihren Haß gerechtfertigt? Ihrem großen Entschluß, den Elsaß, die vorderen Lande, Bayern preiszugeben, dankte die Welt den mächtigen Umschwung der Dinge, der endlich, so schien es, den Frevelmut, der das alte Europa über den Haufen zu werfen drohte, an der Wurzel treffen, den Verhaßten, den Gottlosen, den Gottverblendeten demütigen, ihn für immer so schwächen sollte, daß man ihn in Zukunft nie wieder zu fürchten habe."

Aber das neue Jahr eröffnete ihr noch eine neue Aussicht, fast ebenso groß wie die auf die Wiedergewinnung Schlesiens. Der Kaiser starb, erst 48 Jahre alt. Sollte es ihr diesmal in der Stellung, die sie nun militärisch und politisch innehatte, die so unvergleichlich stärker und hoffnungsreicher als die von 1741 war, sollte es ihr nun nicht gelingen, ihrem Gemahl die ersehnte Kaiserkrone zu verschaffen und diese so wieder an ihr Geschlecht, an das „Haus Österreich" zu bringen?

Der Triumph des Abgeschiedenen über den neuen Aufschwung seines Waffenglücks war nicht von langer Dauer gewesen, den Mißerfolg seines mächtigen Bundesgenossen in Böhmen hatte er sofort auch am eigenen Leibe zu spüren gehabt. Schon Ende November, als die Franzosen den Rhein von Mainz bis Bonn und Düsseldorf besetzten, hatten die Gesandten von 12 Reichsständen, darunter sämtlicher geistlicher Kurfürsten, von den weltlichen Hannovers, dann Würzburgs,

Bambergs, Worms', Heſſen-Darmſtadts, eine Vorſtellung an ihn gerichtet gegen dieſen „ſo unerträglichen, verderblichen und den ehemaligen Verſicherungen Frankreichs ſo ſehr zuwiderlaufenden Überfall" und ihn um ſeinen „pflichtſchuldig kaiſerlichen Schutz" gebeten. Vergebens hatte er die Stände begütigt: es handle ſich nur um einen friedlichen Durchzug, die Franzoſen würden nichts Feindliches vornehmen und alles bar bezahlen. Denn dieſe verfuhren in der Tat ganz und gar nicht ſo glimpflich, forderten von Mainz die Öffnung der Feſtung Königſtein, fingen dort ſowie im Bistum Worms an, Kontributionen einzutreiben und gebärdeten ſich wie ſchon ſo oft auch in neutralen Gebieten als die Herren. Am 23. Dezember war eine zweite ſtärkere Beſchwerde an den Kaiſer gegangen. Auch der fränkiſche und der ſchwäbiſche Kreis erhoben von neuem ihre Stimme über die unerhörten Bedrückungen, die ſie von den Franzoſen leiden müßten. Die Schwaben ernannten den Herzog von Württemberg zum Kreisfeldherrn, nahmen einige ſeiner Regimenter in Sold, ſchickten ſich an, „Gewalt mit Gewalt zu vertreiben". In Berlin fürchtete man eine Art Gegenunion, die Wahl eines römiſchen Königs — wer hätte dies anders ſein können als Franz von Toskana? —, die Abſetzung des Kaiſers ſogar und die Wahl eines neuen Reichsoberhauptes. In einigen Reichsbistümern verfuhr man ſo, als ob der Kaiſer nicht mehr exiſtiere: in Salzburg wurde am 13. Jänner reichskonſtitutionswidrig ohne Anweſenheit eines kaiſerlichen Kommiſſarius, mit Nichtachtung der kaiſerlichen Einſprache, eine Neuwahl vorgenommen und ein Untertan der Königin von Ungarn zum Erzbiſchof gewählt; es war der Biſchof von Olmütz, der Maria Thereſia 1743 in Prag gekrönt hatte. Aber auch der Beſitz ſeines kaum wiedereroberten Stammlandes war dem Kaiſer in ſeinen letzten Wochen wieder in Frage geſtellt worden. Am 17. Dezember hatte er mit ſeiner Familie wieder in München einziehen können, den Reichshofrat dahin beſchieden. Doch unmittelbar darauf erfuhr man, daß in Wien 4000 Kroaten angekommen waren, die nach Bayern beſtimmt ſeien. Anfangs Jänner brach ein öſterreichiſches Korps aus Böhmen wieder in die Oberpfalz ein; am 14. hatte es die Verbindung mit Ingolſtadt, das noch in den Händen der Öſterreicher war, hergeſtellt, bald darauf zog Batthyany von

Braunau und Passau aus über den Inn, der Isarlinie zu. Frankreich sandte keine Hilfe, Preußen hatte mit sich selbst zu tun. Seckendorff erklärte, daß München in Gefahr sei. Aber der Kaiser, schon erkrankt, blieb. Maria Theresia, „barmherziger als der eigene Verbündete, der französische König[1])", befahl ihren Generalen, bei ihrem Vordringen die Hauptstadt Bayerns zu schonen: „die ihn bei seinem Leben durch sein Erbland und sein Kaiserreich hin und her gescheucht, sie gönnte dem Müden zum Sterben Raum und Rast auf der väterlichen Erde."

Füssen und Hohenfriedberg

Die Kaiserwahl von 1742 war hauptsächlich das Werk Frankreichs gewesen. Wohl waren die Verbindlichkeiten, die dieser Macht hieraus ihrem Kandidaten gegenüber erwuchsen, ihr zuletzt unbequem geworden, aber deshalb wollte sie doch keineswegs darauf verzichten, auch die nun bevorstehende Wahl nach ihrem Sinn und Vorteil zu richten. Vor allem stand eines bei ihr fest: die Wahl des Großherzogs von Toskana konnte Frankreich nicht zugeben: „und wenn es noch zehn Jahre Krieg führen müßte." Der französische Gesandte in München, Chavigny, bezeichnete als Basis jedes weiteren Vorgehens die formale Exklusion dieses Kandidaten durch Bayern, Brandenburg und Kurpfalz. Daß er zugleich den jungen Kurfürsten Maximilian Joseph ermunterte, als Bewerber um die Kaiserkrone aufzutreten, war nicht so ernstlich gemeint, wenigstens nicht im Sinne des Versailler Hofes. Dort hatte bereits Sachsen seine Kandidatur angemeldet, und sie wurde sehr gut aufgenommen. Schon anfangs Februar legte der neue Minister des Auswärtigen, Marquis d'Argenson, dem König von Preußen eine Denkschrift vor, in der er als das beste Mittel, dem Lothringer den Weg zur Kaiserkrone zu verlegen und zugleich eine Verständigung zwischen Preußen und Sachsen herbeizuführen, die Wahl des Kurfürsten von

[1]) So Koser a. a. O. 1, 242.

Sachsen zum Kaiser empfahl. König Friedrich hatte dies zwar sehr kühl aufgenommen und eine direkte Mitwirkung zur Erreichung dieses Zieles in Dresden abgelehnt, aber d'Argenson sich dadurch nicht abschrecken lassen. Aber Sachsen selbst zeigte keinen großen Enthusiasmus für den Plan; der Kurfürst benützte den Antrag zunächst nur als Pressionsmittel gegen Maria Theresia: er erneuerte seinen alten Wunsch auf einige schlesische Fürstentümer: würde er die erlangen, so wiese er gern die angebotene Wahl zurück. Aber diesen Preis wollte die Königin auch für die Kaiserkrone nicht zahlen: „Ehender würden Wir alles geduldig und gelassen ertragen," schrieb sie ihrem Dresdener Gesandten, „als Uns zu dergleichen etwan entschließen." Übrigens wirkte England-Hannover dem französischen Projekt sofort entgegen, und es war auch unwahrscheinlich, daß Rußland gegen einen deutschen Kaiser, der zugleich König von Polen wäre, keine Einsprache erheben würde; endlich wußte man in Wien aus London, daß König Friedrich schon friedenslustig war: er hatte dort sagen lassen, er werde sich den Ideen Englands über die Kaiserwahl gern anschließen und hoffe, daß man leicht zu einem Frieden gelangen werde, wenn man einen England angenehmen Fürsten auf den Kaiserthron erhebe, ohne deshalb Bayern zu vernichten. Die Kandidatur Sachsens schien also nicht sehr gefährlich. Freilich man konnte selbst zunächst nur auf die geistlichen Kurfürsten und, von den weltlichen, auf Hannover zählen; dazu kam diesmal auch die böhmische Stimme: schon hatte der Erzbischof von Mainz die Wahlausschreiben erlassen und auch Böhmen eingeladen: sein Abgesandter, der diese überbrachte, kündigte in Berlin an, daß er sich von da über Dresden nach Prag begeben werde. Preußen aber das Opfer für seine Stimme zu bringen, das es jedenfalls fordern würde — trotz seiner Niederlage einen Frieden, der ihm Schlesien aufs neue sicherte —, konnte man sich in Wien noch nicht entschließen; man bereitete sich guten Mutes auf einen neuen Waffengang vor. Aber ein Abkommen mit Bayern war nun allerdings ins Auge zu fassen, da hatte König Friedrich recht[1]). Nein, es

[1]) Eine Äußerung Maria Theresias über die Lage nach dem Tode des Kaisers und ihr zukünftiges Verhältnis zu Bayern liegt nicht vor, aber Preuß („Der Friede von Füssen") scheint mir doch das Richtige zu treffen,

sollte nicht vernichtet werden, wenn es sich nur willig fände, seine Kurstimme dem Großherzog von Toskana zu geben. Dann fehlten nur noch die Stimmen der Pfalz, Sachsens und Brandenburgs: jene würde wohl durch die Versöhnung mit Bayern gewonnen werden, und diese konnte ein neuer siegreicher Feldzug gegen Preußen leicht noch schaffen.

Bei dem jungen Kurfürsten fand Maria Theresia keine großen Schwierigkeiten. Erst siebzehn Jahre alt, eben erst von seinem Vater für mündig erklärt, hatte er noch kaum eine eigene politische Meinung; er folgte meist den Ratschlägen seiner Mutter, der verwitweten Kaiserin, der Tante Maria Theresias, und die war für den Frieden mit Österreich. Wenn er bei seinem Regierungsantritt auch den Titel Erzherzog von Österreich annahm, so war das weniger bedeutend, als daß er den eines Königs von Böhmen, den sein Vater seit seiner Krönung in Prag geführt hatte, aufgab. Maria Theresia sah freilich gewiß nur die Anmaßung, nicht das Zugeständnis. Es hängt wohl damit zusammen, daß sie dem General Batthyany den Auftrag gab, trotz des Ungemachs der Witterung unverzüglich an die Wiedereroberung Bayerns zu schreiten. Aber das Verbot bezüglich Münchens nahm sie doch nicht zurück, und eine geharnischte Erklärung, die Bartenstein entworfen, in der alle Ansprüche Bayerns auf das österreichische Erbe noch einmal schroff zurückgewiesen wurden, schickte sie wohl an den Bischof von Bamberg und Würzburg, vielleicht auch an Mainz und die Seemächte, aber nicht nach München. Als dann von dort sowie aus Würzburg Berichte über die am Münchener Hof vorherrschende Friedensstimmung eintrafen, mag sie wohl gleich entschlossen gewesen sein, dieser Stimmung entgegenzukommen; sie ging wenigstens von da an wirklich „ebenso maßvoll wie zielbewußt" zu Werke[1]).

Noch im Januar kam von Kurköln ein bemerkenswerter Vermittlungsvorschlag. Der dortige Kurfürst Klemens August war ein erbitterter Gegner Frankreichs wie Preußens und hielt als solcher zum Hause Österreich; als Wittelsbacher und

wenn er sagt: „Sie hatte sofort die volle Bedeutung des Ereignisses übersehen. Von diesem Augenblick an leistete sie ernsthaft Verzicht auf alle Pläne, sich in Bayern ein zweites Schlesien zu erobern."

[1]) So Preuß a. a. O.

Oheim Max Josephs lag ihm aber auch das Schicksal Bayerns am Herzen; er wollte dieses nicht bloß ungeschmälert seinem Neffen erhalten wissen, sondern ihm auch eine Vergrößerung verschaffen. Dazu faßte er die kurpfälzischen Gebiete Sulzbach und Neuburg, die mitten im bayerischen Gebiete lagen, ins Auge. Außerdem sollte noch das Bistum Freising an Bayern überlassen werden. Als Entschädigung für den pfälzischen Kurfürsten, der ja gleichfalls ein Wittelsbacher war und auf Seite Karls VII. gekämpft hatte, schlug der Kölner die preußischen Besitzungen in Westdeutschland, Cleve und die Mark, vor. Für sich selbst verlangte er bei dieser Gelegenheit die Reichsstadt Köln. Dafür versprach er der Königin nicht nur seine eigene Stimme zur Wahl des Großherzogs, sondern stellte auch die Bayerns in Aussicht sowie seine und Bayerns Teilnahme an dem Krieg gegen Preußen, bis diesem Schlesien und das südliche Brandenburg mit Frankfurt a. d. Oder abgezwungen sein würde. Selbstverständlich mußte sich Maria Theresia mit einem so günstigen Vorschlag in der Hauptsache einverstanden erklären, nur die Preisgabe von Freising und Köln lehnte sie ab, da dies „der Gerechtigkeit und des Reiches Grundverfassung zuwiderliefe[1])." Es war ja in der Tat ein starkes Stück von einem Erzbischof des Reiches, auf die Säkularisation eines andern, an dem Streit ganz unbeteiligten Hochstiftes und auf die Immediatisierung einer ebenso unschuldigen Reichsstadt anzutragen, und wir freuen uns, sie auch hier wie anfangs in der Frage um Finale unzugänglich zu finden. Aber sehr angelegen ließ sie sich auch sonst den Vorschlag des Kölners nicht sein. Sie hatte sich bereits ihr Friedensprogramm selbst gemacht, das freilich für Bayern nicht so günstig war. In einer Reihe von „Aussöhnungspunkten", die sie ungefähr zur selben Zeit, als der kurkölnische Vorschlag einlief, an den Mainzer Hof, an England und Holland leitete, ist von einer Vergrößerung Bayerns nicht die Rede: die Anerkennung des verstorbenen Kurfürsten als Kaiser und die Restituierung Bayerns in den Grenzen von 1741 war alles, was sie zugestand. Dafür verlangte sie von Max Joseph

[1]) Reskript an den Gesandten Cobenzl in Bonn vom 7. Februar 1745: Preuß a. a. O. 38.

Verzicht auf alle Ansprüche auf die österreichische Erbfolge für sich und seine Nachkommen, Anerkennung der böhmischen Wahlstimme und Verpflichtung der bayerischen Stimme für den Großherzog, Beitritt zu einer Assoziation der 5 anderen Reichskreise — „sowohl um das Reich von fremden Gästen zu reinigen, als auch ihm, dem Reich, und der Königin vor der Krone Frankreich Genugtuung für das Vergangene und Sicherstellung für das Künftige verschaffen zu helfen" —, endlich Räumung der österreichischen Besitzungen in Schwaben, die auch von den Franzosen besetzt waren: bis diese erfolgte, sollte das bayerische Innviertel mit Braunau und Schärding, bis zur Erfüllung sämtlicher Bedingungen Ingolstadt von österreichischen Truppen besetzt bleiben. Die härteste Bedingung war, daß der Kurfürst, falls der Friede mit Frankreich noch vor dem mit Preußen geschlossen würde, 6000 Mann Hilfsvölker gegen dieses zu stellen hätte. Nicht mit Unrecht hat man diesen Artikel geradezu entwürdigend für Bayern genannt; es wurde ihm darin doch ein schmählicher Abfall von dem Bündnis mit Preußen und der Union zugemutet. Aber dafür hatte Maria Theresia, so billig sie sonst war, keine Empfindung; der preußische König war ihr wie die Inkarnation des bösen Prinzips, und der Verbindung mit ihm zu entsagen, sah sie so wenig als entwürdigend an wie die tätige Reue eines Todsünders. Die übrigen Forderungen aber können wir nicht hart finden. Bayern hatte nun einmal zuerst Krieg und Verwüstung in die Länder der Königin getragen, der Erfolg der Waffen gegen dasselbe entschieden: unter welchem Titel konnte es da eine Entschädigung fordern?

Die Unterhandlungen zogen sich bis in den April. Im März raffte man sich in München noch einmal zum Widerstand auf. Köln, durch die Bedingungen, die die Königin stellte, in seinem Wittelsbachischen Familienstolz gekränkt, wandte sich mit seinem Projekt an die Seemächte und fand bei diesen gute Aufnahme. Sachsen zeigte auf einmal doch wieder Lust nach der Kaiserkrone und knüpfte mit dem Münchener Hof Unterhandlungen an. Selbst von dem Mainzer Gesandten, der die Einladungen zur Wahl an die Kurfürsten brachte, erfuhr der Wiener Hof allerlei widrige Machenschaften. Frankreich und Preußen gaben in München er-

mutigende Erklärungen ab. So beſchloß der junge Kurfürſt, noch einmal die Entſcheidung durch das Schwert anzurufen. Die Kriegslage war zunächſt für Bayern nicht ungünſtig. An der Donau und am Main hatte es noch eine anſehnliche Truppenmacht, zum mindeſten ebenſo ſtark wie die des Gegners. Marſchall Maillebois überſchritt mit ſeinem Heer Ende März wieder den Rhein, erſtrebte die Vereinigung mit den Bayern; die im öſterreichiſchen Schwaben ſtehenden Franzoſen erwarteten Verſtärkungen. Freilich regte das brutale Auftreten der Franzoſen im Mainziſchen und Kölniſchen Fürſten und Untertanen dieſer Länder gegen Bayern, das ihnen immer wieder dieſe Landplage auf den Hals lud, neuerdings auf. Der Kurfürſt von Köln näherte ſich wieder dem Wiener Hof, ließ ſeine 12000 Mann mit den Öſterreichern, die unter Aremberg an der niederländiſchen Grenze ſtanden, vereinigen. Aber die Hauptſache war, daß die militäriſchen Kräfte Bayerns denen Öſterreichs doch wieder nicht gewachſen waren: „wieder zeigte ſich, daß die Bayern aus den früheren Feldzügen nichts gelernt hatten; indem ſie alles verteidigen wollten, behaupteten ſie nichts[1])." Batthyany und Browne eroberten in kurzer Zeit ganz Bayern bis zum Lech. Die Kontributionen, die dem ſchon längſt ausgeſogenen Lande auferlegt wurden — ſie beliefen ſich auf 2 Millionen — erſchienen dem alten Grafen Starhemberg zu hoch. Aber die Königin hielt daran feſt und gab auch damit ſpäteren Beurteilern Anlaß, ihr „unbeugſame Härte" vorzuwerfen. Daß Starhemberg nicht wagte, ſeine Bedenken laut werden zu laſſen[2]), gibt Zeugnis für die Selbſtändigkeit, die Maria Thereſia damals ſchon ihren alten Miniſtern gegenüber behauptete. Die öſterreichiſchen Erfolge bewirkten aber auch, daß ſich Sachſen wieder enger an den öſterreichiſchen Hof ſchloß, daß die Seemächte, die Ende März ihre Vertreter in Wien bedeutet hatten, die bayeriſchen

[1]) So Preuß.

[2]) „Ich getraue mir alſo faſt nicht viel darvon zu ſchreiben, wie man es anders bei deme Hof befindlichen Miniſtros tut, [daß ſie mich] gar vor gut bayriſch halten, oder wenigſtens, daß [mich] mich alles überreden laſſe.... Es iſt darnach ſehr hart, wenn man ſich nicht getrauen darf, die Sache, wie man ſie findet, vorſtellen zu dörffen." An Colloredo, 27. März 1745, bei Preuß a. a. O. 73A[3].

und sächsischen Ansprüche zu unterstützen, davon wieder zurückkamen. Da blieb dem Kurfürsten Max Joseph nichts anderes übrig als nachzugeben. Zu Füssen begannen am 12. April die Unterhandlungen. Man hat den bayerischen Vertretern klägliche Haltung, Schwäche und Leichtfertigkeit, einem von ihnen (Seckendorff) auch Bestechlichkeit vorgeworfen, aber sie hätten doch schwerlich mehr erreichen können, als was die Königin bot. Denn die ersehnte französische Hilfe kam doch nicht, und ein Bündnis mit Preußen wäre zu spät gekommen und hätte überdies bei der Lage, in der sich König Friedrich damals befand, auch nichts genützt. Bekanntlich hat dieser selbst auch den Frieden für Bayern als eine „unbedingte Notwendigkeit" bezeichnet[1]). Übrigens wurde um die Mitte April das letzte feldtüchtige Heer des Kurfürsten völlig zersprengt; in Innsbruck waren 3000 Kroaten versammelt, bereit in Oberbayern einzubrechen. Der Kurfürst war schon vorher auf neutralen Boden, nach Augsburg, geflüchtet. Als die Unterhandlungen dennoch bald ins Stocken gerieten und Maria Theresia erfuhr, daß der Kurfürst noch einmal die Vermittlung Sachsens angerufen hatte, wurde sie mißtrauisch — nicht mit Unrecht, da man bei der Bestimmbarkeit des jungen Kurfürsten auf den Ausgang doch nicht mit Sicherheit rechnen konnte. Aber nachgiebiger wurde sie dadurch nicht; daß sie darauf gefaßt war, den Krieg energisch weiterzuführen, zeigt die Ernennung Trauns zum Oberbefehlshaber an Stelle von Batthyany; am 23. April reiste dieser von Wien zur Armee nach Bayern ab. Aber schon tags vorher hatte der bayerische Kurfürst die Präliminarien von Füssen unterzeichnet. Beinahe alles, was Maria Theresia in den „Aussöhnungspunkten" gefordert hatte, sagte er nun zu. Nicht nur, daß der Kurfürst die bayerische Kurstimme dem Großherzog für die Kaiserwahl zusicherte, er versprach auch, sich bei Kurköln in diesem Sinne zu verwenden. Von einer direkten Teilnahme Bayerns an dem Kriege gegen Frankreich und Preußen sah der Wiener Hof ab. Man möchte gern wissen, was Maria Theresia veranlaßte, in diesem Punkt nachzugeben, doch liegt kein Anhaltspunkt hierüber vor. Nur

[1]) Koser a. a. O. 1, 148, von Preuß a. a. O. 126 im Widerspruch zu früheren Ausführungen zustimmend angeführt.

für die Pazifikation im Reich verpflichtete sich der Kurfürst Hilfstruppen zu stellen, wofür ihm aber die Königin die Erwirkung von Subsidiengeldern von den Seemächten versprach; in einem Geheimartikel sagte sie ihm überdies eine Abschlagszahlung von 400000 Gulden in sicheren Wechseln auf Augsburg und Nürnberg zu. Sie war sehr zufrieden mit dem Abschluß: „Von der Trennung unserer beiden Häuser rührt alles Unheil her und durch deren Vereinigung kann selbem allein wieder abgeholfen werden", schrieb sie dem Kurfürsten.

Mit dem Frieden von Füssen war die erste und wichtigste Vorarbeit zur Erlangung der Kaiserkrone für Franz Stephan getan. Zur selben Zeit mußte Sachsen endgültig von seiner Kandidatur zurücktreten. Schon am 17. April hatte der österreichische Gesandte in Dresden melden können, daß Rußland dort erklärt habe, es werde einer Bewerbung des Königs von Polen um die Kaiserkrone nicht ruhig zusehen. Einige Wochen später wurde denn auch mit Sachsen ein neues Abkommen geschlossen. Zwar einen unzweideutigen Verzicht auf die Kandidatur erlangte man nicht: die Kaiserkrone, wenn sie ihm angeboten, auszuschlagen, dazu wollte sich König August nicht verpflichten, er versprach nur, sich nicht um diese zu bewerben und nichts gegen die Kandidatur des Großherzogs zu tun, sondern zu ihrer Förderung mit dem König von England und anderen Kurfürsten ins Einvernehmen zu treten, vorausgesetzt, daß die pragmatische Sanktion und das kraft dieser der Königin von Polen zustehende Erbrecht auf Österreich nicht zugunsten des Großherzogs beeinträchtigt werden[1]). Indes konnte man auch damit, besonders in Verbindung mit der neuerlichen Erklärung Rußlands über die Kaiserwahl, zufrieden sein. Es blieb sonach nur Preußen zu gewinnen übrig.

Hätte es Maria Theresia über sich gebracht, auf Schlesien zu verzichten, so wäre dies leicht gewesen. Denn König Friedrich hätte schon längst gern Frieden geschlossen und seine Kurstimme dem Großherzog verpflichtet, wenn ihm die Errungenschaft des Breslauer Friedens sichergestellt worden wäre. Aber

[1]) Für den Fall nämlich, als die Kinder Maria Theresias vor ihm sterben sollten.

Maria Thereſia hoffte dies nicht nötig zu haben. Der König hatte im Frühjahr 1745 eine Reihe diplomatiſcher Niederlagen erlitten. Zunächſt in England, wohin er ſich mit ſeinen Friedensanträgen zuerſt gewandt hatte. Dafür, daß ihm Schleſien bleiben ſollte, wollte ſich das britiſche Kabinett wohl unter der Bedingung einſetzen, daß er ſeine Wahlſtimme dem Großherzog gebe, aber ihm eine Entſchädigung über Schleſien hinaus zu verſchaffen, lehnte Carterets Nachfolger, Lord Harrington, ab: Preußen, ſagte er, habe den Breslauer Frieden gebrochen, England könne nichts weiter tun, als den Wiener Hof bewegen, ſich mit den Beſtimmungen dieſes Friedens zufrieden zu geben, allein die Rückſicht auf die Kaiſerwahl könnte der Königin nach einem ſolchen Friedensbruch dieſe Zurückhaltung auferlegen. Von Frankreich wurde ſeine Zumutung, ein Heer nach Öſterreich oder Böhmen zu ſchicken, abgelehnt; es wollte den Krieg fürs nächſte nur in den Niederlanden führen, womit dem König wenig gedient war. Am empfindlichſten aber war ihm, daß Rußland ſeine Mediation, die er angerufen hatte, verweigerte: es war „die letzte Sehne an ſeinem Bogen". Den Füſſener Frieden ſah dann König Friedrich als den härteſten Schlag an, der ihn treffen konnte. In der Verzweiflung griff er auf alte ausſichtsloſe Pläne zurück. Er dachte daran, die Türken gegen Maria Thereſia in Bewegung zu ſetzen: „In dieſer kritiſchen und ſtürmiſchen Lage," ſchrieb er am 16. Mai 1745, „kann nur eine Diverſion des Großtürken der Königin von Ungarn einen tödlichen Streich beibringen und wirkſam die Abſichten des Königs von Frankreich und ſeiner Verbündeten unterſtützen." Es war ja richtig: Ungarn war von Truppen vollſtändig entblößt und ganz ohne Beſorgnis vor den Türken war man in Wien in dieſen Jahren nie[1]). Aber die Pforte raffte ſich, und dies nur auf das Andrängen Frankreichs, bloß zu dem Angebot einer Vermittlung auf, und dieſes blieb wirkungslos. Übrigens hatte König Friedrich ſelbſt noch einige Wochen vor der obigen Äußerung gemeint, auf die Türken ſei nicht zu rechnen, ſie

[1]) Ewig würde der Friede mit der Pforte nicht dauern, warnte u. a. Bartenſtein in einem Vortrag vom 7. Dezember 1743. H.-, H.- u. St.-Arch.

hätten mit sich selbst zu tun. Im Grunde war er damals völlig ratlos: „Komme, was wolle," gestand er seinem Minister, „ich weiß nicht, was anfangen."

Aber die Waffen warf er darum nicht weg, im Gegenteil. Als Vorbild stellte er sich selbst und seinen mutlosen Ministern seine Gegnerin auf: „Denkt an die Königin von Ungarn," sagte er zu Podewils, „an diese Frau, die nicht verzweifelte, als ihre Feinde vor Wien standen und ihr die blühendsten Provinzen überschwemmten. Und Ihr wolltet nicht den Mut einer Frau haben?" Von dem Augenblick seines erzwungenen Rückzugs aus Böhmen an war er unaufhörlich darauf bedacht gewesen, sein geschwächtes und zerrüttetes Heer wieder so kampffähig zu machen als möglich. Mitte März hatte er bereits wieder 63000 Mann Infanterie und 24000 Reiter; es fehlten nur mehr 1200 Pferde. Auch um die Beschaffung der nötigen finanziellen Mittel war der König eifrig tätig. Er verlangte u. a. von Frankreich eine monatliche Subsidie von 400000 Talern.

Auf österreichischer Seite blieb man auch nicht müßig. Die erste Sorge des Feldherrn war hier die Verabredung eines festen Operationsplanes mit dem Kommandanten der sächsischen Hilfsarmee, dem Herzog von Sachsen-Weißenfels. Ende März einigte man sich, die österreichische Armee — 60000 Mann stark — sollte bei Königgrätz, die sächsische bei Jaromer versammelt werden. Die Königin scheint sich weder in diese Disposition noch auch — wie sie das ja immer vermied — in die später festgesetzten Einzelheiten gemischt zu haben. Ob sie die Unterlassungen und Fehler, die sich Karl von Lothringen nach dem Urteil der Sachverständigen zuschulden kommen ließ, bemerkte, wissen wir nicht; worauf König Friedrich seine Haupttätigkeit in diesen Monaten konzentrierte — Ergänzung des Heeres, Verbesserung der Bewaffnung und Verpflegung, Wiederherstellung der gesunkenen Disziplin —, das vernachlässigte er; die Erfolge des Feldzuges von 1744 hatten ihn sorglos gemacht, er überschätzte seine Truppen, unterschätzte diesen Feind. Für den König war im Gegenteil jener Feldzug seine Schule gewesen, die zu seiner militärischen Ausbildung das meiste beitrug; die Schwingen seines kriegerischen Genius wie seines Glückes entfalteten sich

nun, da Karl von Lothringen den Höhepunkt seines Könnens und Gelingens überschritten hatte.

Hier wird aber auch deutlicher als vorher und nachher offenbar, woran es lag, daß Maria Theresia das, was sie mit einem so energischen Wollen verfolgte, nicht erreicht hat. Dazu hätte sie Feldherr sein müssen wie Friedrich. Wenn sie in der Zeit des Ersten Schlesischen Krieges gesagt hat, sie möchte am liebsten selbst ein Pferd besteigen, um an der Spitze ihrer Heere gegen den Feind zu ziehen, so war das keine romantische Anwandlung — eine solche war ihrer Natur fremd —; es sprach daraus die Erkenntnis des Nachteils, in den sie ihr Geschlecht versetzte. Und es war nicht bloß die eigentliche Führung im Krieg, sondern auch die Vorbereitung für diesen, die dem direkten Einfluß ihrer Persönlichkeit im Grunde entzogen war. Wir haben schon einmal auf diese Grenzen ihrer militärischen Wirksamkeit hingewiesen, hier drängen sie sich uns noch einmal auf. Sie hat, wie wir schon öfters gesehen haben, sehr bald gelernt, worauf es dabei ankommt: sie wußte im Kriegsrat bei widerstreitenden Ansichten meist das Richtige zu treffen, sie war unermüdlich im Anspornen ihrer so oft unschlüssigen und zögernden Generale. Aber sie konnte doch nur ausnahmsweise — in den Wiener Kasernen, auf Exerzierplätzen und in Lagern — mit eigenen Augen sehen, konnte vor allem nicht selbst auf die Truppen im Felde wirken. Vielleicht hätte sie ja in dieser Beziehung doch etwas mehr tun können, als sie tat, hätte nicht so viel in Wien und Schönbrunn bleiben, die verschiedenen Kriegsschauplätze besuchen sollen. Sie hatte in diesen Jahren dazu noch öfters Lust, aber dem stand entgegen, daß sie fast jedes Jahr Mutterfreuden erwartete; auch waren die Minister dagegen, es hätte gegen die Gewöhnung und Sitte des Hofes verstoßen. Später wurde sie ohnedies zu schwer beweglich, machte auch kleinere Reisen nur ungern. Genug, in dem Vorteil, den der Gegner dadurch über sie unzweifelhaft hatte, lag das Geheimnis eines guten Teiles seiner Siege und ihres Mißgeschickes.

Noch bevor es auf dem nördlichen Kriegsschauplatz zu einem bedeutenden Ereignis kam, waren sowohl von Italien wie aus den Niederlanden schlechte Nachrichten eingetroffen.

Dort hatten die Spanier unter De Gages schon im März den Fürsten Lobkowitz aus seinem Winterquartier im nördlichen Kirchenstaat vertrieben und bis Modena zurückzugehen genötigt, wo er durch die Zitadelle gedeckt, ein festes Lager bezog. De Gages wollte ihn angreifen, erhielt aber den Befehl, mit der Armee des Infanten Don Philipp in Savoyen Fühlung zu suchen. Der nächste Weg dahin führte durch das Gebiet der Republik Genua. Diese war eben damals im Begriff, ihre Neutralität aufzugeben; die nun allgemein bekannt gewordenen Bestimmungen des Wormser Vertrages bewogen sie dazu. Wenige Tage nachdem De Gages bei Sarzana genuesisches Gebiet betreten hatte, schloß die Republik mit Frankreich und Spanien ein Bündnis. Lobkowitz aber, anstatt seinem Gegner zu folgen, blieb jenseits des Apennin, verlegte nur sein Lager von Modena nach Parma. Es war der Königin wohl schon klar geworden, daß Lobkowitz als Feldherr nicht nur nicht an seinen Vorgänger heranreichte, sondern daß er geradezu unfähig war. Schon Ende März berichtete der venezianische Botschafter, daß am Wiener Hof die Empörung über den Fürsten in der letzten Zeit sehr gewachsen sei: man schreibe ihm alle Schuld an den Mißerfolgen in Italien zu und werfe ihm namentlich vor, daß er den wahren Zustand des dortigen Heeres verheimlicht habe. Überdies waren sowohl durch Feldmarschall Grafen Pallavicini[1]) schriftlich, wie durch den von Italien nach Bayern berufenen F.-M.-L. Browne, der den letzten Sommerfeldzug unter Lobkowitz mitgemacht hatte[2]), auf seiner Durchreise durch Wien mündliche Beschwerden dahin gekommen. Auf der anderen Seite aber traten Ulfeld und die ganze übrige vornehme Verwandtschaft des Fürsten sowie der Ulfeld ganz ergebene Bartenstein, ja selbst der Großherzog und Prinz Karl für den Beschuldigten ein. Auch hier zeigte sich der oben erwähnte Nachteil, in dem sich die Königin in allen militärischen Fragen ihrem großen Rivalen gegenüber

[1]) Dieser war schon unter Traun mit der Verwaltung der Einkünfte zur Erhaltung des italienischen Heeres betraut.

[2]) Er bekleidete in dessen Heer die zweite Stelle; ein italienischer Beurteiler, den der Bischof von Gurk ins Lager zu Lobkowitz geschickt hatte, beklagte in einem Bericht vom April 1744, daß er nicht die erste innehabe.

befand: aus eigener Anschauung vermochte sie doch nicht zu urteilen. Dazu kam noch, daß sie sich damals wenigstens von dem auf den Thron mitgebrachten günstigen Vorurteil für den Hochadel nicht zu emanzipieren vermochte; es ist die Frage, ob sie es jemals imstande war. Aber das Verhalten von Lobkowitz' im Frühjahr 1745 schlug dem Faß doch endlich den Boden aus. Sie verfügte die Abberufung des Fürsten; der venezianische Botschafter berichtet davon seiner Regierung am 15. Mai: „Die Königin," heißt es in seiner Relation, „mehr als man glauben möchte, auf ihre Autorität eifersüchtig und fest entschlossen, allein zu herrschen, ist der Winkelzüge und Machenschaften überdrüssig geworden, die man angewendet hat, um Lobkowitz auf seinem Posten zu erhalten. Allen Vorstellungen zum Trotz wollte sie ihre eigene Ansicht durchsetzen und sich Gehorsam erzwingen. So geht diese Fürstin, die man wohl ohne Schmeichelei groß nennen darf, in allen Dingen vor, und es gibt nichts, was sie nicht selbst prüft und selbst anordnet, und obwohl sie eine wahrhafte Zärtlichkeit für ihren Gemahl hegt, läßt sie ihm doch keine Entscheidung, und nicht selten entschließt sie sich auch in inneren Angelegenheiten gegen seine Meinung[1])." Dies mochte im allgemeinen so sein, aber in militärischen Fragen konnte sie naturgemäß oft gar nicht oder sehr spät, zu spät, zu einer eigenen Ansicht gelangen. Auch die Rückberufung des Fürsten Lobkowitz kam zu spät. Was in Italien versäumt war, konnte nicht mehr gutgemacht werden. Fürs nächste kam es indes noch zu keinen bedeutenden Entscheidungen. An Stelle von Lobkowitz trat provisorisch Schulenburg.

Noch schlimmer vielleicht als die italienischen Nachrichten waren die, welche bald darauf aus den Niederlanden eintrafen. Dort war im Frühjahr ein starkes französisches Heer (80000 Mann) unter Führung des Marschalls Moritz von Sachsen, eines der glänzendsten Vertreters der vorfriderizianischen Taktik, erschienen. Zunächst hatte dieser die Belagerung von Doornik unternommen. Erst auf die Nachricht davon verließen die Verbündeten die Winterquartiere und versammelten sich, nun etwa 50000 Mann stark — die Holländer hatten nur die

[1]) Bei Arneth 3, 411 A. 52.

Hälfte der Truppenanzahl gestellt, zu der sie sich verpflichtet — bei Brüssel. Den Oberbefehl führte jetzt der Sohn des Königs von England, Herzog von Cumberland, die Österreicher (nur 8000 Mann) kommandierte der 72jährige Graf Königsegg, die Holländer ein Fürst Waldeck. Der Entsatz von Doornik war die nächste Aufgabe. Der Marschall von Sachsen schickte den Verbündeten 60000 Mann entgegen, mit den übrigen setzte er die Belagerung fort. Bei Fontenoy nahmen die ersteren eine sehr feste Stellung ein. Dennoch beschlossen die Verbündeten den Angriff. Der Kampf dauerte zwei Tage; am ersten waren sie schon dem Sieg nahe, am zweiten erlitten sie eine Niederlage, die hauptsächlich der schlechten Haltung der Holländer zugeschrieben wurde, doch entschieden auch wohl die Überzahl und die günstige Position der Feinde. Die Folgen waren sehr schlimm: nicht nur Doornik, auch eine Reihe anderer niederländischer Städte fiel in die Hände der Franzosen, so Gent, Brügge, Ostende; Brüssel selbst war arg gefährdet. Die Hochmögenden im Haag wurden in ihrer Friedensneigung neuerdings bestärkt.

Aber auf den preußischen Krieg hatte die Schlacht von Fontenoy nicht den Einfluß, den König Friedrich erhoffte, im Gegenteil. Maria Theresia wurde nur desto erpichter auf einen großen Erfolg in Schlesien, der den Verlust in den Niederlanden wettgemacht hätte. Am 22. Mai schrieb sie bereits in diesem Sinn an den Prinzen Karl: „da Kursachsen die Vorfallenheit gleichsam für desperat ansehe, folglich gegen Preußen weniger eifrig zu Werke gehen wollen" und „weil in der Tat gar sehr zu besorgen ist, daß beide Seemächte nach ihrer bekannten zaghaften Gedenkensart gar bald auf einen schädlichen Frieden mit Preußen in der nichtigen Hoffnung, sich annoch gegen Frankreich zu verstärken, dringen dürften", so sollte Prinz Karl etwaige Bedenken der Sachsen zerstreuen und auf einen Friedensabschluß gerichteten Anträgen der Engländer und Holländer „durch schleunige und ausgiebige Operationen in Schlesien zuvorkommen[1])." Der Prinz war ganz derselben Meinung, und auch Sachsen blieb wider Erwarten fest. Eine Schlappe, die die Österreicher wenige Tage vorher

[1]) Erbfolgekrieg 7, 452.

bei Landshut erlitten hatten, wurde durch die gleich darauf geglückte Einnahme der ſchleſiſchen Feſtung Koſel wettgemacht.

Aber das Schickſal des Prinzen und damit auch des einen großen Planes, von dem Maria Thereſia beſeelt war, erfüllte ſich raſch. Am 4. Juni erfocht König Friedrich den glänzenden Sieg von Hohenfriedberg.

Es lag nicht am Feldzugsplan des Prinzen Karl, daß es zu dieſer Kataſtrophe kam. Aber nachdem er einmal ſeine Truppen geſammelt hatte, rückte er „unverantwortlich langſam" vor und hielt dabei „wie gebannt" an dem Glauben feſt, der König werde ihm bei ſeinem Einrücken in Schleſien nicht entgegengehen, ſondern auf Breslau zurückweichen. Auch der Herzog von Sachſen-Weißenfels dürfte in dieſem Irrtum befangen geweſen ſein. Hierin lag die Haupturſache der Niederlage[1]).

Wenn aber König Friedrich meinte, daß auf ſeinen Sieg ſofort „ein guter Friede und eine lange Ruhe" folgen würde, ſo täuſchte er ſich doch. Maria Thereſia war auch durch dieſen neuen Schlag nicht entmutigt. Sie traf unverzüglich Anſtalten zur Verſtärkung der Truppen in Böhmen: zehn neue Bataillone, darunter ſechs, die nach Italien hätten abgehen ſollen, wurden ihnen zugeteilt, dazu ſollte alles, was in Böhmen, Mähren und Schleſien an Rekruten aufgebracht werden konnte, zur Ergänzung der am meiſten mitgenommenen Regimenter verwendet werden, ebenſo die Miliz dieſer Länder „zu deſto geſchwinderer Emporbringung" derſelben dienen; der Marſch der ſchon auf dem Weg befindlichen irregulären Truppen wurde beſchleunigt[2]). Den beiden geſchlagenen Feldherren ſuchte ſie neuen Mut einzuflößen: „Das Übelſte von allen wär', wo man den Mut ſinken laſſen ſollte," ſchrieb ſie ſchon acht Tage nach der Schlacht an den Prinzen Karl, „um ſich der Hilf- und Rettungsmittel nicht zu bedienen, wie denn Ew. Liebden nicht bergen kann, daß mich des Herzogs von Sachſen-Weißenfels Antrag wegen Zurückziehung hinter die Elbe nicht wenig betroffen habe." Entſchieden ſprach

[1]) Ebd. 479 u. f. (Criſte).
[2]) Ebd. 483.

ſie ſich gegen eine Teilung des Heeres aus. Sollte ſich der Feind nach Sachſen wenden, ſo würde ſie keinen Augenblick zögern, dorthin Hilfe zu ſchicken; ſie würde ſo handeln, als gelte es ihr eigenes Land. Deshalb brauchten ſich alſo die Sachſen von den Öſterreichern nicht zu trennen. Nur vereinigt könnten ſie dem Feind wirkungsvoll entgegentreten[1]). Vier Tage ſpäter wendet ſie ſich direkt an den Herzog von Weißenfels, um ihn von einem allzu weiten Zurückweichen abzuhalten: „Das Erwünſchteſte“, ſchreibt ſie ihm, „wäre, daß die Verſtärkung der vereinbarten alliierten Hauptarmee ſo beſchleunigt werden könnte, um durch offenſive Operationen ihn, den Feind, zu zwingen, daß er ſich vielmehr nach diesſeitigen Bewegungen als die Alliierten nach den ſeinigen zu richten nötig ſei[2]).“ Zugleich war ſie darauf bedacht, ihre Verbündeten, mit deren Unzuverläſſigkeit ſie in einer kritiſchen Lage, wie ja die nach Hohenfriedberg unſtreitig war, immer rechnen mußte, feſtzuhalten und aufs neue zu verſuchen, ob ſie vielleicht nicht doch zu einem kräftigeren Vorgehen zu bewegen wären. Anfangs Juli ſandte ſie eine Denkſchrift an die befreundeten Höfe, die dieſe Tendenz hat. Der Hauptton war auf die fortdauernde Bedrohung gelegt, die der Ruhe Europas aus dem Charakter des preußiſchen Königs und aus ſeiner Verbindung mit Frankreich erwachſe: „Es iſt ein Irrtum,“ heißt es u. a. darin, „ſich einzureden, daß der König von Preußen ohne auf eine dem Wohl der gemeinſamen Sache entſprechende Weiſe niedergedrückt zu werden, jemals von Frankreich ſo vollſtändig losgelöſt werden könne, als es dem vorgeſetzten Zweck, eine dauernde Ruhe zu gewinnen, entſpräche.“ Deshalb müſſe der Kampf gegen die beiden Mächte fortgeſetzt werden, die das gemeinſame Ziel hätten, „Unruhen zu erregen und zu nähren, um im Trüben zu fiſchen, ſich auf Koſten der Nachbarn zu vergrößern und gemeinſam über die andern zu herrſchen[3]).“ Den Geſandten an dieſen Höfen trug ſie gleichzeitig auf, zu betonen, daß ſie trotz des erlittenen Mißgeſchickes ihren Verbündeten doch keine neuen

[1]) Ebd. 492 A[5].

[2]) Ebd. 505 A[2].

[3]) Auszüge ebd. 538 u. f.

Laſten aufbürden wolle; ſie verlange nur, die Wiedereroberung Schleſiens nicht aufgeben zu müſſen, und ſei überzeugt, „daß das Übel nicht unheilbar ſei, ſobald man es nur durch allzugroße Verlegenheit und daher entſpringende falſche Maßnehmungen nicht unheilbar macht.“ Sie ſelbſt werde nichts verſäumen, damit ihre Armee „in Bälde ſtärker ſein wird, als ſie war, da ſie in Schleſien eingedrungen iſt.“

Kaiſerwahl von 1745. Soor. Dresdener Friede

Auch auf die Kaiſerwahl mußte Maria Thereſia eine ungünſtige Wirkung der Niederlage von Hohenfriedberg beſorgen. Mit Rückſicht auf dieſe, um einen Einfluß der Franzoſen für diesmal auszuſchalten, hatte ſie ſchon im April militäriſche Vorkehrungen getroffen. Die in Bayern befindlichen Truppen, die nach dem Füſſener Frieden dort entbehrlich waren, ſollten unter dem Oberbefehl Trauns gegen den Main vorrücken und von hier eine Vereinigung mit der Armee des Herzogs von Aremberg ſuchen, die ſich damals am rechten Ufer des Rheins in der Lahngegend befand. Beide ſollten die noch auf dieſer Seite des Rheins ſtehenden Franzoſen (unter dem Prinzen Conti) zurücktreiben. Im Mai wurde Aremberg, der ſeine Entlaſſung nahm, durch Batthyany erſetzt. Ende Juni gelang die beabſichtigte Vereinigung der beiden Heere in der Nähe von Gelnhauſen. Die Franzoſen, ungefähr in gleicher Stärke, hielten ſich noch bei Höchſt, in unmittelbarer Nähe der Walſtatt, ließen aber die Vereinigung der Gegner ruhig geſchehen. In den erſten Julitagen führte Traun das vereinigte Heer gegen Frankfurt, am 5. traf der Großherzog von Toskana bei ihm ein und übernahm den nominellen Oberbefehl. Maria Thereſia hätte gewünſcht, daß er ſeine Abreiſe noch ſo lange verſchiebe, bis ſeine Wahl vollkommen geſichert wäre, aber auf die Nachricht der Vereinigung Trauns mit Batthyany hatte er ſich nicht halten laſſen. Wie der venezianiſche Botſchafter nach Hauſe ſchrieb, wollte Franz nicht müßiger Zuſchauer aus der Ferne bei dem Kampfe

bleiben, von deſſen Ausgang ſeine Erhöhung zum Reichsoberhaupt abhing[1]). So gab denn die Königin diesmal nach; am Tag vor ſeiner Abreiſe begaben ſich beide am frühen Morgen nach dem Wallfahrtsort Maria Lanzendorf, wo ſie die Meſſe hörten, dann nahmen ſie Abſchied voneinander.

Das Wahlgeſchäft war inzwiſchen über die erſten Vorbereitungen nicht hinausgekommen. Die Einladungen zur Wahl waren ja von dem Kurerzkanzler ſchon im Februar ausgefertigt worden; auch an Böhmen hatte er eine ſolche geſchickt, was man ihm hernach als eine Eigenmächtigkeit übelnahm, weil die Frage, wie es mit der böhmiſchen Kur zu halten ſei, nachdem Böhmen eine Frau zur Königin hatte, eigentlich noch nicht entſchieden war. Indes wurde doch von keinem der Kurfürſten ein formeller Proteſt erhoben; die in Zeitungen auftauchten, ergaben ſich als gefälſcht. In der Publiziſtik hatte es freilich wieder lebhafte Erörterungen für und wider gegeben. Der ſog. Wahltag, d. h. die Verhandlungen über die Wahl, war für den 1. Juni in Ausſicht genommen, wenig ſpäter war er auch formell eröffnet worden, aber die Wahlbotſchafter waren um dieſe Zeit noch lange nicht beiſammen. So lange übrigens die Franzoſen noch diesſeits des Rheins ſtanden, war ja eine Beeinfluſſung der Wähler durch den franzöſiſchen Hof zu befürchten. In Wien hatte man deshalb ſchon daran gedacht, den Wahltag anſtatt in Frankfurt in dem mainziſchen Erfurt abzuhalten, aber dies war bald wieder fallen gelaſſen worden, da es gegen die Goldene Bulle und das Herkommen verſtieß und den Gegnern gewiß Anlaß zu Proteſten geboten hätte.

Bald nachdem der Großherzog bei der Armee eingetroffen war, am 13. Juli, ſandte Maria Thereſia ein eigenhändiges Schreiben an den Kurfürſten von Mainz, in dem ſie ihn um ſeine Stimme für den Gemahl und „ſonſtigen Vorſchub" bat. Der Kurfürſt zeigte ſich ihr denn auch in dem ganzen Wahlgeſchäft überaus gefällig, aber es war doch übertrieben, wenn König Friedrich ihn das blinde Werkzeug der Königin oder gar, wenn d'Argenſon ihn ihren gefügigſten Sklaven nannte; als ihr ehemaliger Untertan und katholiſcher Fürſt hatte er

[1]) Arneth 3, 427 A[3].

freilich für Öſterreich Sympathien und begünſtigte deshalb die Kandidatur des Großherzogs, aber man darf doch ſeinem Verhalten reichspatriotiſche Motive nicht völlig abſprechen; die Franzoſen, die Hauptgegner der Wahl Franz Stephans, waren nun einmal unleugbar in ganz Weſtdeutſchland aufs äußerſte verhaßt; das Mainzer Erzſtift ſelbſt in letzter Zeit wiederholt von ihnen bedrängt, der Kurfürſt perſönlich von ihren hochmütigen Generalen mit Geringſchätzung und Anmaßung behandelt worden. Und wer war denn der Gegenkandidat? Sachſen allein kam als ſolcher in Betracht. Wenn noch die Perſon des Königs von Polen an hohen Regententugenden dem Gemahl Maria Thereſias entſchieden überlegen geweſen, aus ſeiner Wahl dem Reich und dem Erzſtift ein offenbarer Vorteil erwachſen wäre! Aber es iſt damals wie ſpäter niemand aufgetreten, der dies ernſtlich hätte behaupten wollen. Etwas anderes wäre es geweſen, wenn etwa König Friedrich ſich um die Kaiſerkrone beworben hätte. Aber er dachte auch diesmal nicht daran. Die Gegner der Wahl des Großherzogs haben ſich denn auch nicht damit aufgehalten, zu zeigen, daß es beſſere Anwärter auf die erledigte Kaiſerkrone gebe; ſie beſchränkten ſich darauf, formelle Hinderniſſe für die Wahl jenes aufzuſuchen: er ſei kein deutſcher Fürſt, trage kein Lehen vom Reich, habe keine eigenen Mittel. Von franzöſiſcher Seite wurde überdies das Argument, das der Wiener Hof ſeinerzeit gegen die Wahl Karls VII. vorgebracht hatte — ſie ſei keine freie geweſen —, ihm nun zurückgegeben: die Armeen der Königin von Ungarn übten, ſo hieß es, auf die Wähler einen Druck aus, während die franzöſiſchen ſeinerzeit nur zur Verteidigung der Rechte und Freiheiten des Reiches ins Reich gekommen ſeien[1]). Auch als inopportun wurde die Wahl von dieſer Seite bezeichnet: Franz Stephan würde Lothringen zurückfordern und ſo das Reich in Kriege mit ſeinen bisherigen Verbündeten verwickeln; er ſei ja ein Enkel jenes Karl V. von Lothringen, der in ſeinem politiſchen Teſtament von 1683 ſo gefährliche Rat-

[1]) Fromm, Die Kaiſerwahl Franz I., 106 u. f. (die 104 u. f. angeführten deutſchen Schriften beſchäftigen ſich nur mit der Frage der böhmiſchen Wahlſtimme).

ſchläge zur Vernichtung des europäiſchen Gleichgewichts und zur Aufrichtung einer Univerſalmonarchie gegeben habe. Die Anwälte des Großherzogs führten dagegen aus: die deutſche Abkunft ſei keine unerläßliche Bedingung der Wahlfähigkeit, weder in der Goldenen Bulle noch ſonſt in einem Reichsgeſetz ſtehe davon etwas, zum erſtenmal tauche die Forderung bei der Wahl Karls V. auf, ebenſo bei Schriftſtellern nicht früher als im 16. Jahrhundert (Cuſpinian) und auf unhaltbare Argumente geſtützt. Beſſer wäre es allerdings, wenn ein Fürſt deutſcher Abkunft gewählt werde. Aber Franz von Lothringen ſei dies, er entſtamme demſelben Geſchlecht wie die Habsburger, Zähringer, die Markgrafen von Baden; ſein Vater ſei überdies zu einer Zeit, wo Lothringen in franzöſiſchen Händen war, in Deutſchland von einer deutſchen (kaiſerlichen) Prinzeſſin geboren und erzogen worden. Auch beſitze der Großherzog, wenn er auch Lothringen verloren habe, immer noch die Reichsſtandſchaft wegen Nomeny und der Grafſchaft Falkenſtein am Donnersberg: für jenes habe er Sitz und Stimme im Reichstag, für dieſe einen Anteil an der Kuriatsſtimme der wetterauiſchen Grafen[1]). Wenn man einwende, dies ſeien ſo kleine Beſitztümer, daß ſie keine ſtandesgemäßen Einkünfte liefern könnten, ſo habe ja der Großherzog doch noch Toskana, das jährlich einige Millionen abwerfe und auch dieſes ſei ein Reichslehen. Endlich ſei er Mitregent über alle Länder der Königin von Ungarn und dadurch allein ſchon mächtig genug. Die Bedingungen der Goldenen Bulle erfülle dieſer Kandidat vollkommen: daß er „justus“ und „bonus“ ſei, wäre weltkundig, und auch über das „utilis“ könne bei dem gegenwärtigen Zuſtand des Reiches kein Zweifel ſein: „Trotzdem daß durch die kurbayeriſche Beruhigung (den Füſſener Frieden) ſogar alle Scheinurſache der vormaligen

[1]) Die Markgrafſchaft Nomeny a. d. Seille war wohl an Frankreich abgetreten worden, aber Sitz und Stimme am Reichstag blieb Franz im Wiener Frieden als ein perſönliches Vorrecht vorbehalten, und er übte es bis zu ſeinem Tode aus. Die Grafſchaft Falkenſtein, 16 Dörfer und mehrere Dorfanteile mit dem Hauptort Weinweiler, ſeit 1667 bei dem Hauſe Lothringen, ging nach Franzens Tod auf Kaiſer Joſeph über, der bekanntlich unter dem Namen eines Grafen von F. öfters gereiſt iſt. S. Berghaus, a. a. O. 1[1], 330, 350.

Kriegsunruhen hinfällig geworden, man sich nichts desto minder erdreistet, die Länder neutraler Kurfürsten, Fürsten und Reichsstände mit unerschwinglichen Kontributionen, Rationen und Portionen zu belästigen, welches sich nicht ereignen würde, wenn des Reiches a. h. Oberhaupt teils durch eigene Macht teils durch die Eintracht und den Beistand hoher Reichsglieder unterstützt werde." Der Großherzog biete hiefür Bürgschaft: er allein könne — aus Toskana — 30000 Mann Truppen stellen, seine Gemahlin 160000. So eine der gründlichsten unter den zahlreichen Flugschriften dieser Tendenz; man findet sie bisweilen dem berühmten J. J. Moser zugeschrieben[1]). Andere stellen weniger die Persönlichkeit des Großherzogs in den Vordergrund als das Haus Österreich, das ja vermutlich durch den Sohn der Königin, den Erzherzog Joseph, wieder in den Besitz der Kaiserkrone gelangen werde[2]). In einer dritten Gruppe tritt besonders die antifranzösische Richtung hervor: um Frankreich im Zaum zu halten, ist die Wahl Franz Stephans vor allem wünschenswert, „der in baldem seine angestammten Erblande wieder vereinigen und dem Reich zurückbringen wolle[3])."

Eine direkte Beziehung zu Maria Theresia haben diese Erörterungen allerdings nicht, aber — genannt oder ungenannt — — taucht ihre Gestalt darin doch immer wieder auf, entweder als die Ehrgeizige, Herrschsüchtige, Rachelüsterne, die durch den Gemahl — ein willenloses Werkzeug in ihren Händen — die tyrannischen Bestrebungen älterer Habsburger wieder aufnehmen und das Deutsche Reich ihrer Willkür unterwerfen will, oder — auf der anderen Seite — als die anmutsvolle junge Frau, das „englische Gespons" des Kandidaten, die große Königin, die ihre Staaten mit männlichem Mut durch so viele Fährlichkeiten hindurchgesteuert hat, deren Macht, mit der Kaiserwürde verbunden, gegen die Feinde des Reiches, namentlich gegen das argistige und übermütige Frankreich, die sicherste Schutzwehr bilden würde. Es ist auch kein Zweifel, daß Maria

[1]) So im Katalog der Wiener Universitätsbibliothek.

[2]) „Germania triumphans": Fromm a. a. O. 93.

[3]) „Ohnhintertreiblicher Beweis . . .": ebd. 95.

Thereſia von dieſen meiſt nicht ſehr umfangreichen Publikationen Kenntnis genommen und ihren Ideengängen gefolgt iſt: ſie bilden ſo einen Moment ihres damaligen inneren Lebens.

Am 4. Auguſt begannen in Frankfurt die eigentlichen Wahlvorberatungen, obwohl die Prinzipalgeſandten von fünf Kurfürſten fehlten. Am ſelben Tag erſchien auch Robinſon in Schönbrunn bei der Königin, um ihr ganz ſo wie im Sommer 1741 auf dem Preßburger Schloß, mit allen Mitteln ſeiner derben Beredſamkeit einen Ausgleich mit Preußen nahezulegen: die national-engliſche Politik, deren Hauptangelegenheit nun einmal der Kampf gegen Frankreich war, hatte doch wiederum über die perſönliche des Königs Georg, der gern eine Aufteilung Preußens bewirkt hätte, den Sieg davongetragen. Das Geſpräch, das Maria Thereſia mit dem Geſandten führte, iſt uns wieder in deſſen Bericht an den Miniſter Harrington erhalten: „Ich habe die Königin nie ſo zurückhaltend geſehen", ſchreibt Robinſon, „ſie unterbrach mich nur ſelten. Nichts, ſagte ſie, kommt meiner Dankbarkeit gegen den König und die engliſche Nation gleich, und ich will das, ſoweit es nur in meiner Macht liegt, auch beweiſen. Ich werde morgen meine Miniſter um ihre Meinung fragen, morgen wird Euch mein Kanzler meine Antwort bringen. Aber was immer auch in meinem Rat bezüglich des Ausgleichs mit Preußen beſchloſſen werden mag; ich kann nicht einen Mann aus der Nachbarſchaft Friedrichs wegziehen. Vielleicht iſt es möglich, ein, zwei Regimenter Fußvolk, ein, zwei Regimenter Reiterei nach Italien zu ſenden; alle übrige Mannſchaft iſt mir im Frieden nicht minder wie im Krieg nötig zum unmittelbaren Schutz meiner Perſon und meiner Familie vor dieſem König von Preußen." Auf Robinſons Bemerkung, die Engländer brauchten ihre Truppen auch zu Hauſe, entgegnete ſie: „Was wäre es denn für ein Unglück, wenn die Holländer die Neutralität annehmen, die ihnen Frankreich bietet?" und auf ſeinen Ausruf: dann müßte jeder gute Engländer zum Schwert greifen: „Iſt denn weniger Hoffnung, Frankreich zum Frieden zu bewegen als Preußen?" Robinſon darauf: „Der König wird leichter Frieden machen, wenn er behalten kann, was er hat, als Frankreich, wenn es herausgeben ſoll, was

es erwarb, da es doch auf dem beſten Wege iſt, in den Niederlanden noch mehr zu erwerben." Dann verwies er auf die geringe Zuverläſſigkeit ihres ſächſiſchen Bundesgenoſſen, und damit hatte er auch recht. Aber auf die Königin machte das wieder keinen Eindruck: „Prinz Karl," ſagte ſie, „iſt imſtande, auch allein dem König von Preußen eine Schlacht zu liefern." Robinſon: „Dieſe Schlacht, wenn gewonnen, würde Schleſien doch nicht erobern, wenn verloren, wären Ew. Majeſtät auch im eigenen Lande ruiniert." Maria Thereſia: „Und wenn ich morgen mit dem König Frieden machen müßte, ſo würde ich ihm noch heute abend eine Schlacht liefern. Aber warum mich jetzt ſo drängen, warum mit aller Gewalt die Operationen unterbrechen wollen, da es für mich keineswegs verzweifelt ſteht? Gebt mir nur den Oktober, dann mögt ihr tun, was ihr wollt." Robinſon: „Der Oktober wird den Feldzug an allen Orten beenden und ein verhängnisvoller Monat ſein, denn es iſt zu fürchten, daß Frankreich und Preußen, wenn ſie vereinigt bleiben, uns zu den Bedingungen zwingen werden, die ihnen behagen." Maria Thereſia: „Das würde wahr ſein, wenn man nach Ihrem Vorſchlag die Zeit hinbrächte, um aus Böhmen an den Rhein und von da in die Niederlande zu marſchieren. Aber ich weiß unter meinen Generalen keinen, der ein ſolches marſchierendes, oder vielmehr untätiges Heer anführen möchte, wenigſtens wird der Großherzog oder Prinz Karl es nicht tun. Der Großherzog iſt nach einer leeren Ehre, wie es die der Kaiſerkrone iſt, nicht ſo begierig, wie Ihr glaubt, und am wenigſten begehrt er ſie unter Vormundſchaft des Königs von Preußen. Iſt die Kaiſerkrone verträglich mit dem Verluſte Schleſiens? Guter Gott, laßt mir nur Zeit bis Oktober, dann werde ich wenigſtens beſſere Bedingungen bekommen!" Aber Robinſon dringt auf ſofortige Entſcheidung: ohne Frieden mit Preußen wird der König von England weder vom Parlament etwas für den Krieg bewilligt erhalten, noch wird er Holland beſtimmen können, im Bunde zu bleiben. Maria Thereſia gibt ebenſowenig nach: „Ich habe Euch ſofort die Audienz bewilligt und ſofort die Konferenz einberufen, obwohl ich ja ſehe, was immer da beſchloſſen wird, Ihr werdet mit oder ohne mich ausführen, was Ihr

wollt[1])." Den andern Tag brachte der Hofkanzler Graf Ulfeld die ablehnende Antwort[2].)

Die Ablehnung war in der militärischen Lage begründet. Um dieselbe Zeit hat Prinz Karl aus der Untätigkeit des Königs von Preußen den richtigen Schluß gezogen, daß dieser nicht mehr an einen weiteren Vorstoß nach Böhmen denke, sondern durch eine Diversion gegen Oberschlesien und die Lausitz die Aufmerksamkeit der verbündeten Österreicher und Sachsen teilen wolle, da er sich durch Detachierungen in dieser Richtung bereits so geschwächt hatte, daß er einen Angriff des ganzen feindlichen Heeres fürchten mußte. Deshalb wollte der Prinz unverzüglich zum Angriff schreiten: am 10. August legte er der Königin diesen seinen Plan vor, der genehmigt wurde. Es kam zunächst freilich nicht dazu, weil die Sachsen Schwierigkeiten machten, ja mit der völligen Zurückziehung ihrer Truppen drohten, indem sie vorgaben, Sachsen selbst sei bedroht. Erst am 23. August erfolgte die beabsichtigte Vorrückung, an der doch wenigstens ein kleiner Teil der sächsischen Armee teilnahm. Auch jetzt blieb die Wirkung nicht aus: die Preußen zogen zurück. Überdies entwickelten die leichten österreichischen Truppen im Gegensatz zu den geringen Bewegungen des Hauptheeres eine solche Rührigkeit und führten den kleinen Krieg so glücklich, daß sie dem Feinde großen Schaden zufügten. Auch mehrten sich bei ihm Hunger und Desertion; zu Anfang September ließen wiederholte Anträge eines Waffenstillstandes, die der König an den Prinzen gelangen ließ, diesem dessen üble Lage erkennen. In der Tat sah sich derselbe vor der Notwendigkeit, noch weiter zurückzugehen und damit alle Errungenschaften von Hohenfriedberg aufzugeben. Es nützte ihm nicht viel, daß er diplomatisch seine Stellung durch eine Konvention mit England gestärkt hatte. Denn dieses fürchtete von dem Fortgang der französischen Waf-

[1]) Das Gespräch bei Coxe a. a. O. 2, 325, auch bei Raumer a. a. O. 2, 313.

[2]) Graf Anton Corfiz Ulfeld (auch Uhlfeld oder Uhlefeld), geb. 1699, bekleidete schon unter Karl VI. wichtige diplomatische Stellungen; nach dem Tode des obersten Hofkanzlers Grafen Sinzendorf (Febr. 1742) wurden zwei Hofkanzler ernannt, Ulfeld für die auswärtigen, Graf Seilern für die inneren Angelegenheiten. — Über Ulfeld s. Arneth 2, 198 u. f. u. Schlitter in der A. D. B. 39, 184.

ſen in den Niederlanden für ſein Hannover: der Prinz von Stuart war in Schottland gelandet, und ſo fand ſich England trotz ſeiner Erfolge in Amerika in ſchlimmer Lage. In der Konvention vom 26. Auguſt verpflichtete ſich Friedrich, dem Großherzog Franz ſeine Stimme zu geben, König Georg, den Frieden zuſtande zu bringen. Robinſon mußte ſeine Bemühungen für Preußen wieder aufnehmen. Das Angebot Friedrichs wegen der Kaiſerkrone machte die Königin am wenigſten wankend. Auch der Fall Oſtendes und die Einſchließung Tortonas erſchütterten ſie nicht. Durch einen neuen Vertrag mit Sachſen, der durch Beſtechung Brühls zuſtande gekommen war (29. Auguſt), von dieſer Seite geſichert, äußerte ſie ſich zu Robinſon voll Zuverſicht (9. September): ſie habe den Prinzen Karl, der ihre Krönung in Prag mit einem Sieg gefeiert, wiſſen laſſen, daß ſie ſich ſehr freuen würde, wenn er die bevorſtehende Kaiſerkrönung in Frankfurt auf ähnliche Art verherrlichen werde, und je eher deſto beſſer. Robinſon fügte ſeinem Berichte bei, in Wien rechne alles auf einen baldigen Sieg über die Preußen. Am andern Tag ſchrieb ſie ihrem Schwager, ſie ſei ſehr zufrieden damit, daß er jene Anträge abgelehnt; ſie ſuchte das Mißtrauen, das er gegen Sachſen hegte, zu zerſtreuen und empfahl ihm energiſche Operationen, um den Rückzug des preußiſchen Heeres zu beſchleunigen. Als Robinſon mit ſeinen Vorſtellungen nicht nachließ, vermied die Königin, ihn zu ſehen, und die Miniſter gaben eine ausweichende Antwort.

Von der Kaiſerkrönung konnte ſie mit Recht als bevorſtehend ſprechen. Von Brandenburg und Kurpfalz eingelaufene Proteſte[1]) konnten den Fortgang des Wahlgeſchäftes nicht

[1]) Einige Einwendungen waren nicht unbegründet: ſo daß ein kurpfälziſcher Geſandtſchaftsſekretär, der anfangs Juni von Frankfurt nach Mannheim gereiſt war, die Wahlakten von 1741 zu holen, von öſterreichiſchen Soldaten aufgegriffen und trotz aller Proteſte längere Zeit gefangen gehalten wurde. Man meinte in Wien, daß die Anhaltung eines nicht mit Paß verſehenen Kuriers der Sicherheit der Wahl nicht den geringſten Eintrag tue. Aber die Goldene Bulle verpönte ſolche Anhaltungen ganz ausdrücklich. Übrigens wurde derſelbe Sekretär, als er im Auguſt, diesmal mit einem Paß verſehen, wieder nach Mannheim geſchickt wurde, abermals angehalten und ſeiner Depeſchen beraubt, die ihm dann freilich uneröffnet zurückgeſtellt wurden, und noch am 29. Auguſt wiederholte ſich ein ſolcher

verhindern. Conti war mit ſeinen Truppen in die Niederlande abgerückt. Am 20. Auguſt hatten die Hauptverhandlungen begonnen. Der Augenblick war gekommen, wo es, wie ein in Frankfurt gedrucktes Flugblatt ſagte, „biegen oder brechen mußte“: es galt „die Freiheit der Wahl gegen Frankreich und Preußen zu behaupten, den Kontradiktionsgeiſtern das Maul zu ſtopfen.“ In zwei Sitzungen war Ende Auguſt die Reviſion der Wahlkapitulation durchberaten, am 3. September die Wahl ſelbſt für den 13. September angeſetzt worden, alles unter wiederholten Proteſten, nicht nur von Brandenburg und der Pfalz, ſondern auch von Sachſen. Wie ſehr der Majorität des Kurkollegiums die Wahl des Großherzogs angelegen war, zeigt, daß es diesmal zu keiner der berüchtigten Streitigkeiten über leere Formalitäten kam, die ſonſt einer Wahlhandlung niemals gefehlt hatten: „nicht ein einziges Mal wurde geſtritten, ob jemand ein Lehn- oder ein Taburetſtuhl beigeſtellt werden müſſe.“ Am 12. September verließen der brandenburgiſche und der pfälziſche Geſandte Frankfurt und begaben ſich nach Hanau, worauf am 13. das feierliche Konklave in der Sakriſtei der Bartholomäuskirche abgehalten wurde, aus der Franz Stephan als erwählter römiſcher Kaiſer hervorging. Die drei böhmiſchen Geſandten unter-

---

Fall. „Der Kurfürſt von der Pfalz iſt unſer Feind; was geſchehen iſt, iſt ganz mit Recht geſchehen“, ſagte der öſterreichiſche General, der jene Truppe befehligte. Das war diesmal doch nicht ſo ganz ſtichhältig. Eher konnte man gelten laſſen, daß „gemelter Sekretär, weil er ſeinen Stand und Bedienung nicht bekennen wollen, ſich nur ſelbſt verdächtig gemacht.“ — Die Umſtellung des Wahlortes mit „ungariſch-hannöverſchen“ Truppen war ein anderer Beſchwerdepunkt, der einiges für ſich hatte. Dem war von öſterreichiſcher Seite entgegnet worden, es ſei dies gerade, um die Wahlfreiheit zu ſchützen. Dagegen konnte aber füglich eingewendet werden, daß dazu die böhmiſche Krone, ſo wenig wie die Erzherzogin von Öſterreich berufen war: allenfalls mochten es die Reichsvikare ſein. Aber freilich, dem Volk in Weſtdeutſchland und allen deutſch-patriotiſch Geſinnten erſchien es ſo beſſer als 1741, wo die Franzoſen dieſe Wahlfreiheit „geſchützt“ hatten. Das mit den „Ungarn“ darf man übrigens nicht genau nehmen: es waren wohl Truppen im Solde der Königin von Ungarn, aber, wie eine Flugſchrift hervorhebt und es auch wirklich der Fall war, „eine aus lauter Teutſchen oder ſo gut wie Teutſchen . . . beſtehende Armee, welche der größte Teil der Kurfürſten für Reichsfreunde hält.“

schrieben und beschworen vor der Ausrufung in seinem Namen die Wahlkapitulation.

Es war im Grunde nur geschehen, was jedermann erwartete; trotzdem wurde es, zunächst in Frankfurt, als ein Ereignis ersten Ranges begrüßt. Als nach der vollzogenen Wahl die übliche Prozession nicht gleich bei der verschlossenen Domtüre herauskonnte, weil der Reichsquartiermeister mit dem Schlüssel in der Tasche noch beim Frühstück saß, kletterten Ungeduldige durch die Fenster, um der draußen harrenden Volksmenge zuzurufen: der Mann der Königin von Ungarn sei Kaiser geworden. Im nächsten Augenblick brauste eine ungeheure, beinah närrische Freude die Gassen der alten Reichsstadt entlang: die Männer schleuderten Hut und Perücke, die Frauenzimmer Kopfzeug und Schnupftuch in die Luft. Am Abend blieb in den Wirtshäusern beim Gesundheitstrinken auf den neuen Kaiser kein Trinkglas ganz. „Wer das Benehmen der Frankfurter bei dieser und der vorigen Wahl mit angesehen, fand einen Unterschied wie von Tag und Nacht[1])."

Aber nicht nur in Frankfurt, überall im Reich wurde die Wahl Franz' I. mit Jubel begrüßt, „sie wurde als eine patriotische Tat gepriesen, als ein Triumph über französische Hoffart und Tücke"; man war erfreut, „das Haus Österreich wieder in der Würde und dem Flor zu sehen, worinnen es einige hundert Jahre gestanden," pries es als ein Glück, „daß alle bisherigen Irr- und Auswege nunmehr völlig verlassen seien und man wieder auf der alten Heerstraße, auf welcher man so viele Jahrhunderte glücklich gewandelt hatte[2])." Die allgemeine Überzeugung, das geben auch die neueren preußischen Beurteiler dieser Zeiten zu, war, daß nun Österreich die Sache der Nation vertrete; vergebens ersehnte man sich in Berlin einen neuen Hippolith a Lapide, der „die ganz ohnerträgliche Hauteur, Fierté und prätendierten Despotismus des wienerischen Hofes zu developpieren und vor der Welt in ihrigen Sentiments zu eclairiern unternommen hätte". König Friedrich selbst sah die Wahl als ein Übel an, gegen das es kein Gegenmittel gebe.

[1]) Dove a. a. O. 322, hauptsächlich nach des älteren Moser Lebensgeschichte.

[2]) Alles aus Flugschriften zusammengestellt bei Fromm a. a. O. 84 u. f.

Als etwas Selbſtverſtändliches erwartete man im Reich, daß Maria Thereſia zur Krönung nach Frankfurt kommen werde: ſie war ja doch eigentlich der gewählte Kaiſer. Auch drang ihr Gemahl darauf. Sie war denn auch ſchon im Auguſt zu der Reiſe entſchloſſen. Es gab zwar am Hof auch Stimmen, die wegen der rieſigen Koſten dagegen waren — der venezianiſche Botſchafter ſprach von 3 Millionen —; man täte beſſer, ſagte man, dies Geld für die Kriegsbedürfniſſe zu verwenden, aber weil ſie ſo feſt entſchloſſen ſchien, wagte niemand, ihr ſolche Vorſtellungen zu machen. Doch nur anweſend ſein wollte ſie bei der Krönung, nicht ſelbſt ſich krönen laſſen, wie dies bei den Gemahlinnen römiſcher Kaiſer ſchon oft geſchehen war. Als Grund führte ſie an, daß ſie ſich eben wieder im Zuſtand vorgerückter Schwangerſchaft befand. Vergebens bemühte ſich Ulfeld auf das Geheiß des Großherzogs, der ihre Krönung wünſchte, ſie umzuſtimmen: er ſtellte ihr vor, daß man es ihr als Hochmut auslegen würde, und anſtatt die Gemüter draußen zu gewinnen, würde man ſich die Wohlgeſinnten entfremden, und ſo würde die Reiſe mehr Böſes als Gutes ſtiften. „Ich hatte gut reden," berichtet Ulfeld, „Eure Hoheit wiſſen ja, wie es geht, wenn Ihre Majeſtät einmal eine Meinung gefaßt hat; ich bekam keine andere Antwort als daß ſie nicht wolle, und wenn ſie wüßte, daß man ſie in Frankfurt überrumpeln und zwingen wolle, würde ſie gar nicht hingehen. Ich habe auch mein Beſtes getan, um wenigſtens die Gründe herauszubringen, warum Ihre Majeſtät ſo dagegen iſt, aber es iſt mir ebenſowenig gelungen; ſie hat ſich darüber nicht äußern wollen. Ich kann nur — auf die Gefahr mich zu täuſchen — raten: vielleicht betrachtet Ihre Majeſtät dieſe Krönung unter der Würde der zwei Kronen, die ſie bereits trägt — als König von Ungarn und Böhmen. Wenigſtens hat ſie einmal geäußert, ſie wolle bei einer Krönung nicht noch einmal ihr Geſchlecht ändern, und noch heute hat ſie mir geſagt, daß ihre Krönung in Frankfurt nur eine Komödie wäre, die ſie nicht ſpielen wolle[1])." Der Hof-

[1]) Darin, daß ſie in der Zeremonie der Krönung nur eine Komödie geſehen hat, „welche zu ſpielen ſie halb ehrlich, halb ſtolz verſchmähte", ſieht auch Dove a. a. O. 333 das Hauptmotiv ihrer Weigerung und bemerkt hiezu:

kanzler wird wohl richtig geraten haben: zwiefache Königin von eigenem Recht, wollte sie nicht bloß als Gemahlin des Kaisers neben diesem gekrönt werden, wobei naturgemäß er die erste Rolle gespielt hätte. Es fruchtete denn auch nichts, daß ihr der Gemahl selbst in der Sache schrieb. „Lieber gar nicht kommen," antwortete sie, „obwohl mir dies leid tun würde, als mich in meinem jetzigen Zustand krönen lassen." Er konnte nichts anderes aus ihr herausbringen. Wenn er von der Notwendigkeit sprach, die Kroninsignien, deren sich die letzte gekrönte Kaiserin — Amalia, die Gemahlin Josephs I. — bedient hatte, nach Frankfurt zu schaffen, so erwiderte sie: „Man braucht sie nicht mehr"; erinnerte er an die Anfertigung des Anzugs, in der sie sich am Krönungstag in die Kirche begeben sollte, wendete sie ein: „das würde nur Verlegenheiten bereiten". Zuletzt fertigte sie alle auf ihre Krönung abzielende Anträge mit den Worten ab: „Alles das wird durch meinen ersten Beschluß unnötig."

Am 15. September mittags verließ sie Wien. Die Nachricht von der wirklich vollzogenen Wahl, die sie zuerst, gleichfalls gegen den Willen des Gemahls, hatte abwarten wollen, war noch nicht eingetroffen, doch konnte diese nach dem letzten Bericht aus Frankfurt als völlig sicher gelten. Auch ereilte sie die Botschaft schon in Linz. Die Reise ging den üblichen Postweg: über Wels, Passau, Regensburg, Nürnberg, Würzburg; eine Chronik derselben fehlt uns leider; der sie uns geschrieben hätte, Khevenhüller, war als Wahlbotschafter vorausgegangen. So sind wir fast nur auf die dürftigen Berichte des „Wiener Diariums" angewiesen. Am 20. war sie in Nürnberg, wo es einen großen Empfang im Rathaus gab: „Ich hätte mich gern mit allen Patrizierfrauen unterhalten," schrieb sie an die Fürstin Trautson, „wenn man nicht 13 Stunden gereist wäre und, ohne mich umzuziehen, nicht drei Stunden Audienzen gegeben hätte[1])." Noch am selben Tag war sie in dem kleinen fränkischen Städtchen Kitzingen. Die dortige Schützengesellschaft hatte auf ihrem Schießplatz einen künstlichen

„Maria Theresia dachte in diesem Punkte sehr ähnlich ihrem verhaßten Gegner Friedrich II. ... Überall schätzte auch sie Form und Zeichen nur so weit, als ihnen ein sachlicher Gehalt entsprach."

[1]) Österreichische Rundschau 1912, 4, 175.

Felſen aufgeſtellt: oben war ein Neſt mit drei jungen Adlern abgebildet, denen der alte Aar mit einem Zettel im Schnabel zuflog, auf dem die Worte ſtanden: Austriacos repeto nidos — die öſterreichiſchen Neſter ſuche ich wieder auf —; ein anderer Zettel in ſeinen Klauen zeigte die Aufſchrift: Vivat Franciscus primus, Theresia vivat! Auf dem Felſen ſelbſt waren die deutſchen Worte zu leſen: „Das alte Neſt war doch das beſt“[1]). Als die Königin zwiſchen Nürnberg und Würzburg bayreuthiſches Gebiet betrat und dort Mittagsraſt hielt, begrüßte ſie die Markgräfin Wilhelmine, König Friedrichs Lieblingsſchweſter, die aus ihrer Reſidenz herbeigeeilt war, was ihr dann vom Bruder wie von der ganzen Verwandtſchaft gewaltig übelgenommen wurde[2]). In Aſchaffenburg beſtieg Maria Thereſia ein Boot, um ſich den Main hinab nach Frankfurt zu begeben. Der Gemahl, der eben in Heidelberg im Lager weilte, eilt ihr entgegen, aber er kommt zu ſpät, ſie iſt ſchon abgefahren. „Unerkannt wirft er ſich in einen kleinen Nachen, erreicht ihr Schiff, und das liebende Paar erfreut ſich dieſer überraſchenden Zuſammenkunft. Das Märchen davon verbreitet ſich ſogleich, und alle Welt nimmt teil an dieſem zärtlichen, mit Kindern geſegneten Ehepaar. Maria Thereſia wird in der Stadt mit Jubel bewillkommt, ſie betritt den Gaſthof „Zum römiſchen Kaiſer“, indeſſen auf der Bornheimer Heide das große Zelt zum Empfang ihres Gemahls errichtet iſt..... Der Einzug beginnt, und was ihm an Vollſtändigkeit und Pracht abgehen mag, erſetzt reichlich die Gegenwart einer ſchönen Frau. Sie ſteht auf dem Balkon des wohlgelegenen Hauſes und begrüßt mit Vivatrufen und Händeklatſchen den Gemahl. Das Volk ſtimmt ein, zum größten Enthuſiasmus aufgeregt.“ So erzählt Goethe nach einer alten Frankfurter Tradition, ſo erſchien ſie in der Stadt, wo vier Jahre ſpäter ihr größter Zeitgenoſſe geboren werden ſollte; die jungen Menſchen, aus deren Verbindung er entſprang, gingen damals gewiß an ihr vorbei, ſahen ſie und ſahen ſich ſelbſt in dem feſtlichen Gewühl der heimiſchen Straßen.

---

[1]) Wiener Diarium vom 2. Oktober (Nr. 79): Der Bericht iſt vom 20. September datiert, darnach Neue Europäiſche Fama 1745, 472.

[2]) Feſter, Die Bayreuther Schweſter Friedr. d. Gr., 87.

Am 27. September begab sich Maria Theresia mit dem Gemahl nach Heidelberg zur Truppenschau; zwei Tage später kehrten sie zurück, und am 4. Oktober, seinem Namenstag, wurde endlich Franz I. zum römischen Kaiser gekrönt. Maria Theresia hielt an ihrem Entschluß, sich nicht krönen zu lassen, fest; sie nahm an der Zeremonie nur als Zuseherin teil; auf einem Balkon des Hauses Frauenstein neben dem Römer ließ sie den Zug an sich vorüber, eilte dann in die Kirche voraus, um in einem Oratorium der Krönung selbst beizuwohnen, begab sich hierauf nochmals auf jenen Balkon. Und wiederum erinnern wir uns hier gern der Schilderung in „Dichtung und Wahrheit": „Als nun ihr Gemahl in der seltsamen Verkleidung (des Krönungsornats) aus dem Dome zurückgekommen und sich ihr sozusagen als ein Gespenst Karls des Großen dargestellt, habe er — so erzählten dem Dichter ältere Personen — wie zum Scherz beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Zepter und die wundersamen Handschuhe gewiesen, worüber sie in ein unendliches Lachen ausgebrochen, welches dem ganzen Volk zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es daran das gute und natürliche Ehegattenverhältnis des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdigt worden. Als aber die Kaiserin, ihren Gemahl zu begrüßen, das Schnupftuch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sei der Enthusiasmus und der Jubel des Volkes aufs Höchste gestiegen, so daß das Freudengeschrei gar kein Ende finden konnte."

Friedrich der Große will in seiner „Histoire de mon temps" wissen, Maria Theresia, die, wie er sagt, von ihren Ahnen ganz besonders den Stolz und Hochmut geerbt habe, hätte während ihres Frankfurter Aufenthaltes diesen ihren hervorragendsten Charakterzug unverhüllt an den Tag gelegt: „sie behandelte die Reichsfürsten wie ihre Untertanen, ja sie trieb den Stolz so weit, daß sie mit dem Prinzen Wilhelm von Hessen grob und gegen viele Privatpersonen unhöflich war." In solcher Allgemeinheit ist dies wohl unwahrscheinlich: „die bisherigen Unglücksfälle," schrieb Khevenhüller im April desselben Jahres, „hatten uns demütig und hofflicher gemacht und den vorigen Fumo der in noch gar zu frischer Gedächtnus gewesenen Kaiserwürde etwas mehr ausgeblasen".

So raſch wird dieſer „Fumo" nicht wieder in die Höhe geſtiegen ſein. Doch mag ſchon richtig ſein, daß ſie ſich einzelnen hohen Perſonen gegenüber, mit welchen ſie politiſch unzufrieden war, durchaus keine Mühe gab, ihr Mißfallen zu verbergen, und ſich dadurch hier ebenſo manche Feindſchaft zuzog, wie ſie ſich in populären Kreiſen beliebt machte[1]). Ebenſo iſt glaublich, was der preußiſche Reſident nach Schluß der Feier nach Berlin berichtet und was Friedrich hernach noch mit einer derberen Wendung wiederholte: Maria Thereſia hätte laut erklärt, eher würde ſie ſich Hemd und Unterrock ausziehen laſſen, als Schleſien abtreten: ſie ſei gewiß, daß das Reich ihre Partei nehmen und ihr mit einer zahlreichen Armee beiſtehen werde[2]).

Die Veranlaſſung zu dieſer Äußerung gaben zunächſt neuerliche Bemühungen Robinſons, der ihr gleichfalls nach Frankfurt gefolgt war, in dem bekannten Sinne: es war immer dieſelbe Melodie. Noch rückſichtsloſer als gewöhnlich entledigte er ſich ſeines Auftrages. In einer Audienz, die Maria Thereſia noch als Königin dem hannoverſchen Wahlbotſchafter, von Münchhauſen, erteilte, beklagte ſie ſich bitter über Robinſons Art und gab „mit empfindendem Leidweſen" zu erkennen, „wie derſelbe in ſeinen Vorträgen mit ſolcher

---

[1]) Erizzo, der dem Wiener Hof nach Frankfurt gefolgt war, berichtet allerdings, daß ſie auch „die zahlreichen Reichsunmittelbaren, die gekommen waren, um der neuen Herrſcherin ihre Huldigung zu bezeigen", durch ihre höfliche anmutige Art gewann: „es tat die beſte Wirkung, daß ſie deutlich zu erkennen gab, ſie würde mehr durch gelinde Mittel als durch Hervorkehrung der Autorität im Reich etwas auszurichten ſuchen und den Wünſchen der Kreiſe gern entgegenkommen." (Bei Arneth 3, 431 A[27]). Aber Dove (a. a. O. 334 A[1]) hat recht: Erizzo war nicht der Mann, bei welchem deutſche Reichsfürſten, wie etwa die Kurfürſten von Köln und Trier und ſelbſt ein Prinz von Heſſen, ein Bekenntnis ihres Mißvergnügens ablegen mochten; überdies ſind die Beobachtungen Erizzos mit denen der Gewährsmänner des Königs ganz gut vereinbar: „Die heitere Oberfläche der Dinge", gibt Dove auch zu, „ſpiegelt dabei der Bericht des Italieners, ähnlich den Erzählungen Goethes ohne Zweifel richtig". Von einer Brüskierung des charakterloſen Klemens Auguſt von Köln durch die Kaiſerin erzählt nach Dove noch 1750 der hannöv. Bevollmächtigte am Bonner Hof, von Borch, und daß Franz Georg von Trier verletzt wurde, deutet Moſer in ſeiner Lebensgeſchichte 2, 45 an. Aber dieſer Fürſt war doch immer ein treuer Anhänger des Wiener Hofes geweſen!

[2]) Fromm a. a. O. 85.

Heftigkeit und gleichſam deſpotiſchem Verlangen herfürgienge, welches ihr recht große Peine öfters mache, ſo daß ihr manchesmal faſt die Geduld vergehen möchte[1])." Aber Friedrich hat auch, wie er ſelbſt andeutet, durch ſeinen Reſidenten oder andere vertraute Perſonen unter der Hand Verſuche machen laſſen, ſich in der Friſt zwiſchen Wahl und Krönung mit ihr zu verſtändigen. Da mag ſie jenes Wort geſprochen haben. Der König fand, ſie hätte bei dieſem Anlaß gezeigt, daß ſie die Grenze zwiſchen Feſtigkeit und Eigenſinn nicht zu unterſcheiden wiſſe[2]).

Noch in Frankfurt ſelbſt, vielleicht gar am Tag der Krönung, empfing ſie die Nachricht von einer neuen Niederlage des Prinzen Karl. Am 30. September war er bei Soor, ſüdlich von Trautenau, zu einem Angriff auf das Lager der Preußen geſchritten und war geſchlagen worden.

Die einleitenden Vorbereitungen waren wiederum geſchickt und zweckentſprechend geweſen, auch bis zum entſcheidenden Moment vom Glück begünſtigt. Aber dieſen verpaßte der Prinz, er ließ ſich im Angriff von König Friedrich zuvorkommen. Außerdem hatte er das Mißgeſchick, daß das erſte Infanterietreffen ſtark verſpätet in die Schlacht eingriff. Friedrich ſchrieb ſeinen Sieg dem von Karl gewählten ſchmalen Gelände zu, das ihm den Vorteil der Überlegenheit verlieren ließ und ihn verhinderte, den Preußen eine breitere Front zu bieten, als der König entgegenſetzen konnte. Das Entſcheidende war wohl, daß der Prinz, entmutigt, den Widerſtand zu früh aufgegeben, ferner daß er ſeine Truppen doch nicht ſo in der Hand hatte wie der Gegner, was aber wieder in ſeiner Unfähigkeit, eine ſtramme Diſziplin zu erhalten, ſeinen Grund hatte. Die Vorwürfe, die der Prinz ſonſt gegen ſeine Truppen erhob, waren, wie er ſelbſt bald einſah, ungerecht[3]).

---

[1]) Aus einem Bericht des hannov. Geſandten Münchhauſen zit. von Borkowsky, Die engliſche Friedensvermittlung im Jahre 1745, 21.

[2]) Auch in der „Histoire de mon temps". Aber der neueſte Biograph des Königs (Koſer) meint mit Recht: „Wer durfte die Kaiſerin-Königin tadeln, wann ſie einen Krieg, den ſie nicht ſelbſt entflammt, fortraſen ließ?"

[3]) Erbfolgekrieg 7, 585 u. f.

„Gott ist gegen uns," schrieb Maria Theresia nach Erhalt der Nachricht an die Trautson, „ich fühle mich deshalb mehr ergriffen als bei der ersten (Schlacht von Hohenfriedberg?) der Umstände wegen[1])." Aber schon tags darauf, am 6. Oktober, war sie wieder so gefaßt, daß sie den Schwager, der ganz mutlos geworden war, aufzurichten suchen konnte. — Eine Anfrage, ob sie gesonnen sei, unter solchen Umständen den Krieg den Winter über fortzuführen, beantwortete sie mit einem energischen Ja: „da die Kriege nur darum geführt würden, um einen dauerhaften Frieden auszuwirken, vor allem nach diesem Endzweck die Operationen ausgemessen werden müssen, insoweit es die Kriegsregeln nur immer gestatteten;" wenn das Heer nicht imstande wäre, dem Gegner zu folgen, sollten dies mindestens die leichten Truppen tun[2]). Sie erließ einen scharfen Armeebefehl; gegen einen General wurde eine Untersuchung eingeleitet. Aber der Hauptschuldige war eben der Oberfeldherr selbst, und dies vermochte Maria Theresia nicht einzusehen.

Sie war nun in der Lage, auch die Reichsgewalt als Bundesgenossen aufzurufen. Das erste Kommissionsdekret des neuen Kaisers — drei Tage vor der Abreise seiner Gemahlin aus Frankfurt — forderte zum Schutz der „Securitas publica" von den Kreisen und Ständen „wenigstens das Triplum der bereits nötig befundenen Armation" und die Berufung eines Assoziationskonvents der vorderen Kreise. Die beiden Kurfürsten, die sich der Wahl entzogen hatten, sollten, solange sie dem Kaiser nicht die Obedienz geleistet, weder an Reichs- noch an Kreistagen teilnehmen können. Ein zweites Kommissionsdekret wurde vorbereitet, in dem gegen Frankreich und dessen Bundesgenossen inner- und außerhalb des Reiches der Reichskrieg erklärt werden sollte. Die Kaiserin-Königin erließ eine Deklaration an die vorderen Reichskreise, in der der Entschluß, die Armee dort in Winterquartiere zu legen, angekün-

[1]) Österr. Rundschau a. a. O. 176.

[2]) Erbfolgekrig 7. 618, mit einem Versehen in der Note 1: Es soll dort wohl heißen: „die Kaiserin an Prinzen Karl" — statt „Prinz Karl an die Kaiserin", sonst müßte als Datum ihres Briefes etwa der 12. Oktober angenommen werden; sie blieb in Frankfurt bis 16. Die Rückreise ging über Darmstadt, Heidelberg, Ludwigsburg, Ulm; von Ulm an auf der Donau.

Nach einem Stich in der K. u. K. Gemälden- u. Kupferstich-Sammlung

digt und gerechtfertigt wurde: „man habe die kaiserliche Armee auf Vorderösterreich und die (feindlichen) pfälzischen Länder einschränken wollen, aber damit wäre des Reiches Sicherheit nicht versehen gewesen." Ohne erst den Beschluß der Kreistage abzuwarten, wurde mit der Einquartierung von 70 Bataillonen und 30 Eskadronen begonnen. Auch sonst schien es, als ob die alternde Reichsgewalt von einem Hauch der Energie berührt worden wäre, die die Gemahlin des neuen Kaisers beseelte. Dem Kurfürsten Erzkanzler wurde nicht gestattet, wie bis dahin üblich war, den Reichsvizekanzler, der ihn am Wiener Hof vertrat, zu ernennen — „die Stelle sei dem Grafen Colloredo bestimmt" —, den Reichsreferendar, den er bestellt hatte, entließ man, die ganze Kanzlei wurde „zum größten Abbruch der Mainzischen Gerechtsame" mit lauter Österreichern besetzt[1]).

Kaum nach Wien zurückgekehrt, hatte Maria Theresia einen neuen Ansturm Robinsons zu bestehen. Die Konvention von Hannover war ratifiziert worden, und sie verpflichtete ja den König Georg zu neuen Anstrengungen für den Frieden, zu dem auch Friedrich trotz des Erfolges von Soor noch immer geneigt war. In einer Audienz vom 31. Oktober brachte Robinson noch einmal alle Argumente vor, die Maria Theresia zu einem Abkommen mit Preußen bestimmen konnten. Aber seine Beredsamkeit verfing in Wien so wenig wie in Frankfurt; auch die Drohung, England werde keine Subsidien mehr zahlen, prallte wirkungslos ab[2]). Doch empfand die Kaiserin das Bedürfnis, sich über die Gründe ihrer Unbeugsamkeit einem Unbefangenen gegenüber zu äußern. Vier Wochen später fand sich die Gelegenheit in einem Gespräch mit dem venezianischen Botschafter Erizzo: „Sie wollen mich durchaus zwingen, meinen Frieden mit dem König von Preußen zu machen, aber ich widerstehe und werde widerstehen, solange ich kann. Nicht aus Unversöhnlichkeit. Die Ursache meines Wider-

[1]) Nach Droysen 5², 545, 565 u. f. ohne Belege, wohl nach preußischen Berichten. Es wäre noch heranzuziehen das kais. Kommissionsdekret vom 17. Dezember 1745 und das Exhortatorium an die kreisausschreibenden Fürsten des bayerischen Kreises. Die Aktenstücke in Fabers Staatskanzlei 90, 3 u. f.

[2]) Erizzos Bericht vom 6. November: Arneth 3, 434.

ſtrebens liegt in den Erfahrungen, die ich gemacht habe; ich fürchte, und nicht ohne Grund, daß ich niemals ſicher ſein werde, ſolange dieſer Fürſt ſo mächtig bleibt, wie er iſt. Man ſtelle mich in dieſer Beziehung ſicher, und ich werde zufrieden ſein[1])."

Es beirrte die Kaiſerin nicht, daß aus Italien immer ſchlimmere Nachrichten kamen. Auf den Fall Tortonas war noch im September der von Pavia gefolgt; Mailand ſelbſt ſchien nun bedroht, und die öſterreichiſchen Truppen hatten ſich von denen des Königs von Sardinien getrennt. Dieſe waren hierauf von den Franzoſen und Spaniern von zwei Seiten angegriffen und geſchlagen worden (26. September). Als Schulenburg, der doch nicht weit war, zu Hilfe kam, war die Sache ſchon entſchieden. Doch blieben die verbündeten Heere nun wieder beiſammen. Daß aber am 12. Oktober Aleſſandria, am 31. Valenza ſich den Feinden ergab, konnten ſie nicht verhindern. Der neue öſterreichiſche Feldherr, Fürſt Wenzel Liechtenſtein, der am 15. Oktober das Kommando übernommen hatte, konnte die Lage der Dinge nicht beſſern. Wie Schulenburg wäre er gern in die Lombardei abgezogen, um dieſe zu decken, aber für dieſen Fall drohte der König von Sardinien, er werde mit Frankreich einen Separatfrieden ſchließen. So blieb Liechtenſtein denn untätig den Sardo-piemonteſen zur Seite, ſah mit dieſen zu, wie die Feinde am 12. November Aſti, am 29. Caſale zur Übergabe nötigten. Faſt alle feſten Plätze in Piemont waren ſo in den Händen des Gegners. Bis auf den Fall von Caſale hatte Maria Thereſia von dieſem Stand der Dinge Kenntnis, als ſie mit Erizzo ſprach. Sie äußerte ſich auch darüber: „Ich gebe jetzt in Italien alles verloren. Vor Ende Jänner oder anfangs Februar iſt es unmöglich, eine ausreichende Truppenzahl nach Italien abgehen zu laſſen[2])." Und endlich war auch der diesjährige Feldzug in den Niederlanden unglücklich zu Ende gegangen. Nachdem im Lauf des Sommers Gent, Oudenarde, Dendermont, Oſtende und Nieuport in die Hände der Franzoſen gefallen waren, übergab am 8. Oktober F.-M.-L. Graf Wurm-

[1]) Bericht vom 27. November ebd. 436.
[2]) Ebd. 447 A[12].

brand auch die Feſtung Ath. Man durfte froh ſein, Brüſſel, Antwerpen und die Verbindung mit Holland behauptet zu haben.

So ganz ohne Stütze war Maria Thereſia übrigens Preußen gegenüber, auch wenn England und Holland verſagten, und abgeſehen von der zweifelhaften Unterſtützung durch das Reich, diesmal nicht, dachte es auch nicht zu ſein. Auf Sachſen vor allem, das ſie ja auch in dieſem Geſpräch nennt, hoffte ſie jetzt mehr als je, da die Rivalität um die Kaiſerkrone nun endgültig weggefallen, auch der Miniſter Brühl durch Beſtuſheff gewonnen war. Aber durch Sachſens Vermittlung war ſie nun auch endlich in eine ernſtere Unterhandlung mit Frankreich getreten, das ſich von Friedrich durch die Konvention mit Hannover — einem Abkommen mit ſeinem alten Gegner alſo — abermals getäuſcht glaubte. Eben zu Ende November war es ſo weit, daß die Kaiſerin den Grafen Friedrich Harrach mit der Vollmacht zum Friedensabſchluß mit Frankreich nach Dresden ſandte. Endlich wurde das Verhältnis zu Rußland damals auch entſchieden beſſer. Die wankelmütige Zarin war durch Friedrichs Feindſeligkeiten gegen Sachſen gereizt: ſie betonte plötzlich, daß der König von Polen ihr Bundesgenoſſe ſei. Auf die Nachricht von dem Siege von Soor ließ ſie mehrmals den Miniſterrat berufen und ſprach darin mit großer Heftigkeit von der Notwendigkeit, „dem König von Preußen Einhalt zu tun“. Sie erließ auch wirklich den Befehl zur Mobilmachung eines Armeekorps von 14000 Mann, ja bis zum Frühjahr wollte ſie 50—60000 Mann ins Feld ſchicken, um Preußen anzugreifen. Die Nachricht davon dürfte kurz vor dem Geſpräch der Kaiſerin mit Erizzo nach Wien gekommen ſein. Der Reſident von Hohenholz ſprach die Meinung aus, daß es der Zarin diesmal mit ihren Befehlen ernſt ſei und man darauf rechnen könne, ſie werde auf dem eingeſchlagenen Weg beharren. Darum meinte die Kaiſerin diesmal berechtigt zu ſein, die Beihilfe Rußlands für den Kampf gegen Preußen in Rechnung zu ſtellen: es war gleichſam „die erſte flüchtige Skizze zu ihrem großen Zukunftswerk“.

So wurde denn auf die Einwendungen des Prinzen Karl von Lothringen gegen die Fortführung des Krieges in den

Wintermonaten nicht geachtet und auf einen Operationsplan zurückgegriffen, den der Herzog von Sachsen schon im September vorgeschlagen hatte und der damals nicht zur Ausführung gekommen war. Darnach sollten die Sachsen, verstärkt durch ein von der Rheinarmee detachiertes Korps, die bei Leipzig unter dem Herzog von Anhalt-Dessau stehende preußische Observationsarmee angreifen und auf Magdeburg zurückwerfen, dann bei Dessau über die Elbe gehen und die Oder bei Crossen zu erreichen suchen: dadurch wäre die Verbindung des preußischen Hauptheeres in Schlesien mit den Marken unterbrochen worden; Frankfurt a. d. O. und Berlin würden so bedroht werden können. Sollte der König, was ja wahrscheinlich sei, versuchen, sie wiederherzustellen, so hätte ihm Prinz Karl mit seiner Armee zu folgen, der König würde alsdann zwischen zwei Feuer geraten. Die Kaiserin war mit diesem Plane sehr einverstanden, und der Prinz mußte sich ihm, wenn auch widerwillig, zuletzt anbequemen. König Friedrich aber erfuhr davon schon am 11. November und konnte darnach seine Dispositionen treffen; er beschloß, sofort den Hauptkriegsschauplatz ganz auf das sächsische Gebiet zu verlegen und die Sachsen nicht zu schonen. Die russische Note, die ihm den Anmarsch der 12000 Mann zu Hilfe der Sachsen ankündigte, machte ihm wenig Eindruck; sein Gesandter in Petersburg schrieb ihm: kein Vernünftiger glaube, daß die Russen Ernst machen würden: „ein Hund der bellt, beißt nicht". Die nächste militärische Folge war, daß die Sachsen in der Lausitz bei Katholisch-Hennersdorf von König Friedrich geschlagen wurden (25. Novbr.). Prinz Karl, der gleichfalls in die Lausitz eingerückt war, wurde dadurch genötigt, sich wieder nach Böhmen zurückzuziehen — hatte nur 20000 Mann und wußte, daß die Preußen mehr als doppelt so stark waren. Die Unternehmungslust der Sachsen war aber mit jener, an und für sich nicht so bedeutenden Niederlage verflogen; König August hielt sich in Dresden nicht mehr für sicher und begab sich nach Prag; er dachte daran, sich mit Preußen friedlich auseinanderzusetzen. Die Kaiserin hoffte zunächst noch, daß Prinz Karl, wie er es selbst in Aussicht stellte, aus Böhmen bald wieder nach Sachsen einfallen werde, sobald ihm nur die noch intakte Hauptarmee des Verbündeten durch eine kräftige Offensive gegen die Preußen

Luft gemacht haben würde. Übrigens befahl sie, daß der größte Teil ihrer in Winterquartieren liegenden Rheinarmee nach Sachsen aufbrechen solle[1]). Immer mehr neigte aber sie auch dem Gedanken zu, mit Frankreich Frieden zu machen: zu einigen Abtretungen in den Niederlanden war sie bereit. Überdies gelang es den energischen Vorstellungen Harrachs fürs nächste noch, Sachsen zu weiterem Ausharren gegen Preußen zu bewegen. Endlich waren durch die Angriffe Friedrichs auf die Lausitz alle Bedenken der Zarin gegen eine Beteiligung an dem Kriege geschwunden: russische Truppen waren bereits auf dem Marsch gegen die Grenze, die Zarin forderte die Abberufung des preußischen Gesandten.

König Friedrich aber faßte den Gedanken, durch einen raschen Stoß auf die sächsische Hauptarmee zunächst Sachsen zum Frieden zu zwingen und damit auch dem Eingreifen Rußlands zuvorzukommen. Ohne Zögern ging er an die Ausführung. Zwar daß Prinz Karl sein Heer wieder nach Sachsen führte und bei Dresden es mit der sächsischen Armee vereinigte, konnte er nicht verhindern, aber der Angriff der Preußen unter dem alten Dessauer erfolgte am 15. Dezember fünf Stunden westlich von Dresden, bei Kesselsdorf, so plötzlich, daß er doch hauptsächlich nur die sächsischen Truppen traf, da die meisten österreichischen Regimenter, trotz der Mahnung des Prinzen, vom sächsischen Regimentskommandanten in 3—4 Stunden weit entfernte Dörfer verlegt worden waren, so daß sie nicht rechtzeitig auf dem Alarmplatz erschienen. Indes konnte dem Prinzen der Vorwurf gemacht werden, daß er nicht wenigstens die Regimenter, die gekommen waren, den Sachsen zu Hilfe sandte, obwohl der Kommandant dringend bat, vorzurücken; er fürchtete, seine Armee zu zerreißen. Als er dann endlich seine Truppen alle versammelt hatte, war das Schicksal des Tages bereits entschieden[2]).

Weniger der Ausgang dieser Schlacht als die Schwierigkeiten, die Graf Harrach bei seiner Unterhandlung mit dem französischen Bevollmächtigten in Dresden, Vaulgrenant, fand,

[1]) Erbfolgekrieg 7, 694.
[2]) Ebd. 720.

bestimmten die Kaiserin, nun doch sich endlich mit Friedrich selbst abzufinden. Der Franzose forderte nicht nur zu viel für den Infanten Don Philipp in Italien, er sprach auch davon, daß Schlesien dem König von Preußen verbleiben müsse. Wie wir jetzt wissen, meinte Vaulgrenant, die Kaiserin habe Harrach, nur um ihn auszuforschen, zu ihm geschickt und werde darnach erst ihren Entschluß fassen[1]). Dies traf nun nicht ganz zu: Harrach hatte die Vollmacht, mit Frankreich abzuschließen, wenn sich dieses für den Infanten mit Parma, Pisa, dem Heimfallsrecht für Guastalla, im äußersten Fall dem Teil des Parmesanischen, der im Wormser Vertrage dem König von Sardinien abgetreten worden war, begnügt hätte. Aber wenn Vaulgrenant nicht nur zögerte, diese Bedingungen anzunehmen, sondern sogar noch die schlesische Frage einmischte, so war es vorteilhafter, mit Preußen selbst in Verhandlung zu treten. Die einzelnen Phasen ihrer Umstimmung, die wieder schmerzlich genug gewesen sein müssen, können wir diesmal nicht verfolgen, wissen auch nicht, ob sie mehr der Meinung der Minister oder des Gemahls folgte oder eigener Überzeugung. Sie entschied sich sehr rasch: es war in der Tat keine Zeit zu verlieren, da nach Kesselsdorf eine Verständigung zwischen Sachsen und Preußen sicher zu erwarten war. Harrach hatte schon am 3. Dezember die Vollmacht erhalten, „im Fall der äußersten Gefahr mit Preußen zu unterhandeln": mit der „äußersten Gefahr" war der Friede zwischen Sachsen und Preußen gemeint. Am 19. Dezember gab sie ihm ausdrücklich Befehl zum Abschluß.

Zwei Tage später kam die Nachricht, daß die Londoner Regierung die in den Niederlanden stehenden Truppen nach England zurückbefördere, um sie zur Bekämpfung des Prätendenten Karl Stuart zu verwenden. An eine Behauptung der Niederlande gegen Frankreich war sonach kaum mehr zu denken. Es schien nun doch wieder besser, um jeden Preis mit Frankreich abzuschließen und daher noch einen Waffengang gegen Preußen zu versuchen. Maria Theresia schrieb denn sofort an Harrach: „falls König Friedrich Zugeständnisse, die über die Konvention von Hanau hinausgingen, verlange, so sähe

[1]) Broglie, Marie Thérèse (1888), Appendice, 410 u. f.: Brief Vaulgrenants an d'Argenson vom 15. Dezember 1745.

sie sich zur Fortführung des Krieges gezwungen. Dann aber bleibe nichts übrig, als den Frieden mit Frankreich auf Grund der von diesem selbst aufgestellten Bedingungen zustandezubringen, ja es möge dies auch dann geschehen, wenn bei dem Eintreffen dieser Depesche der Vertrag mit Preußen noch nicht geschlossen und Vaulgrenant zu einem solchen noch immer bereit sei. Auch wenn Sachsen mit Preußen schon abgeschlossen habe, solle er das tun, nur müßte König August sich anheischig machen, bei der Zarin die Aufstellung eines Hilfsheeres zu befürworten. Die Eventualität, daß Frankreich auf der Forderung bestehen würde, Schlesien an Preußen zu überlassen, faßt das Reskript nicht ins Auge. In der Konferenz, aus deren Beratung es hervorging, hatte Graf Ulfeld die Meinung ausgesprochen, selbst wenn Harrach den Frieden schon unterzeichnet hätte, könnte man ja die Rektifikation so lange verzögern, bis man mit Frankreich im reinen sei. Aber er drang, wie er selbst an Harrach schrieb, damit nicht durch: „weil es zu schreiend gewesen wäre, obwohl die andern uns oft genug haben schreien machen, daß wir sie mit Fug auch einmal schreien machen könnten." Das Reskript kam aber wieder zu spät. Zwar der Friedensvertrag war noch nicht unterzeichnet, aber die Unterhandlung doch schon geendigt, und um wieviel lieber Harrach auch mit Frankreich als mit „diesem Tamerlan", dem König von Preußen, abgeschlossen hätte, wollte er doch nicht mehr zurück; auch hatte er nicht unbegründete Zweifel an der Aufrichtigkeit Frankreichs. Wir müssen übrigens heute sagen: es war gut so. Wohl hatte Harrach noch einen neuen Kriegsplan in der Tasche: das Kommando sollte dem Grafen Traun übergeben werden; dem Prinzen Karl dürfe man keine Armee mehr gegen den Preußenkönig anvertrauen, „der ihme meiner Seel zu fein ist." Mit 80000 Mann deutscher Truppen, 20000 Husaren und Warasdiner Kroaten sollte Traun in Mähren einfallen, der Rest der Truppen den Sachsen zur Verfügung gestellt werden, dazu die Bayern stoßen und eine Verbindung mit den Hannoveranern herstellen; von einer dritten Seite könnten dann die Russen kommen; Prinz Karl sollte in die Niederlande gehen[1]). Aber abgesehen von anderen schimärischen Vor-

[1]) Harrach an Ulfeld, 18. Dezember: Arneth 3, 443.

ausſetzungen, waren hier noch die Sachſen als mitwirkend gedacht, auf die man nun beſtimmt nicht mehr zählen konnte: das Heer ſchrieb den Öſterreichern die Schuld an der Niederlage von Keſſelsdorf zu und hatte keine Luſt weiterzukämpfen; auch vom König konnte nicht gut erwartet werden, daß er den Kampf fortſetze, da ſein ganzes Land in den Händen des Feindes war. Daß ſich in Italien am Tag nach der Schlacht von Keſſelsdorf eine abermalige unglückliche Wendung vollzogen hatte — die Nachricht konnte am 21. ſchon in Wien ſein —, daß Mailand in den Händen der Spanier war und die Stadt dem Infanten Don Philipp gehuldigt hatte, mochte allerdings von Maria Thereſia als ein Antrieb mehr empfunden worden ſein, den Kampf mit Frankreich zu endigen. Aber Harrach ſchloß ab. Bei den Bevollmächtigten König Friedrichs fand er keine Schwierigkeit. Am Weihnachtstag 1745 kam ſo zu Dresden der Friede zuſtande, der den Zweiten Schleſiſchen Krieg beendigte. Maria Thereſia beſtätigte den Breslauer Frieden und garantierte dem König ſeinen geſamten Länderbeſitz. Im Namen ihres Gemahls verſprach ſie ihm, daß er dieſelben Rechte und Privilegien als Reichsfürſt erhalten werde wie die Kurfürſten von Sachſen und Hannover ſowie alle ihm von Kaiſer Karl VII. ſeinerzeit bewilligten Vorteile. König Friedrich anerkannte Franz I. als römiſch-deutſchen Kaiſer und die Aktivität der böhmiſchen Kurſtimme; er garantierte auch der Kaiſerin den Beſitz ihrer deutſchen Erblande. Sachſen, Hannover, Kurpfalz, Heſſen-Kaſſel wurden in den Frieden mit eingeſchloſſen; Sachſen ſchloß übrigens am ſelben Tage einen Separatfrieden mit Preußen.

Verſöhnt mit dem Gegner ſchied Maria Thereſia gewiß nicht aus dem Kampf; es war nur die eherne Notwendigkeit, die ihr noch einmal den Verzicht auf das Ziel auferlegte, das ſie mit ſolcher Zähigkeit ſo lange verfolgt hatte. In der Art, wie der kaiſerliche Hof den Frieden dem Reichstage von Regensburg ankündigte, verriet ſich der Unmut darüber und zugleich ungebeugter Stolz: es waren gewiß mehr die Gefühle Maria Thereſias, die ſich darin ausdrückten, als die ihres Gemahls[1]). Aber zu halten gedachte ſie auch diesmal den

[1]) Droyſen a. a. O. 5^2 643.

Frieden: „Mit fester Hand und reinen Herzens[1])", schrieb sie nach der Unterzeichnung am 3. Jänner 1746 die Worte nieder: „So sehr Wir gleich von dem Schluß dieses fatalen Traktats ehedem entfernt waren und bei Eröffnung des Feldzugs nimmer und nimmermehr geglaubet hätten, daß es dahin jemalen kommen werde, so sind Wir jetzo nunmehro Unserer Gewohnheit nach ebenso fest entschlossen, ihn auf das heiligste zu erfüllen."

Krieg in den Niederlanden und Italien
Aachener Friede

Mit dem Dresdener Frieden schließt die Zeit des jugendlichen Heldentums Maria Thereſias ab.[2]) Zwar der Krieg um ihr Erbe dauerte noch dritthalb Jahre, aber in diesen tritt ihre Persönlichkeit zurück, ja sie entschwindet uns bisweilen völlig hinter ihren Ministern, Diplomaten und Generalen. Mit dem Ausscheiden ihres größten Gegners verliert der Kampf auch den dramatischen Reiz, den die schlesischen Kriege in so hohem Grade besitzen; es wird diesmal auch nicht, wie nach dem Breslauer Frieden, der Gedanke der Wiedereroberung Schlesiens durch den noch kühneren, weitausgreifenderen einer Demütigung Frankreichs und einer Zurückgewinnung der „Avulsa Imperii" abgelöst. Ihre Hoffnungen und Sorgen sind von da an wesentlich friedlichen Zielen zugewandt.

Immerhin aber geben doch in den nächsten Jahren noch kriegerische Ereignisse und Friedensunterhandlungen den Rahmen für ihre Geschichte. Der Schauplatz jener verkleinert sich nicht wesentlich; wenn Böhmen, Mähren, Schlesien, Sachsen beruhigt sind, so kommen dafür Genua und die Provence dazu. Auch jetzt hören wir sie noch ein paarmal mit einem entscheidenden Wort in die kriegerischen Operationen ein-

[1]) So Criste im „Österr. Erbfolgekrieg".

[2]) Wie sie selbst an einer berühmten Stelle ihrer Aufzeichnungen sagt: „Bis zu dem Dresdener Frieden habe herzhaft agiret, alles hazardiret und alle Kräfften angespannet.

greifen, aber es fehlt der Schwung ihrer erſten Jahre; ihre Maßregeln atmen eine gewiſſe Reſignation. Khevenhüller iſt tot, Traun hochbetagt; das Vertrauen in Karl von Lothringen erſchüttert.

Das Jahr 1746 brachte ihr zur ſelben Zeit, als ſie ihr achtes Kind gebar, die Nachricht von der Kapitulation Brüſſels. „Sie ertrug den Schlag, den ſie ſchon befürchtet hatte, mit unglaublicher Standhaftigkeit der Seele[1]." Tröſtlichere Botſchaft kam wohl bald darauf aus Italien, wohin die Kaiſerin ſchon im Dezember, als der Abſchluß von Dresden bevorſtand, Verſtärkungen beordnet hatte. Anfangs März eroberten die Sarden unter Leutrum Aſti zurück und entſetzten damit Aleſſandria, das ſich den ganzen Winter über wacker verteidigt hatte, hierauf gewannen ſie auch Acqui wieder. Für die Kaiſerin ergab ſich aus dieſen Erfolgen ihres Verbündeten als der größte Vorteil, daß dieſer ſchon ziemlich weit gediehene Verhandlungen mit Frankreich über einen Separatfrieden entſchieden abbrach. Lebhaften Unwillen empfand ſie, daß die Reichsſtände ſich weigerten, Frankreich als Feind zu behandeln. Wozu war ſie die Gemahlin des deutſchen Kaiſers? Dem Fürſten Lobkowitz, der anfangs Mai als interimiſtiſcher Oberbefehlshaber der im Reich verbleibenden öſterreichiſchen Truppen zu dieſen abging, trug ſie auf, bei den vorderen Reichskreiſen Vorſtellungen darüber zu machen: „Kein dieſem Verfahren beikommendes Beiſpiel," ſo ſchließt die Inſtruktion, die den echteſten Stempel Bartenſteinſchen Geiſtes trägt, „iſt in der Hiſtorie, weniger in den Reichsactis zu finden; die Nachwelt wird kaum glauben, daß Teutſche darauf verfallen." Selbſtverſtändlich mußte der bald darauf auftauchende Plan Frankreichs, den Rheinbund Mazarins in einer neuen Vereinigung deutſcher Staaten unter ſeinem Protektorat wieder aufleben zu laſſen, nicht nur die Entrüſtung des Kaiſers, ſondern ebenſo auch ſeiner Gemahlin erwecken: ſie, ihre, die öſterreichiſche Macht, ſollte ja dadurch in erſter Linie getroffen werden. Am 8. Juli ließ ſie davon ihren Geſandten in Liſſabon, im Haag und in London Mitteilung machen: „Beeder

[1]) Erizzo bei Arneth 3, 456 A[14]. — Am 21. Februar hatte die Übergabe ſtattgefunden, am 26. genas die Kaiſerin einer Tochter.

Seemächte zaghafter Wankelmut", heißt es in dem Reskript, „hatte diesem mit vielen Eifer durch häufige französische Emissarios aller Orten betriebenen und von Preußen auf das nachdrucksamste unterstützte grundverderbliche Projekt nicht weniger Vorschub gegeben[1])." Es kam wohl nicht dazu, aber französisches Geld und der alte partikularistische Geist bewirkten doch, daß bald wieder eine Reihe von deutschen Höfen — Kurpfalz, Köln, Württemberg besonders — „als diplomatische Lagerplätze der Franzosen in Deutschland" gelten konnten. Es war unter solchen Umständen ein großer Erfolg, daß wenigstens Bayern in das Interesse des Wiener Hofes gezogen werden konnte: noch im Juli 1746 schloß es mit Österreich, später auch mit den Seemächten, einen Vertrag, durch den es sich gegen eine Geldentschädigung zur Stellung eines Korps von 7000 Mann zum Kriege gegen Frankreich verpflichtete.

Der größte diplomatische Erfolg des Jahres 1746 aber war für die Kaiserin der Allianzvertrag, der nach mehrmonatlicher Unterhandlung am 2. Juni mit Rußland hatte abgeschlossen werden können. Er enthielt den Entwurf eines großartigen Defensivsystems, das sich einerseits gegen Schweden, anderseits gegen Frankreich, beiderseits gegen Preußen und, in einem „allergeheimsten" Artikel, gegen die Pforte wendet: das größte gemeinsame Interesse schien damals immer noch in dem Verhältnis zu dieser Macht zu liegen. Auf die in Italien oder zwischen Rußland und Persien geführten Kriege bezogen sich die stipulierten gegenseitigen Hilfeleistungen nicht, und für den damaligen Krieg in Frankreich verpflichtete sich Rußland nur zur Überlassung von 30000 Mann Hilfstruppen gegen Subsidienzahlung an die Seemächte, die dann sowohl am Rhein wie in den Niederlanden verwendet werden konnten. Die schon im Herbst 1745 entworfene Skizze zu dem Zukunftswerk von 1756 erhielten hier bereits deutlichere Umrisse. Wohl war weder in dem Vertrag selbst noch in den Wiener Konferenzprotokollen oder in den Weisungen an die auswärtigen Minister eine offensive Absicht gegen Preußen ausgesprochen, ja Maria Theresia sagt in diesen wiederholt, daß sie den Dresdener Frieden unverbrüchlich zu halten gedenke, und nur

[1]) Arneth 3, 467 A[4].

für den Fall eines neuerlichen Angriffs von seiten Preußens gegen Österreich wie auch gegen Rußland oder Polen war die Restitution von Schlesien und Glatz der Kaiserin in Aussicht gestellt. Aber Lord Hyndford, der nun in Petersburg England oder vielmehr den König Georg vertrat, dürfte nicht viel übers Ziel geschossen und die geheimsten Gedanken der Kaiserin erraten haben, wenn er meinte: der Vertrag sei hauptsächlich gegen den König von Preußen gerichtet; um ihm Schlesien wieder zu nehmen und seinem gefährlichen Ehrgeiz Schranken zu setzen, habe sich die Zarin der Kaiserin gegenüber zur Hilfeleistung verpflichtet, sobald jener nach irgendeiner Seite und unter welchem Vorwand auch immer das Geringste unternehme[1]). Aber formell war der Vertrag defensiv und nur defensiv. Auch kann man nicht sagen, daß Maria Theresia die Petersburger Politik am Leitseil führte[2]), sie hatte sich nur den Abschluß des Bündnisses sehr angelegen sein lassen, weil sie sich nach den schlechten Erfahrungen, die sie mit England gemacht hatte, nach einer neuen kräftigen Allianz umsehen mußte. Der Petersburger Vertrag war noch lange nicht ratifiziert, als ihr Robinson im Auftrag seines Hofes eine Weisung vorgelesen hatte, in der ein baldiger Friedensschluß mit den beiden bourbonischen Mächten dringend empfohlen und verlangt war, die Kaiserin solle dem Infanten Don Philipp einen Staat in Italien zugestehen, ohne

[1]) An Steinberg, 10. Juni 1746, bei Borkowsky, Die englische Friedensvermittlung 1745, im Anhang 99.

[2]) Droysen a. a. O. 5[3], 135 u. f., 188. — Den bedingten Lobspruch, den Karge, Die russ.-österr. Allianz von 1746 und ihre Vorgeschichte, der österr. Politik spendet: wenn das bloß auf Grund des preußischen Aktenmaterials gewonnene Resultat Droysens nicht bloß hypothetischen Wert hätte, so wäre sie nicht bloß verständlich, sondern ein Beispiel der umfassenden Konzeptionen und der kühnen staatsmännischen Virtuosität derer, die diese Politik bestimmten — müssen wir doch ablehnen, da er damit auch eine offensive Tendenz des Vertrags von 1746 allzu sicher voraussetzt. Die Schrift Karges ist sehr lehrreich, aber nur für den Gang der russischen Politik, für deren Erkenntnis sie zum erstenmal russische Quellen im reicheren Maße herbeizieht. — Wenn aber Danielson, Die nordische Frage, S. 73, den Vertrag „berüchtigt" nennt und meint, die Abmachung, daß Österreich auch im Falle eines Angriffes Preußens gegen Polen oder Rußland diesen Mächten zu Hilfe kommen sollte (4. geheimer Separatartikel), sei gegen alle Regeln des Völkerrechts, so weiß ich nicht, welche Regeln er da meint.

aber dadurch die von ihr im Wormſer Vertrag dem König von Sardinien zugeſicherten Abtretungen zurückzunehmen. Der Engländer ſcheint dieſes Begehren mit gewohnter Rückſichtsloſigkeit mündlich befürwortet zu haben, wenigſtens meinte Bartenſtein: „So lange die Welt ſteht, hat noch kein Miniſter ſich unterfangen, eine Handlung auf den Fuß zu betreiben, wie man es dem Robinſon zum unbeſchreiblichen Schaden des Erzhauſes angehen laſſen . . . Handgreiflich iſt es, daß jenes Miniſterium (das engliſche) die gänzliche Erniedrigung des Erzhauſes zur Abſicht führe[1])." Natürlich ging Maria Thereſia auf dieſe Ideen nicht ein; die bald darauf eintreffende Nachricht von dem Abſchluß des Vertrags mit der Zarin wird ſie aber um ſo freudiger begrüßt haben. Zugleich mit der Ratifikation ging ein Reſkript an ihren Geſandten in Petersburg ab, in der ſie der Befriedigung Ausdruck gab, daß „ſolch wichtiges und großes Werk glücklich zuſtand gekommen[2])."

Schon vorher mit Spanien angeknüpfte und noch ſpäter weitergeführte Unterhandlungen blieben wohl ergebnislos, aber ſie beſtärkten Maria Thereſia in dem Gedanken, daß es beſſer ſei, mit den bourboniſchen Höfen ſich direkt auseinanderzuſetzen, als durch die engliſche Vermittlung. Übrigens brachte ihr noch der Sommer einen neuen ſchönen Erfolg in Italien. Nachdem Browne im Frühjahr Guaſtalla, Reggio und Parma eingenommen, die Piemonteſen Caſale und Valenza wieder erobert hatten, Don Philipp längſt aus Mailand gewichen war, erfochten die Öſterreicher unter Liechtenſtein am 11. Juni 1746 bei Piacenza einen vollſtändigen Sieg über die Spanier und Franzoſen. Als Maria Thereſia die Nachricht erhielt, ſagte ſie zu Erizzo: „Ich hoffe, daß dieſes Ereignis meinen Feinden die Hoffnung, mich aus Italien hinauszuwerfen, austreiben wird[3])." In ihrer Freude wollte ſie gleich die Unterhandlungen mit Spanien abgebrochen wiſſen, aber da die Miniſter ihr rieten, das doch nicht zu tun, ſtand ſie davon ab: das Argument, daß es immer beſſer ſei, unter günſtigen als unter ungünſtigen Umſtänden über einen Frieden zu unterhandeln, wird ebenſo auf ſie gewirkt haben, wie die Erwägung, daß für den Fall, als

[1]) Arneth 3, 190.
[2]) Khevenhüller-Schlitter a. a. O. 407 A[92].
[3]) Arneth 3, 192 u. f.

ſich Sardinien am Ende doch mit Frankreich verſtändigen oder die Seemächte ſich von ihr losſagen ſollten, eine Verbindung mit Spanien ſehr wünſchenswert wäre. Es wäre dies freilich die Rückkehr zu einer Politik geweſen, die einſt ihr Vater kurze Zeit befolgt und die ihm nicht ſehr gut bekommen war. Aber daran ſcheint jetzt niemand in Wien gedacht zu haben. Daß es in den Niederlanden zunächſt wieder ſchlecht ging, im Juni Antwerpen, im Juli Mons kapitulierte, fiel zunächſt nicht ſehr ins Gewicht; nach dem Erfolg von Piacenza vermochte die Kaiſerin anſehnliche Verſtärkungen dahin zu ſenden, auch durfte nach der gänzlichen Niederwerfung der Stuartſchen Partei bei Culloden (27. April 1746) von England wieder ein größerer Kriegseifer erwartet werden. Ende Juli waren wirklich auf dem nördlichen Kriegsſchauplatz 90000 Mann verſammelt. So ſchwankte ſie denn auch nicht, als anfangs Auguſt Robinſon einen franzöſiſchen Pazifikationsentwurf, das Werk d'Argenſons, vorlegte und mündlich dazu erklärte, Frankreich beſtehe unwiderruflich auf folgenden Punkten: Ewige Neutralität der Niederlande, Garantie Schleſiens für Preußen, Entſchädigung des Kurfürſten von der Pfalz mit Limburg und Geldern, gänzliche Verſorgung Don Philipps in Italien auf Koſten des Kaiſers (Toskana!); ſie lehnte entſchieden ab: „Nichts Schädlicheres", ließ ſie an ihren Geſandten in London ſchreiben, „als dieſe Friedensbedingungen[1])!" Noch einmal umfing ſie der Optimismus der Jugend: ſie dachte wieder an große Eroberungen in Italien. Bei Rottofreddo behielten die Öſterreicher am 9. Auguſt abermals die Oberhand; im September beſetzten ſie Genua: ſollte es nicht doch noch möglich ſein, Neapel zu erobern? Aber wiederum erhob England ſeinen harten Einſpruch. Denn dieſes, raſch ſeine Entwürfe wechſelnd, wollte nun Frankreich im Süden angegriffen haben; ein öſterreichiſch-ſardiſches Heer ſollte in die Provence einfallen, die Einnahme Toulons von der Landſeite vorbereiten, die es ſelber dann durch ſeine Flotte zu bewirken dachte. Schon war Sardinien dazu bereit, Maria Thereſia zögerte; da ſtellte England das Ultimatum: entweder die Kaiſerin nimmt teil an der ſüdfranzöſiſchen Expedition, oder England

[1]) Khevenhüller-Schlitter a. a. O. 409.

macht einen Frieden mit Frankreich ohne Rücksicht auf sie und auf ihre Kosten! Jetzt warfen die Dinge in den Niederlanden doch ihren Schatten auf den Glanz der italienischen Erfolge. Prinz Karl, wieder in seinen alten Fehler unnötigen Zauderns verfallen, hatte das schwer bedrängte Namur nicht zu entsetzen vermocht; am 20. September ergab sich dieser wichtige Platz den Franzosen. Diesmal war in Wien doch große Bestürzung, Bartenstein hielt den Abfall Hollands nun für gewiß und — so referierte er der Kaiserin — wenn Namur nicht wieder genommen werde, so scheine ihm „was man ehedem als das größte Übel einhelliglich angesehen, nemblich ein übereilter Schluß beeder Seemächten mit Frankreich auf den Fuß des Argensonschen Pacificationsplanes unvermeidlich, so für das Erzhaus, das Reich, das kaiserliche Ansehen, die Religion und Christenheit noch weit fatalere Folgen unfehlbar haben würde . . ." „Placet," schrieb die Kaiserin auf seinen Bericht (25. September); „ist alles wohl und weislich angeführt. Gott gebe, daß es nicht wahr werde[1])!" Zwei Tage später gab sie an Botta in Italien die erforderlichen Befehle zum Zug nach Südfrankreich: es sei höchst nötig, wurde dem General bedeutet, ehestens zu dieser Diversion zu schreiten: „zur Verhütung des Absprungs der Seemächte, umb summa rerum zu retten". Das Vorhaben auf Neapel müsse „diesmal ganz ausgesetzt werden[2])." Dieser Entschluß wurde vielleicht dadurch erleichtert, daß die dortige Königin eine Tochter des sächsischen Königspaares war, mit dem die Kaiserin jetzt schon um Preußens willen in gutem Vernehmen bleiben wollte. Ihr Unwille gegen England wurde nicht bloß durch die Durchkreuzung des neapolitanischen Planes, sondern auch durch sein Entgegenkommen gegen Preußen gesteigert: am 19. September erteilte König Georg dem König Friedrich aufs neue

[1]) Ebd. 413.

[2]) H.-, H.- u. St.-Arch., 27. September 1746. Bei Arneth 3, 459 nur erwähnt. Von Sardinien heißt es darin, es sei bereit mitzuwirken: „wie wenig aber die Werke mit dessen Worten übereinkommen, ist Euch bestens bekannt, anbei ganz kenntlich, daß man dermalen mit lauter eigennützigen, nach dem Wormser Traktat nicht gebührenden Absichten sich beschäftige." Bei jeder neuen Vorrückung werde der König neue Verlangen stellen. Indes dürfe man demselben keinen Anlaß zur Klage geben, vielmehr „freundschaftliche Aufmerksamkeit in allem was unschädlich ist, im Übermaß bezeigen."

die Garantie für Schleſien und Glatz. Das war hinter dem Rücken der Kaiſerin geſchehen, aber ſie erfuhr davon doch. In umfangreichen Inſtruktionen, die ſie dem als Geſandten nach Berlin gehenden Grafen Bernes gab (13. und 29. September, Appendix vom 5. Oktober), wird das ganze Sündenregiſter der Seemächte noch einmal aufgerollt; es ſchließt mit den Worten: „Dieſes iſt nun die würdige Vergeltung deſſen, was ſeit dem Hintritt Unſeres höchſtſeligen Herrn Vaters Kaiſ. Majeſtät und Liebden zur Begünſtigung des Königs von Preußen mit Abbruch Unſeres Erzhauſes von beeden Seemächten, bevorab Engelland beſchehen iſt. Und kann ein ſolches dem über kurz oder lang zu Berlin ſich wieder einfinden mögenden engliſchen Miniſtro gelegentlich zu Gemüt (zu) führen, nicht nur nicht ſchaden, ſondern es will vielmehr es zu tun ums ſo nötiger ſein, als forthin königlich preußiſcher Seite ſich viele argliſtige Mühe gegeben wird, das engliſche Miniſterium in der bisherigen Verblendung zu erhalten[1])."

Am 11. Oktober 1746 wurde Prinz Karl von dem Marſchall von Sachſen bei Rancoux entſcheidend geſchlagen. Diesmal waren von ihm unſtreitig große Fehler begangen worden, wohl geeignet, die ſchon etwas geminderte Voreingenommenheit der Kaiſerin für ihren Schwager als Feldherrn weiter zu erſchüttern. Für dieſes Jahr endigten die Operationen in den Niederlanden wohl, aber die Öſterreicher beſaßen nun keinen einzigen feſten Platz mehr in dieſem Gebiet: der Feind beherrſchte es nahezu völlig. Zur ſelben Zeit war zu Breda in Holland auf Englands Veranlaſſung ein Friedenskongreß zuſammengetreten, den Maria Thereſia zwar beſchickte, aber nur mehr Mißtrauen als Hoffnung verfolgte. Denn es war ja vorauszuſehen, daß dort doch wieder nur Entwürfe wie jenes famoſe Pazifikationsprojekt, das ihr Robinſon überreicht hatte, zugrunde gelegt werden würden. Übrigens wurde ihr Bevollmächtigter Graf Harrach gar nicht zu den eigentlichen Unterhandlungen zugelaſſen. Sie dachte aber auch gar nicht daran, vor Frankreich, das ihr nun wieder ſowohl, ſolange d'Argenſon Miniſter blieb, als ſpäter unter deſſen Nachfolger Puyſieulx unentwegt feindlich war, die Waffen zu ſtrecken.

[1]) Khevenhüller-Schlitter, September 1746, 414.

Als Ende Oktober der französische Minister im Reich, Malbran de la Noue, dem Reichstag eine Denkschrift seiner Regierung vorlegte, in der in höflich gewundenen Redensarten die förmliche Erklärung der Neutralität des Reiches gefordert und gegen die Bildung einer Reichsarmee im vorhinein protestiert wurde, ließ Kaiser Franz, gewiß nicht ohne Rücksprache mit seiner Gemahlin, an den kaiserlichen Prinzipalkommissar in Regensburg schreiben: „Des La Noue Promemoria sollte billig das römische Reich aus seiner Schlafsucht erwecken, wann es nur ein wenig betrachten will, daß Frankreich in dermaligen Zeiten, wo es hochtrabend zu sprechen keine Ursach hat, dennoch keine Scheu traget, Rechenschaft wegen einer allenfalls zu versammelnden Reichsarmee abzufordern, und übergehen Wir vorzustellen, was die Stände bei einer Obermacht dieser Kron — so Gott verhüten wolle — zu gewärtigen hätte[1])." Unerschrocken faßte die Kaiserin schon einen neuen Feldzug gegen Frankreich für 1747 ins Auge, verpflichtete sich, in den Niederlanden 50—60000 Mann zu stellen, ebensoviel für die Fortsetzung des Krieges in der Provence bereitzuhalten, auch Italien durch genügende Streitkräfte zu decken, ein Observationskorps von 30000 Mann an der Mosel aufzustellen[2]). Es lag eine gewisse Härte darin, denn die Kassen waren leer, die Untertanen durch einen schon sechs Jahre dauernden Krieg erschöpft, einzelne Kronländer, wie Böhmen und Mähren, auch die Niederlande, die wiederholt vom Feind ausgesogen worden waren, wirtschaftlich auf lange hinaus ruiniert. Anfangs 1746 schrieb sie eine neue Kopfsteuer aus, von der gar niemand ausgenommen werden sollte; sie überwachte selbst die Eingänge und ihre Verwendung: „Wie die Kopfsteuer eingeht," schrieb sie am 24. Jänner an Dietrichstein, „soll mir alle Tage eine Spezifikation eingegeben werden, wer und wieviel es erlegt. Auch nicht das Mindeste darf davon zu etwas verwendet werden, auch zu den höchst notwendigen Militärausgaben von hier nicht ohne meine oder des Kaisers Unterschrift, indem ich diesen Fonds ganz separat halten will,

[1]) Ebd. 417.

[2]) Die Unterhandlungen darüber liefen seit Anfang November; am 12. Jänner 1747 wurde im Haag eine Konvention geschlossen: Pribram I, 730 u. f.

pur zum Unterhalt der Armeen[1])." Der neue preußiſche Geſandte Graf Podewils, der im Herbſt 1746 nach Wien kam und im Jänner 1747 ſeinem Herrn die ihm anbefohlene erſte ausführliche Relation über die Perſönlichkeit der Kaiſerin ſandte, mag in der Welt, in der er verkehrte, wirklich gehört haben, was er berichtet: Maria Thereſia habe ihren Ehrgeiz zuerſt unter Teilnahme und Bedauern mit dem Schickſal ihrer Völker verſteckt, allmählich ſei man aber zur Überzeugung gelangt, daß ſie weniger von dem Leiden dieſer gerührt als von dem Gedanken, ihr Reich zu vergrößern, erfüllt ſei und den Krieg nun ohne Überwindung weiterführe[2]). Jenes iſt gewiß nicht wahr, an dem Nachſatz mag etwas dran ſein: allmählich war ſie zu einer politiſchen Perſönlichkeit geworden, der es immer um die Macht zu tun iſt, wenn ihr dieſe auch nicht vor Religion und Recht zu gehen braucht. Dachte ſie doch ſogar an Neapel noch einmal: „Haſt Du auch zu wiſſen," ſagt ſie in einer Weiſung an Wasner in London vom 11. November 1746, „daß, wann wir Meldung tun, daß Wir durch Unſere Alliierten zurückgehalten würden, Uns von Neapel zu bemeiſtern, Unſere Meinung ganz und gar nicht ſeie, Uns diesfalls die Hände zu binden, abſonderlich, wann von ihnen, Unſeren Bundesgenoſſen, auf dem Kongreß zu Breda oder ſonſten ſolcher Schritt beſchehen ſollte, welcher ihren bundesmäßigen Verbindlichkeiten nicht gemäß wäre, ſo Uns deſto empfindlicher fallen müßte, als Wir ungehindert der großen Leichtigkeit und des großen Nutzens, ſo Wir bei der Einnahme des Königreiches Neapel gefunden haben würden, dennoch ihrem vorzüglichen Verlangen mit ungemein großen Köſten und gänzlicher Beiſeitſetzung der eigenen Anſtändigkeit Uns gefügt haben. Aber auch außer obigem Fall gedenken Wir ſogleich, als Wir von dem glücklichen Fortgang der Eindringung in Frankreich benachrichtiget ſein werden, Unſere zurück verlegte Truppen in ſolche Bewegung zu ſetzen, daß entweder der ſpaniſche Hof ſich von Frankreich zu trennen bemüßiget oder noch im Winter ſich von Neapel bemeiſtert werde. Wo-

[1]) Briefe 4, 170.

[2]) Die Relation ſchon 1850 von A. Wolf in den Sitzungsberichten der Wiener k. Akademie, Phil.-Hiſt. Kl. 5, 466 u. f., veröffentlicht.

von jedoch im voraus nichts zu melden ist, sondern das hier Angemerkte einsweils dir nur zur geheimen Nachricht und Direktion zu dienen hat[1])." Aber der glückliche Fortgang in Südfrankreich trat nicht ein. Es war diesmal weniger Schuld der österreichischen als der piemontesischen Führung. Der November verging, ohne daß man noch die Grenze überschritten hatte. Als man sich endlich dazu anschickte, erkrankte der König von Sardinien, der den Oberbefehl führen sollte; Browne trat an dessen Stelle. Aber große Erfolge stellten sich nicht ein. Im Dezember ging übrigens Genua durch einen Aufstand wieder verloren. Botta, der nach des erkrankten Liechtenstein Abgang neben Browne mit einem Kommando in Italien betraut worden war, hatte die Stadt zuerst durch überharte Kapitulationsbedingungen erbittert. Zwar die äußerste Demütigung, die er seiner Geburtsstadt wegen eines einst seinem Vater angetanen Unbills auferlegen wollte — daß Doge und Senat nach Wien kommen und dort Verzeihung erflehen sollten — hatte ihr die Kaiserin erspart: sie setzte, wie selbst Voltaire anerkannte, ihren Stolz darein, das abzulehnen, was Ludwig XIV. einst von Genua gefordert hatte. Aber eine Kontribution von drei Millionen hieß sie gut, und man hat ihr dies um so übler genommen, als sie ja selbst zugegeben, Genua habe wegen Finale guten Grund, sich an ihre Gegner anzuschließen. Es war wohl die Geldnot, die sie dies übersehen ließ, und daß man ihr vorstellen mochte, das reiche Genua könne diese Summe und noch mehr leicht erschwingen. Mehr als die Kontribution scheinen die Bevölkerung aber Willkürlichkeiten und Mißhandlungen der Besatzung gereizt zu haben, an denen Botta allein schuld war. Und hauptsächlich seine Sorglosigkeit gab der Stadt die Möglichkeit, sich zu befreien[2]). Nicht nur die Kaiserin, berichtet der neue venezianische Botschafter Diedo, alle Minister, jedermann in Wien, selbst die Sanftmütigsten und Weisesten waren nun außer sich und sprachen von der Notwendigkeit größter Strenge,

[1]) Schlitter-Khevenhüller zum 10. November 1746, 416 A[132].

[2]) Donaver, Storia della Republica di G. (1913) 2, 353 u. f. („Gli Austriaci in Genova"). Neues erfährt man übrigens aus dieser letzten Darstellung der Angelegenheit nicht.

von „Feuer und Schwert". Botta wurde abberufen, sein Nachfolger Schulenburg konnte aber dessen Fehler nicht mehr gutmachen; durch viele Monate zogen sich seine Versuche, die Stadt wieder einzunehmen, erfolglos hin.

Immer neue Aufforderungen zum Frieden traten inzwischen hervor. Die Unterhandlungen mit Spanien waren nie ganz aufgegeben, durch den Tod des alten Königs im Juli 1746 nur für kurze Zeit unterbrochen, dann mit um so größerem Eifer wieder aufgenommen worden, als man ja hoffen durfte, mit dem entscheidenden Einfluß Elisabeths von Parma werde es nun vorüber sein und Spaniens Politik nicht mehr einzig und allein die Versorgung ihres Lieblingssohnes Don Philipp im Auge haben. Übrigens suchte in Breda auch England seinen Separatfrieden mit dieser Macht, und noch im Spätjahr 1746 erbot sich in Wien Portugal zu einer Vermittlung. Die Gemahlin des Königs von Portugal war eine Tochter Kaiser Leopolds, also eine Tante Maria Theresias, und diese hatte schon vor einiger Zeit den Grafen Rosenberg nach Lissabon geschickt, um Beziehungen mit dem dortigen Hofe anzuknüpfen. Aber die Vorschläge, die der portugiesische Gesandte in Wien — es war jener Carvalho, der später unter dem Namen Pombal für die Geschichte seines Vaterlandes epochemachend wurde — am 3. Dezember übergab, waren doch gar nicht nach dem Geschmack der Kaiserin. Denn sie nahmen auch einen Frieden mit Frankreich in Aussicht, und ein solcher konnte nach dem damaligen Stand der Dinge nur ungünstig für Österreich ausfallen. Im Jänner 1747 gab ein Versuch Sachsens, zwischen Frankreich und Österreich einen Frieden zu vermitteln, den Ministern, und natürlich auch Bartenstein, Gelegenheit, sich über das Verhältnis zu Frankreich wieder einmal zu äußern. Zunächst wurde wieder der feste Wille der Kaiserin betont, den Dresdener Frieden getreulich zu halten, dann aber sprach Bartenstein einen Gedanken aus, in dem ebenso wie in dem Traktat mit Rußland der große Wechsel, der sich in der österreichischen Politik 1756 vollziehen sollte, vorgedeutet wurde: daß, „ohne Frankreich von Preußen wenigstens eine Zeitlang zu trennen, dem Erzhaus nie geholfen ist und ich nach meiner geringen Einsicht nicht raten könnte, anderst als in dieser Rücksicht die Handlung mit Frank-

reich durch kurſächſiſche Anwendung fortzuſetzen[1])." Phantaſtiſche Vorſchläge des ſpaniſchen Bevollmächtigten in Breda, Macanaz, gaben gleichfalls Anlaß, Bedingungen, unter denen allein man auf eine Pazifikation eingehen wolle, zu formulieren. Wenn der Spanier für Don Philipp Toskana, für ſeinen König Sardinien, das Patronatsrecht über den katholiſchen Kultus in den Niederlanden und die Univerſität Löwen ſowie die Großmeiſterſchaft des Ordens vom Goldenen Vlies, für den König Karl Emanuel Parma und den Titel eines Königs der Lombardei begehrte, ſo meinte Maria Thereſia: der Mann müſſe „ohne Kopf ſein", und verwies als Entſchädigung für Don Philipp auf das genueſiſche Korſika, für Sardinien-Piemont gegen Rückgabe der im Wormſer Vertrag von ihr abgetretenen Gebiete auf die genueſiſche Riviera[2]). Dies wären freilich neue Härten gegen Genua geweſen, die Erbitterung der Kaiſerin über den Bruch der Kapitulation war noch nicht beſänftigt (Ende März 1747). Das Projekt einer Eroberung dagegen erbot ſie ſich nun völlig aufzugeben. Aber weder Spanien, noch England, noch Sardinien-Piemont wollten von ihren Gegenvorſchlägen etwas wiſſen. Die Kaiſerin konnte nun dieſe freilich nicht durchſetzen, doch verhinderte ſie durch die entſchiedene Verweigerung ihrer Zuſtimmung einen Abſchluß zwiſchen England und Spanien, denn was hätte es dieſem genützt, wenn es ſich von jenem einen Staat für Don Philipp zugeſtehen ließ, den es erſt durch einen neuen Krieg der Kaiſerin hätte abgewinnen müſſen? Es war finanziell und militäriſch ſo ziemlich am Ende ſeiner Kräfte. Öſterreich dagegen — dies zeigt der oben erwähnte Kriegsplan für 1747 — ſtand trotz arger finanzieller Bedrängnis militäriſch immer noch als eine Macht erſten Ranges da. Daß Browne anfangs Februar aus der Provence wieder weichen mußte, bedeutete nur das Aufgeben einer offenſiven Aktion, die von der Kaiſerin ohnedies nur auf das Drängen Englands und ohne rechten Glauben an einen Erfolg unternommen worden war; fürs nächſte nützte der Gegner dieſen Rückzug auch keineswegs aus. Schlimm war, daß Genua ſich den

[1]) Entwurf einer Antwort an den ſächſiſchen Geſandten Loß vom 6. Juni 1747: Khevenhüller-Schlitter zu 1747, 432.

[2]) Arneth 3, 277.

ganzen Winter hindurch behauptete. Zwar im Anfang ließ ſich alles gut an; die verlorenen Poſitionen in der Umgebung der Stadt gewannen die Öſterreicher bald zurück, und Ende Jänner hätten die Genueſen ſchon gerne unterhandelt, aber ungeſchickterweiſe ſandten ſie zu dieſem Zweck einen Jeſuitenpater nach Wien, vielleicht weil ſie auf die Vorliebe der Kaiſerin für dieſen Orden, dem ja ihr Beichtvater angehörte, rechneten. Aber ſie empfing den Pater nicht nur nicht, ſie ließ ihm, ohne einen Miniſter darüber zu befragen, den Rat erteilen, Wien binnen 24 Stunden wieder zu verlaſſen. Diedo wollte wiſſen, die Kaiſerin habe gemeint, die Genueſen gedächten mit dieſer Sendung bloß Zeit zu gewinnen, ſei aber auch erzürnt geweſen, daß der Pater gar nicht angefragt, ob er nach Wien kommen dürfe, und auch keinen Paß verlangt habe; endlich halte ſie dieſen nicht für die geeignete Perſon zu einem ſolchen Geſchäft: er ſolle ſich, habe ſie geſagt, nicht in Sachen miſchen, die die Fürſten angiengen. Die Wiedereroberung Genuas lag der Kaiſerin übrigens damals ſo am Herzen, daß ſie ſich über die Regelung des Kommandos der Belagerungstruppen zu einer eigenhändigen Reſolution Zeit nahm. Seitdem Browne aus der Provence zurück war, nahm er als der ältere Feldzeugmeiſter das Oberkommando vor Genua, das nun Schulenburg anvertraut war, in Anſpruch, aber auch Pallavicini, noch immer bevollmächtigter Miniſter in Italien, beanſpruchte die Entſcheidung in letzter Inſtanz. Die Kaiſerin ſchnitt den Streit mit einer kräftigen Randbemerkung zu einem Referat des Hofkriegsrates raſch ab: „Welcher der Älteſte, hat das Kommando über alle Truppen, und Pallavicini gehört gar nicht hieher, denn nur Ministre plenipotentiarius und in Feſtungen die Troupes ihme angewieſen; will nachgehends Braun (Browne) höflich mit Schulenburg ſich verſtehen, ſo laſſe es ihm übrig, denn beede meritiert ſein und mein Dienſt gut beſorgt ſein wird, ich aber nicht anderſt ſprechen kann als nach unſern alten Fuß, daß der älteſte allezeit ohne Widerrede in eignen Charaktere denen andern commandiere.“ Auf neue Differenzen, die der Hofkriegsrat im April ſchlichtete, reſolvierte ſie: „. . . Schulenburg noch zu mehrern Klarheit zu melden, das was die Operation von Genua anlangt, er ſich ſo independent befind, als Braun in der Provence; wann

aber Truppen von selbsten anderstwo nötig, er die Dependenz dann von selben (Browne) haben solle. Pallavicini seind billig die Ort, wo Kommandanten sein, wie Mailand, Mantua, Pizzigheton, Corno, Pavia und Parma zu lassen, nicht aber anderst, als daß auf Requirierung von allen, was Braun will, er tun solle und wäre selber mit der Armee bei einen dieser Ort und periculum in mora, so wäre genug, wenn er ihme es auch nachgehends nur pro notitia erinnerte und vorkehrete, was zu tun, sonsten alle drei sehr responsable sich machen werden." Man sieht, wie sie doch immer noch auf die Einzelheiten einzugehen und selbst wie ein Kriegsminister zu verfügen weiß; einfach alles zu unterschreiben, was ihr der Hofkriegsrat vorlegt, fällt ihr nicht ein, auch in diesem Feldzug nicht, für den sie doch das höchst persönliche Interesse der schlesischen Kriege nicht hat. Wenn die Minister ihr die Wiedereroberung Genuas als eine leichte Sache dargestellt hatten, so wußte sie es jetzt aus den Berichten ihrer Generale besser. Die sehr würdige Antwort, die Doge und Senat bald darauf Schulenburg gaben, als er sie zur Kapitulation aufforderte, mag auch sie belehrt haben, daß man gegen diese alte Republik den Bogen etwas überspannt hatte. Für so was hatte sie Sinn. Ende April erhielten die Genuesen Hilfe von Frankreich. Dafür schloß der König von Sardinien eine Konvention mit der Kaiserin, in der er ihr 12 Bataillone, 1500 Mann Milizen und eine Anzahl Geschütze für die Belagerung zur Verfügung stellte. Von einer Aufteilung des genuesischen Gebietes, deren Absicht man ihr italienischerseits zugeschrieben hat, ist darin keine Rede. Als dann im Juni französische und spanische Truppen wieder über den Var kamen, gab Schulenburg die ganze Unternehmung vorschnell auf, zunächst, wie er sagte, provisorisch, im Juli endgültig. Diedo will wissen, daß die Kaiserin dem General in einem eigenhändigen vertraulichen Schreiben selbst nahegelegt habe, die Belagerung lieber aufzuheben, als seine Truppen in die Gefahr zu bringen, von den heranziehenden Gegnern angegriffen und vernichtet zu werden. Ihr Zorn über den Kapitulationsbruch wäre darnach damals schon so ziemlich verraucht gewesen; es lag ihr nicht mehr so viel an der Bestrafung der Stadt. Aber freilich war ihre Meinung, Schulenburg solle seine Streitkräfte nun an eine

Sache ſetzen, die von größerem Gewichte geweſen wäre als die Wiedereinnahme Genuas: an die Vereinigung mit der Hauptmacht der Piemonteſen und eine große Schlacht gegen das neue franzöſiſch-ſpaniſche Heer.

In den Niederlanden waren die Feindſeligkeiten um die Mitte April von den Franzoſen wieder aufgenommen worden. Von Brügge aus fielen ſie diesmal in das Gebiet der Republik Holland ein, wohl um die Generalſtaaten zum Abſchluß des Friedens zu nötigen. Noch im April hatten ſie Sluis und andere feſte Plätze der Provinz Seeland ſüdlich von der unteren Schelde erobert. Aber den beabſichtigten Zweck erreichten ſie damit nicht. Wohl erregte der Einfall große Beſtürzung in den bis dahin vom Krieg völlig verſchont gebliebenen Territorien der Generalſtaaten. Aber die nächſte Folge war nur der Sturz der bisherigen Regierung. Prinz Wilhelm von Oranien, bis dahin nur Statthalter von Friesland, Gröningen und Geldern wurde nun auch von den übrigen vier Provinzen mit der Statthalterſchaft betraut, und am 2. Mai 1747 verliehen ihm die Hochmögenden die Würde eines Generalſtatthalters, Generalkapitäns und Oberadmirals von Holland. Damit war die Gewalt wieder hergeſtellt, die ſeine Vorfahren ſo lange innegehabt hatten; ſie war ihrer Natur nach kriegeriſch, und ihre Inhaber immer von ſchwächlichen Friedensneigungen frei geweſen. Es war der Tradition ſeines Hauſes und ſeiner Stellung gemäß, wenn Wilhelm ſich für eine energiſche Fortſetzung des Krieges einſetzte. Die Bevollmächtigten Frankreichs und Spaniens in Breda erklärten nun, ſie ſeien von ihren Regierungen beauftragt, die Konferenzen bis auf weiteres abzubrechen. Der Kaiſerin war das alles ſehr recht. Schon Ende März waren ihre Truppen bei Roermonde an der Maas verſammelt — 47000 Mann von den 60000, zu denen ſie ſich verpflichtet hatte; 10000 brauchte ſie nach der Jännerkonvention erſt im April zu ſtellen; es fehlten demnach nur 3000 Mann. Die Engländer und Holländer dagegen blieben viel weiter hinter den ſtipulierten Kontingenten zurück; im ganzen waren ihrer ſtatt der erwarteten 140000 nur 96000 beiſammen. Den Oberbefehl führte diesmal — England hatte ſich das nicht nehmen laſſen — der Sieger von Culloden, Herzog von Cumberland; die Öſterreicher befehligte Bat-

thyany. Sehr bald ergab ſich zwiſchen den beiden eine verhängnisvolle Meinungsverſchiedenheit: Cumberland plante zunächſt die Wiedereroberung Antwerpens, Batthyani dagegen wurde von Wien aus bedeutet, der franzöſiſchen Hauptmacht, die wiederum der Marſchall von Sachſen kommandierte, entgegenzugehen, ihr bei Brüſſel eine Schlacht zu liefern und dadurch die Hauptſtadt des Landes zurückzugewinnen. Es kam zu keiner Einigung, und darüber ging die koſtbare Zeit verloren. Die Franzoſen nahmen inzwiſchen in Holländiſch-Flandern einen feſten Platz um den andern. Dann entſandte der Marſchall zwei Armeekorps gegen Maaſtricht, das noch in den Händen der Verbündeten war. Die Bewegungen, die dieſe vornahmen, um die Stadt zu decken, führten am 2. Juli zu der Schlacht von Laveld. Sie endigte wie die von Raucoux mit einem Siege der Franzoſen. Welchen Eindruck die Nachricht davon auf Maria Thereſia machte, wiſſen wir nicht. Nach der ſehr gefaßten Tagebucheintragung Khevenhüllers (9. Juli) war man am Wiener Hof nicht allzu beſtürzt, beſonders da die Franzoſen ſehr große Verluſte hatten und man hörte, dem Marſchall würden ſchwere Vorwürfe gemacht, daß er ſeine Truppen und Offiziere ſo wenig geſchont habe; auch meinte man, der Sieg ſei den Franzoſen nur inſofern geblieben, als ſie eben das Schlachtfeld mit ſeinen Dörfern behaupteten. Von Batthyany ſagt Khevenhüller nichts, doch ſcheint er an der Niederlage nicht unſchuldig geweſen zu ſein, wenn auch die Hauptſchuld dem Herzog von Cumberland zuzuſchreiben war; Prinz Karl wurde durch ihn nicht gerade in den Schatten geſtellt, und das mochte der Kaiſerin eine kleine Genugtuung ſein. Der Reſt des Feldzugs brachte von bedeutenderen Ereigniſſen nur mehr die Belagerung und Einnahme von Berg-op-Zoom. An einen Angriff auf Maaſtricht, der als Folge der Schlacht von Laveld befürchtet werden mußte, gingen die Franzoſen dieſes Jahr nicht mehr. Die Lage war indes auf dem nördlichen Kriegsſchauplatz im Herbſt 1747 doch weſentlich ſchlechter als das Jahr zuvor, indem der Krieg auf das Gebiet der Republik Holland hinübergeſpielt und eine Reihe von kleineren Feſtungen derſelben verlorengegangen waren; zurückgewonnen hatte man nichts, weder Antwerpen noch Brüſſel.

Aber gleich nach dem Siege von Laveld knüpften die Franzosen den so oft angesponnenen und wieder abgerissenen Faden direkter Unterhandlung mit Österreich wieder an. Von Österreich verlangten sie nichts als das einzige Furnes (zwischen Dünkirchen und Ostende) und dies nur für den Fall, als man auf der Demolierung der Wälle von Dünkirchen bestünde. Batthyany wurde nun — am 17. Juli — vom Wiener Hof beauftragt, dem Marschall von Sachsen eine Reihe von Präliminarartikeln vorzulegen. Die Anerkennung Franz' I. und die vollständige Räumung der österreichischen Niederlande sind die wichtigsten Forderungen der Kaiserin, dafür gesteht sie das verlangte Furnes zu, ebenso die vollständige Wiederherstellung des seit 1742 besetzten Herzogtums Modena und der Republik Genua, die Einrichtung eines Staates für Don Philipp in Italien — Toskana ausgeschlossen; endlich ist sie auch bereit, den Verzicht Karls VI. auf Neapel und Sizilien zu wiederholen[1]). Im August kam der Marschall auf die Sache zurück, aber zu einem Abschluß gelangte man noch nicht. Immerhin war damit die Grundlage für einen Frieden gewonnen: von diesen Bedingungen ist Maria Theresia auch später nicht abgegangen.

Auch in Italien versuchten die Franzosen im Sommer dieses Jahres einen kräftigen Vorstoß. Er war gegen Piemont gerichtet, um Karl Emanuel ebenso zum Frieden zu zwingen wie durch den Einbruch in Seeland die Generalstaaten. Marschall Belle-Isle, nun Oberkommandant, trennte sich von den Spaniern und sandte seinen Bruder über den Mont Genèvre gegen Susa; letztes Ziel war Turin. Der König erbat von Browne, der noch bei Genua stand, dringend Hilfe. Dieser sandte 6 Bataillone, die sogleich auf den Col d'Assiette beordnet wurden, um Exilles, das die Franzosen zunächst bedrohten, zu decken; sie vereinigten sich dort mit 8 anderen österreichischen und 8 piemontesisch-schweizerischen Bataillonen. Am 19. Juli griff sie Belle-Isle mit 51 Bataillonen an. Piemontesen, Schweizer und Österreicher schlugen sich gleich tapfer. Ein bemerkenswerter Moment war, als Oberstleutnant Graf Draskovich vom Regiment Forgacs sich mit einer Schar von

[1]) Alles nach Khevenhüller-Schlitter zu 1747, 437 u. f.

Grenadieren unter dem Feldgeschrei „Maria Theresia" in eine piemontesische Redoute, die keine Munition mehr hatte, warf und von hier sich auf den Feind stürzte. Dieser, kurz zuvor durch eine Kugel seines Führers beraubt und schon entmutigt, ward dadurch in die Flucht getrieben. Auch die Bataillone Traun, Hagenbach und Colloredo trugen viel zu dem endgültigen Erfolge bei. Das Bataillon Forgacs' nahm allein dem Feinde drei Fahnen ab, die der Kaiserin übersendet wurden[1]). In Wien schlug man den Sieg von Col d'Assiette vielleicht zu hoch an, wenigstens schreibt Khevenhüller „von respectu Italien bei dermaligen nach der Affaire bei den Colle d'Assietta so glücklich geänderten Umständen" (7. August), was etwas zuviel gesagt war. Bartenstein riet nun dringend die Wiederaufnahme der Belagerung von Genua; von London berichtete Wasner: England wünsche einen zweiten Angriff gegen Südfrankreich, und zwar diesmal gegen den Dauphiné. Die Kaiserin war nicht sehr für einen neuen Versuch gegen Genua, lieber hätte sie nun doch wieder den Zug nach Neapel unternehmen wollen. Aber sie folgte Bartensteins Rat und ließ Browne schreiben, er möge „zur baldigen Eroberung Genuas all äußersten Fleiß anwenden", dagegen aber für dieses Jahr „weder in eine anderweite Entrepriſe oder gegen den Dauphiné oder über den Var in die Provence" (sich) einlassen. Aber es kam doch nicht mehr zu jener Belagerung, denn man konnte sich, abgesehen von anderen Schwierigkeiten, mit den Piemontesen über die notwendige Kooperation nicht verständigen. Das Resultat des italienischen Feldzugs von 1747 war so im ganzen nicht viel günstiger als in den Niederlanden, die Grafschaft Nizza blieb verloren. Dies ging indes zunächst die Piemontesen an. Die Österreicher hatten doch wenigstens die Lombardei behauptet.

Dem allgemeinen Frieden war man durch die Kriegsereignisse des Jahres 1747 nicht wesentlich näher gekommen. In England war noch am meisten Neigung dazu; von den Ministern war der jüngere Pelham, der eigentliche Führer der Majorität im Parlament, entschieden friedlich, ebenso

[1]) Die von Broglie, Maurice de Saxe 2, 308 A[1], benützten und angeführten Quellen scheinen über die Teilnahme der Österreicher nichts zu enthalten.

Cheſterfield, der Nachfolger Harringtons im Staatsſekretariat des Auswärtigen, wogegen König Georg den Krieg immer noch fortführen wollte. In der öffentlichen Meinung kam ihm dabei zu Hilfe, daß die engliſche Flotte gerade in den letzten Jahren eine Reihe von Erfolgen zu verzeichnen hatte: in Amerika waren Louisburg, das Cap Breton, Annapolis den Franzoſen verlorengegangen, ein Verſuch des Herzogs d'Enville, dies wiederzugewinnen, kläglich geſcheitert; zur Zeit, da Moritz von Sachſen den Einbruch in Seeland unternommen hatte, war von dem Admiral Anſon ein glänzender Sieg über die franzöſiſche Flotte unter La Jonquière erfochten worden; eine ungeheure Beute von Gold und Lebensmitteln konnte die Themſe hinauf nach London gebracht und im Triumph durch die Stadt geführt werden. „Es war der letzte Atemzug unſerer Marine", ſagte d'Argenſon von dieſem Kampf. Solche Erfolge blieben auf das Parlament nicht ohne Einfluß und dämpften die Friedensſehnſucht auch der Majorität. Immerhin brachten es Pelham und Cheſterfield doch dahin, daß eine Wiederaufnahme der Bredaer Konferenzen in Aachen ernſtlich ins Auge gefaßt wurde. In dem früher ſo friedliebenden Holland aber waren durch die Erhebung Wilhelms von Oranien auch wieder die alten kriegeriſchen Inſtinkte erwacht; die Einnahme von Berg-op-Zoom, bei der ein großer Teil der Beſatzung getötet und die Stadt geplündert worden war, erregte die Volkswut in einem Grade, der an die Zeiten der Brüder de Witt erinnerte; fürs nächſte hätte niemand vom Frieden auch nur laut ſprechen dürfen. Mit neuen Hoffnungen mußte hier wie in England erfüllen, daß die Zarin ſich endlich nach langer Unterhandlung bereit erklärt hatte, gegen entſprechende Subſidienzahlung der Seemächte eine Hilfsarmee nach dem weſtlichen Kriegsſchauplatz zu ſenden. Hierüber war man nun freilich in Deutſchland, auch dort, wo man kaiſerlich oder Thereſianiſch geſinnt war, nicht ſehr erfreut, man fürchtete die Barbarei der ruſſiſchen Horden. Vergebens hoffte man auf eine Einſprache Friedrichs; dieſer wollte es ſich mit der Zarin nicht ganz verderben und verhielt ſich ruhig. So waren denn auch, nachdem der Aufnahme allgemeiner Unterhandlungen in Aachen von allen Beteiligten zugeſtimmt worden war, die Friedensausſichten ſehr zweifelhaft.

Maria Thereſia war auch diesmal die letzte, die zum Frieden drängte. Am 20. September war in Schönbrunn eine große Konferenz in Gegenwart von Kaiſer und Kaiſerin, in der „über die Verwilligung pro anno futuro ſowol in Rekruten wie in Geld“ beraten und „in specie von der Kaiſerin ſelbſten proponieret“ wurde, „daß man auf geſchwinde und erkleckliche Media bedacht ſein ſolle“, wie der Armee in Italien, über deren Zuſtand der dorthin entſandte Graf Chotek einen „ſehr betrübten“ Bericht erſtattet hatte, „mit einer geſchwinden Geldrimeſſe, ſo ſich gegen 2 Millionen — jedoch auch etwas davon für die Niederlande — belaufen würde, aufgeholfen werden könnte[1]).“ Für die Wiederaufnahme des Feldzugs in den Niederlanden arbeitete Batthyany einen Plan aus, nachdem die Verbündeten gar 186000 Mann hätten aufſtellen ſollen. Während des ganzen Herbſtes wurde über die Höhe und Termine der nächſten engliſchen Subſidienzahlung unterhandelt, ſowie über die Führung des Oberbefehls in Italien, die wieder der König von Sardinien in Anſpruch nahm, was Maria Thereſia ſowohl in dem Gefühl ihrer höheren Würde wie in Hinblick auf die militäriſchen Erfahrungen des Jahres 1747 durchaus nicht zugeben wollte[2]). Als ſich dann im November England wieder mit dem Vorſchlage eines einſtweiligen Separatfriedens mit Spanien einſtellte, gab man „eine höfliche, aber nicht concludierende Antwort“. Die Abtretung von Parma und Piacenza hatte ja die Kaiſerin ſchon ins Auge gefaßt, aber was Spanien dafür bot — die bloße Neutralität in dem weiteren Krieg gegen Frankreich — ſchien doch zu wenig[3]).

Erſt in den letzten Novembertagen kündigt ſich eine Wandlung in dem Willen der Kaiſerin an. Am 29. wurde vor ihr über die Gebrechen der niederländiſchen Armee verhandelt. Khevenhüller berichtet, die Kaiſerin, die ſchon einige Zeit „ſehr üblen Humors“ geweſen, ſei noch mehr aufgebracht worden, als man ihr „die Miſère deren Truppen auf das

[1]) Khevenhüller-Schlitter zu dieſem Datum, 178.

[2]) Pribram a. a. O. 1, 755 u. f.

[3]) Khevenhüller-Schlitter zum 17. November 1746, 189. Dazu die beiden Noten Robinſons, 454, und der Konferenzbeſchluß vom 20. November, 456.

beweglichſte vorgeſtellt, ob aber und wie zu helfen nicht gezeigt hatte"; ſie verlangte, man ſolle ihr Geld ſchaffen oder Frieden machen, „ſo zwar daß alle Miniſter nichts mehr wünſchten, als mit Ehren davonzukommen"; zuletzt befahl ſie, es ſollte ein jeder bis zum nächſten Tag ſeine Meinung hierüber ihr ſchriftlich bringen. Ihre eigene Anſicht aber ſchrieb ſie ſogleich auf ein kleines Quartblatt und ſagte, ſie würde ihnen dieſe mitteilen, ſobald ſie ihre Gutachten abgegeben hätten. Dazu kam es indes nicht, „vermutlich nach gefallener erſterer Ereiferung", meint Khevenhüller, und auf die Vorſtellung des Kaiſers, der ſich bei dem ganzen Vorfall äußerſt taktvoll benommen zu haben ſcheint[1]).

In leidenſchaftlichen Auftritten — Zornesausbrüchen und Tränen — haben wir Maria Thereſia ſchon öfters geſehen. Aber hier zum erſtenmal legt ſie eine gewiſſe Verdroſſenheit an den Tag: zum erſtenmal ſieht ſie ein, daß ſie auch in dieſem Kampf nicht zu dem erwünſchten Ziele gelangen, daß es auch hier nicht ohne Verluſte abgehen wird.

Von den verlangten Gutachten iſt nur das von Khevenhüller überliefert[2]). Er war ein ehrlicher Mann und verhehlte ſeine Überzeugung nicht. Aber er kannte auch den Charakter ſeiner Herrin und ſuchte deshalb alles zuſammen, was noch einige Hoffnung auf den glücklichen Ausgang eines neuen Feldzugs gewähren konnte. Nur wenn ſich herausſtelle, daß es eine „menſchliche Unmöglichkeit ſei", die Mittel für die Fortführung des Krieges aufzubringen, machte ſich nach ihm „wohl der Schluß von ſelbſten, coûte que coûte Frieden zu machen". Die anderen Miniſter dürften ſich — den immer ſtreitbaren Bartenſtein vielleicht ausgenommen — entſchiedener für den Frieden ausgeſprochen haben, wenigſtens heißt es in einem Konferenzbeſchluß vom 20. Dezember: „Der allerſchlechteſte Fried' iſt der Eröffnung des Feldzuges vorzuziehen." Der für die Führung der Unterhandlungen in Aachen von der Kaiſerin auserſehene Graf Kaunitz wurde beauftragt: „es koſte, was es wolle, noch vor ſothaner Felderöffnung zu ſchließen." Bei dieſer Geſinnung blieb die Kai-

[1]) Ebd. zu dieſem Tag, 192.
[2]) Ebd. 457 u. f. im Wortlaut.

ſerin nun. Wenn im Frühjahr dennoch der Krieg wieder aufgenommen wurde, war dies nicht ihre, aber auch nicht Englands oder Hollands, ſondern einzig und allein Frankreichs Schuld: es wollte, nachdem es zur See nun einmal entſchieden unterlegen war, wenigſtens den Landkrieg mit einem großen Erfolg abſchließen. Dieſer konnte nur in den Niederlanden errungen werden. Die Eroberung von Maaſtricht war das nächſte und letzte Ziel: beſaß Frankreich auch dieſes, ſo konnte es mit ganz anderem Gewichte bei den Friedensunterhandlungen auftreten. Es war dies freilich mehr der Ehrgeiz des Marſchalls von Sachſen und ſeiner Offiziere; König Ludwig hatte wie Georg II. „ſein Geheimnis", wollte wie die Pompadour den Frieden, ließ durch Sachſen, von wo er vor kurzem für den Dauphin die zweite Frau geholt hatte, in Wien darüber verhandeln. Auf eine Weiſung, die in bezug hierauf Bartenſtein im Februar 1748 für Kaunitz ausarbeitete, fügte Maria Thereſia ihrem „Plazet" hinzu: „Gott gebe nur ein baldes Ende; beſſer und nicht einmal alſo wird es, wenn es zwei Monat dauert, geendigt werden[1])." Einen Nachhall ihrer Gedanken vernehmen wird aus vertrauten Briefen Ulfelds an Kaunitz vom April dieſes Jahres: „Ich rechne darauf," ſchreibt er am 9., „daß dies der letzte Courrier ſein wird, wenn man einer großen Anzal braver Leute das Leben retten und ſie nicht ohne Urſache zu Grunde gehen laſſen will", und 14 Tage ſpäter, als die Franzoſen die Feindſeligkeiten wirklich wieder aufnahmen: „Ich möchte nicht an der Stelle von Puyſieux ſein und alle die, welche noch bei Maaſtricht und in Italien getödtet werden, auf meinem Gewiſſen haben, da er doch das Mittel in der Hand hat, den Frieden mit einem Federzug zu machen." Der als hochmütig und pedantiſch verſchriene Kanzler erſcheint hier wenigſtens weicher als ſeine junge Fürſtin, aber ſo hart hatte das Schickſal ſie auch nicht gehämmert, daß ſie das Unnütze neuer blutiger Kriegsopfer nun nicht eingeſehen und geſcheut hätte. Es möge doch, ſchrieb ſie um dieſelbe Zeit an Kaunitz, dem unwürdigen Gaukelſpiel der Belagerung von Maaſtricht ein Ende gemacht werden, durch das ſo viele Menſchen nutzlos

[1]) Ebd. 482.

hingeopfert würden; es sei das mit dem Christentum nicht vereinbarlich[1]). Am 10. Mai kapitulierte diese Festung; es waren unter den 10000 Mann Besatzung doch 5000 Österreicher gewesen, und die Franzosen hatten es jedesmal empfunden, wenn ihnen diese und nicht die andere, holländische Hälfte entgegengetreten war[2]). In Frankreich siegte indes die Ansicht, daß es doch besser sei, eher als mit Österreich mit England zum Frieden zu kommen; dieses konnte den Franzosen zur See noch viel Schaden zufügen, von Österreich glaubten sie nichts mehr befürchten zu müssen, weder in den Niederlanden noch in Italien. Dort kam es nur noch zu einer größeren Aktion, bei Voltri, schon im Februar d. J., wo die Franzosen siegten, was zur Folge hatte, daß der Plan auf Genua definitiv aufgegeben wurde; Sardinien konnte Savoyen und Nizza nicht zurückgewinnen.

Kaunitz war sehr empört, als nun Frankreichs Bevollmächtigter am Friedenskongreß, St. Séverin, wirklich ohne ihn vorzubereiten mit dem englischen die Präliminarien vereinbarte. Maria Theresias Empörung war mehr gegen England gerichtet; dieses war in ihren Augen der einzige Schuldige[3]). Mit leidenschaftlicher Heftigkeit war sie noch einmal, in einer Unterredung am 30. April in der Wiener Hofburg, gegen Robinson ausgebrochen, als dieser sie zur Annahme der Bedingungen drängte, die mit Frankreich in Aachen abgekartet worden waren; sie ließ ihm, wie der Engländer berichtet, kaum Zeit, seinen Auftrag auszurichten, fuhr ihm mit den bittersten Worten in seine Rede: „Ihr, Sir, der Ihr so viel Schuld trägt an der Opferung Schlesiens, Ihr, der Ihr mehr als irgend jemand dazu beitrugt, daß ich dem König von Sardinien so viele Abtretungen machte — hofft Ihr mich nochmals zu überreden? Nein, ich bin weder ein Kind noch eine Närrin." Der Gesandte hatte ihr u. a. vorgestellt, daß die Holländer durchaus nichts mehr vom Kriege wissen wollten. Sie nannte das eine Übertreibung. „Wann Ihr einen sofor-

[1]) Arneth 3, 372, 485 A[29].

[2]) Batthyany an den Kaiser, 27. April 1748. Ebd. 483 A[8].

[3]) So ganz richtig Broglie: „Pour Marie Thérèse il n'y avait qu'un vrai, un seul, un grand coupable; c'était l'envoyé anglais ou plutôt le cabinet brittanique lui-même."

tigen Frieden wollt, gut! So schließt ihn. Ich kann ja beitreten, ich kann für mich selbst unterhandeln. Warum soll ich immer von den Verhandlungen ausgeschlossen bleiben, die meine Interessen angehen? Meine Feinde werden mir bessere Bedingungen machen als meine Freunde. Wenigstens werden sie den Frieden, den sie eben so notwendig haben wie ich, nicht zurückweisen wegen eines Streites mit dem König von Sardinien um ein Stückchen Land mehr oder weniger. Wer sagt euch denn, daß Spanien gar so sehr nach Parma und Piacenza begehrt? Es möchte lieber Savoyen haben! Versetzt mich in Italien in den Zustand zurück, in dem ich vor dem Kriege war, und ich will den Infanten versorgen. Aber freilich, euer König von Sardinien muß alles bekommen: um mich kümmert ihr euch nicht weiter. Der Vertrag von Worms ist nicht um meinetwillen, sondern nur für ihn geschlossen worden. Gott, Gott, wie bin ich von diesem Hofe behandelt worden[1])! Da ist außerdem der König von Preußen: fürwahr, alle zusammen reißen zu viel alte Wunden auf und machen neue bluten[2])!"

England wollte, daß die Kaiserin Parma und Piacenza für den Infanten opfere, aber was sie im Wormser Vertrag an Sardinien abgetreten hatte, um sich dadurch ihren übrigen Besitz in Italien zu erhalten, sollte sie darum nicht zurückbekommen. Es wollte Preußen, gegen das König Georg in Petersburg seinen Lord Hyndford hetzen ließ, sich dadurch verpflichten, daß es ihm zu Aachen die europäische Garantie für Schlesien und Glatz verschaffte, aber die Bedingungen des Dresdener Friedens, die zugunsten der Kaiserin waren, die brauchten nach englischer Auffassung keine Garantie.

Wenn die Engländer sagten, Maria Theresia dürfe sich nicht darüber beklagen, daß der Friede auf ihre Kosten gemacht werde, da ja doch ihre Kriege auf Kosten Englands geführt worden seien, so hätte sie antworten können, daß mit bloßem Geld Kriege nicht geführt werden können ,daß es dazu

[1]) „How have I been used of that court! Raumer übersetzt: „von Eurem Hof" und mag damit wohl den Sinn des Ausrufes getroffen haben.

[2]) Das ganze Gespräch zuerst bei Coxe 2, 353, dann übersetzt bei Raumer 2^2, 225.

eines opferwilligen Volkes und mutiger Männer bedürfe. Dies war ihr Einsatz, er war zum mindesten ebenso viel wert als Englands Subsidien. Und schließlich hatte dieses ihren Krieg nicht um ihretwillen und nicht um der Verträge willen geführt, sondern weil es so sein Vorteil war. War er es nun nicht mehr, so mußte sie sich allerdings bescheiden.

Es ist verständlich, daß der Gedanke, der schon früher zuweilen in der Kaiserin auftauchte, ob es nicht besser wäre, einen Anschluß an Frankreich zu suchen, als in dieser Allianz zu bleiben, die ihr mehr Opfer auferlegte, allmählich in ihr Wurzel faßte. Einstweilen ist es noch ein schwacher Keim, der zeitweise wieder ganz zu verschwinden scheint, auch wohl mit Absicht wieder unterdrückt wird, aber er bricht doch immer wieder hervor und behauptet sich gegen alle Bedenken. Wenn Kaunitz in der Äußerung St. Séverins, es sei ja schließlich noch nichts Unwiderrufliches geschehen, es könne sich noch manches ändern, Österreich möge immerhin auf der Zurückgabe der im Wormser Vertrag abgetretenen Gebiete bestehen, nur die Absicht sah, die Bundesgenossen zu trennen, so nahm Maria Theresia dies nicht so skeptisch auf: in der Instruktion, mit der sie am 14. Mai die Mitteilungen von Kaunitz über die Präliminarien beantwortete, gibt sie eigentlich dem französischen Diplomaten gegen ihren Gesandten recht; sie empfiehlt ihm, sich so wenig wie möglich an weiteren Kombinationen zu beteiligen und keine Art von Verpflichtungen einzugehen, als die, welche die Wiederherstellung des Friedens unbedingt forderten. Der Hauptinhalt des Schriftstücks ist gegen England gerichtet: „die Erfahrung habe sie den Charakter der englischen Nation, wie er sowohl in früheren wie in den letzten Zeiten war, kennen gelehrt; es sei eher nützlich als schädlich, zu zeigen, daß man das Unrecht, das einem von ihr widerfahren ist, empfinde ... Es ist besser, sich künftig auf seine eigene Kraft verlassen als sich fremdes Geld erbetteln und so in ewiger Abhängigkeit bleiben. Das Haus habe nur zu oft die Wahrheit des Spruchs erfahren: Fistula dulce canat ... die Flöte lockt gar süß[1]). Man hat die Subsidien Englands

[1]) Dieses Zitat allein verrät uns schon, daß wir es wiederum mit einer Bartensteinschen Arbeit zu tun haben.

immer zehnmal höher geschätzt, als sie wert waren. Um das zu ergänzen, was es von seinen Verpflichtungen schuldig geblieben ist, habe man sehr viel mehr verwenden müssen, als man von England während einiger Jahre empfangen hat, und was für ein gehässiges Aufheben hat dieses damit vor dem Publikum gemacht[1])!"

Zunächst behielt aber freilich Kaunitz recht. Als St. Séverin die Präliminarien seinem Hof übersandte, triumphierte er: „Jetzt ist Frankreich fast am Ziele seines großen Planes, das Haus Österreich zu demütigen." Die Kaiserin täuschte sich denn auch nicht lange darüber, daß fürs nächste von Frankreich immer noch nichts Gutes zu erwarten sei. Nun meinte sie in Rußland ihren einzigen aufrichtigen Bundesgenossen zu sehen. Aber Rußland war die Zarin Elisabeth. Für den Augenblick stimmte diese Frau, die ebenso als politische Persönlichkeit wie in ihrem Privatleben das gerade Gegenteil von Maria Theresia war und ihr im Grunde die tiefste Antipathie hätte einflößen müssen, in sehr wichtigen Punkten mit ihr überein. Die Abneigung gegen Preußen, gegen König Friedrich, gab allen ihren Entschlüssen die Richtung. Am 10. Mai ließ sie den Seemächten eine Note zugehen: sie möchten sich entscheiden, ob sie ihre oder Preußens Freunde sein wollten; vereinigen könnten sie das nicht. Die Hauptaufgabe ihrer Politik sehe sie darin, Preußen und Frankreich zu trennen. Hätte Maria Theresia von dieser Note rechtzeitig Kenntnis erhalten, sie hätte vielleicht doch ihren Beitritt zu den Präliminarien versagt, die sie am 25. Mai nach kurzem Schwanken gab[2]). Aber sie eröffnete ihr wenigstens eine tröstliche Aussicht in die Zukunft. Man wird vielleicht sagen: es war eine Täuschung. Denn im Grunde konnte ihr Rußland weder jetzt zu besseren Friedensbedingungen verhelfen, noch sollte sie in Zukunft einen großen Gewinn aus dieser Allianz ziehen. Aber es war ihr genug, daß Rußland doch eine gewisse Bürgschaft gegen einen neuen Angriff Preußens zu

[1]) Broglie, La paix d'Aix la Chapelle 186 u. f. und im Appendix 300 u. f.

[2]) Am 23. Mai gab sie Kaunitz die Weisung einer nur bedingten Akzession zu den Präliminarien, am 25. stimmte sie bedingungslos zu: Pribram a. a. O. I, 771 u. f. (Pribram meint: auf Bartensteins Rat).

bieten ſchien. Man darf die damalige Lage nicht von unſerem heutigen Standpunkt beurteilen und ſagen: So hätte ſie ſich doch mit Preußen aufrichtig ausgeſöhnt! Dann bedurfte es weder dieſer unſympathiſchen Allianz, noch der teuren Unterſtützung der Seemächte. Aber einmal mußte ſie immer noch auf die alte Gegnerſchaft zur Pforte Rückſicht nehmen, in der ihr nur Rußland ein nützlicher Bundesgenoſſe ſein konnte, und dann war zwiſchen ihr und König Friedrich ein Ausgleich nicht möglich. Wie ſie Schleſien nicht verſchmerzen konnte, ſo kam er über die Sorge nicht hinweg, daß ſie ihm dieſen teuer erkauften Gewinn wieder nehmen wollte. Auf Schleſien beruhte aber die Stellung, die er in Deutſchland und Europa einnahm, die er ſich erobert hatte. England hatte ihm ja in dieſer Zeit einmal den Vorſchlag gemacht, ſich dem Bündnis der Seemächte mit Öſterreich anzuſchließen; er hatte geantwortet: das ſei ſo, als wollte man Feuer und Waſſer vereinigen, unmöglich[1])! Dies war ganz im Sinne auch Maria Thereſias geſprochen.

Aus allen dieſem Für und Wider der Intereſſen, der Wirrnis politiſcher Verhandlungen in Aachen und daneben zwiſchen Wien, Dresden, Paris, London, St. Petersburg, dem Haag und Turin ging ſchließlich doch keine Änderung des traditionellen politiſchen Syſtems hervor, wie auch der feſte Vorſatz Maria Thereſias, Frieden beinah um jeden Preis zu ſchließen, dadurch zuletzt unerſchüttert blieb. Über jenes ordnete ſie infolge der Vorgänge in Aachen eingehende Beratungen an. Die Miniſter ſprachen ſich alle bis auf Harrach für eine Änderung des Syſtems aus. Aber eben das Votum Harrachs ſcheint doch den größten Eindruck auf die Kaiſerin gemacht zu haben. Deſſen Programm war: Aufrechterhaltung ſowohl des Bündniſſes mit den Seemächten wie mit Rußland, Änderung der Reichspolitik, indem man weniger als bis dahin den katholiſch-konfeſſionellen Standpunkt zur Geltung bringen ſollte, um ſo die proteſtantiſchen Stände zweiten und dritten Ranges zu einem engeren Anſchluß an das Kaiſertum zu bewegen, und Reformen im Innern, die eine Verſtärkung und Verbeſſerung der Armee ermöglichen würden. Eine kaiſerliche

[1]) Koſer, Friedrich d. Gr. I, 465.

Resolution über diese Fragen ist nicht aufgefunden worden, aber die Depeschen, die in der nächsten Zeit — Mai und Juni 1748 — an die kaiserlichen Minister im Ausland gingen, lassen doch erkennen, in welcher Richtung sich die Entscheidung Maria Theresias bewegt hat: mit den Seemächten nicht brechen, aber doch suchen, das Verhältnis zu Frankreich zu bessern. Bei den Reformen im Innern war sie ohnedies schon mit ganzer Seele. Weil die Vorbedingungen für diese Ersparnisse in großem Maßstabe waren, so verlangte sie für den Augenblick nichts eifriger als ihre Streitkräfte aus den Niederlanden und Italien zurückzuziehen, also Frieden. Graf Ulfeld spricht wiederholt von den heftigen Ausbrüchen ihrer Ungeduld darüber, vergebens bemühe sich selbst der Kaiser, sie zu dämpfen, nur mit Mühe vermöchte dieser wie die Minister sie vor verzweiflungsvollen Entschlüssen zurückzuhalten, wie z. B. den Engländern völlig freie Hand zum Friedensabschluß zu lassen, nur um diesen zu beschleunigen und ihre Heere entlassen zu können[1]).

Trotzdem sagte sie nicht zu allem ja. Die Holländer verlangten, daß die von den Franzosen zurückgegebenen sog. Barrieresplätze — die niederländischen Festungen, in die sie nach dem Vertrage von Utrecht Besatzungen zu legen das Recht hatten — ihnen sofort ausgeliefert würden; die Kaiserin war der Ansicht, daß sie als Souverän diese zu empfangen habe; für die Städte aber, deren Festungswerke von den Franzosen geschleift worden waren, habe jenes Besatzungsrecht überhaupt aufgehört. Die Holländer beharrten auf ihrer Forderung, die von den Engländern gebilligt wurde; die Kaiserin, die ohnedies mit der Haltung der Generalstaaten auf dem Kongreß sehr unzufrieden war[2]), warf die Frage auf, ob nicht die ganze Einrichtung der Barriere eine verfehlte sei;

[1]) An Kaunitz, 30. Juni und 17. Juli 1748. Arneth 3, 486 A[42].

[2]) Beer, Zur Geschichte des Aachener Friedens (Archiv f. österr. Gesch. 47, 30 u. f.), kommt auf Grund holländischer Archivalien zu dem Resultat, daß sich der erste Vertreter der Generalstaaten, Graf Bentinck, keineswegs, wie die Berichte von Kaunitz es darstellen, völlig von den Engländern habe ins Schlepptau nehmen lassen; er war im Gegenteil für ein Zusammengehen mit Österreich, meinte aber schließlich, dieses wolle den Frieden nicht ernstlich. Dies war nun freilich ein Irrtum.

sie konnte darauf verweisen, daß zum mindesten die schlechte Verteidigung und schnelle Übergabe jener Plätze nicht für sie sprächen; nicht nur im Interesse ihrer Provinzen, auch in dem der Seemächte sei es gelegen, daß sie in Zukunft die Verteidigung dieser Festungen selbst besorge: ihre Truppen würden ihnen einen ganz anderen Schutz gewähren als die holländischen.

Eine andere Frage, über die die Kaiserin in einen neuen Zwiespalt mit ihren Verbündeten geriet, war, ob der Definitivfriede durch eine allgemeine, alle Beteiligten bindende Urkunde oder durch Separatabkommen zwischen den einzelnen Staaten geschlossen werden sollte. England war für jenen, die Kaiserin für diesen Vorgang. England erschien die Sache so wichtig, daß es ein Ultimatum stellte: wenn die Kaiserin nicht binnen 48 Stunden nachgebe, sollte Robinson den Kurier mit der Nachricht ihrer Weigerung nach London schicken; es war damit gesagt, daß England ohne weitere Rücksicht auf Österreich seinen Frieden machen werde. Die Drohung erschütterte die Kaiserin nicht; dem Gesandten wurde geantwortet, er könne seinen Kurier alsogleich, ohne die zweimal 24 Stunden abzuwarten, zurücksenden[1]).

Indes in beiden Punkten verstand sich Maria Theresia, wohl zum Teil auf den Rat ihrer Minister, im letzten Grunde aber wohl aus eigener reiflicher Überlegung in ruhiger Stunde, zur Nachgiebigkeit. Erleichtert wurde sie ihr durch die Abberufung Robinsons aus Wien; er trat an die Stelle des zweiten englischen Bevollmächtigten, Lord Sandwich, in Aachen. Er ging nicht ungern; wie Ulfeld einmal an Kaunitz schrieb: „Hier sehet er alle Tag, daß er ausgedient hat." Von der Kaiserin wurde er höchst ungnädig verabschiedet; sie nahm, wie derselbe Minister urteilt, „die Dosis etwas gar zu scharf."

Ende August und im Lauf des September ermächtigte Maria Theresia in mehreren Weisungen Kaunitz, seinen Widerstand gegen die Bedingungen, die sie für ungerecht hielt — den Verzicht auf die Rückgabe der Wormser Zessionen, die Aufnahme der Garantie von Schlesien für den König von

[1]) Khevenhüller-Schlitter zum 25. Juli 1748, 511.

Preußen in den Friedensvertrag, die Fortdauer des Besatzungsrechts der Holländer in den Barriereplätzen und die sofortige Übergabe derjenigen an sie, die noch Befestigungen hatten —, aufzugeben. Aber er solle, schrieb sie ihm, wenn es ihm nicht etwa gelänge, die Änderungen, die er bis dahin vergeblich verlangt, durchzusetzen, sich an dem formellen Abschluß des Friedensvertrages nicht beteiligen, sondern ihm erst einige Tage später beitreten: „umb der ganzen Welt in die Augen fallen zu machen, daß Wir an einem so schlechten, mangelhaften, gleich dessen Präliminarien monstruosen und in manchen Stucken noch ärgeren Werk keinen Anteil als notgedrungen nehmeten[1])."

Es gelang Kaunitz nicht, jene Änderungen durchzusetzen. So wurde denn am 18. Oktober der Friede zunächst bloß von den Seemächten und Frankreich allein unterzeichnet — auch Spanien, Sardinien, Genua und Modena hatten Bedenken. Kaunitz gab, seinem Auftrag gemäß, erst am 23. Oktober die Erklärung, daß die Kaiserin beitrete. Bis zum 7. November hatten sich alle beteiligten Mächte angeschlossen.

Der Plan einer Aufteilung des habsburgischen Erbes, übrigens von den zwei Mächten, die allein noch von dessen Urhebern auf dem Schauplatz waren, längst nicht mehr verfolgt, war nun endgültig und formell aufgegeben. Alle Unterzeichner des Friedens garantierten der Kaiserin ihren Besitzstand auf Grund der pragmatischen Sanktion, ausgenommen die durch den Friedensschluß vereinbarten Veränderungen. So ging denn Maria Theresia aus diesem siebenjährigen Kampfe doch als Siegerin hervor. Aber der Friede muß uns auch, abgesehen von diesem prinzipiellen Haupterfolg, als günstig erscheinen, wenn wir bedenken, daß sie die Niederlande, die sie durch den Krieg vollständig an Frankreich verloren hatte, zurückbekam und für dieses Gebiet doch nur den westlich vom Ticino gelegenen Teil der Lombardei und die kleinen Herzogtümer von Parma, Piacenza und Guastalla verlor.

In einer französischen Denkschrift der Zeit wird behauptet, das Haus Lothringen sei nun mächtiger, als die Habsburger es vorher waren: „wir haben die Macht des neuen Hauses

[1]) An Kaunitz, 5. Oktober 1748. Arneth 3, 488 A[59].

Öſterreich kennen gelernt, da es zur Zeit ſeiner größten Bedrängnis ſtark genug war, einen einmütig und allem Herkommen gemäß gewählten Kaiſer tatſächlich zu entthronen und ihn aus ſeinen eigenen Erbländern zu verjagen; ſeine Partei iſt ohne Siege unausgeſetzt gewachſen. Welchen Schrecken flößte es nicht denen ein, die es wagten, ſich nach dem Tode Karls VII. um die Kaiſerkrone zu bewerben? Welche Erfolge trug es nicht auf dem Reichstag im Widerſpruch mit den Reichsgeſetzen und den Wahlkapitulationen davon? Wenn man ihm während eines Krieges, wo es alles zu verlieren hatte, nicht hat widerſtehen können: welche Autorität wird es ſich nicht im Frieden anmaßen? Italien wie Deutſchland werden künftig nichts als eine rieſige Domäne des Hauſes Öſterreich ſein, und dieſe Beſitzungen berühren ſich, ſind nicht wie einſt die Staaten Karls V. durch Frankreich und das Meer voneinander getrennt[1])."

Eine abſichtliche Übertreibung ohne Zweifel, mit der ein franzöſiſcher Politiker die Tendenz verfolgte, Öſterreich als den immer noch gefährlichſten Feind Frankreichs hinzuſtellen, um damit das alte Syſtem der Allianzen und Verbindungen aufs neue zu ſtützen. Aber er hätte doch ſo viel nicht behaupten können, wenn die Kaiſerin aus dem Kriege weſentlich geſchwächt hervorgegangen wäre. Sie nahm zum mindeſten eine ebenſo ſtarke Stellung in Europa ein wie ihr Vater während der letzten Jahre ſeiner Regierung.

Sie ſelbſt freilich konnte das Ergebnis des Aachener Friedens nicht mit Befriedigung anſehen. Denn nicht nur keinen ihrer kühnen Entwürfe, die doch mehr als einmal der Erfüllung nahe ſchienen — auf einen Erſatz für Schleſien, den Wiedergewinn Neapels und der Avulsa Imperii — hatte ſie durchführen können: ſie mußte ſich mit neuen Verluſten abfinden. Wenn es ihr Ehrgeiz geweſen war, das väterliche Erbe ungeſchmälert zu behaupten und ihren Nachkommen zu überliefern, ſo konnte ſie dieſen Frieden, der zu dem Verluſte Schleſiens noch den der ganzen Entſchädigung, die Karl VI.

[1]) „Réponse au Mémoire qui a pour titre: Interêts de l'imperatrice ... négligés dans les préliminaires du 30 avril 1748" aus dem Archiv des auswärtigen Amtes in Paris mitgeteilt von Zevort, Le marquis d'Argenson 397 u. f., beſ. 401.

im Wiener Frieden für das damals abgetretene Neapel und Sizilien empfing, ja darüber hinaus auch noch den eines Stückes lombardischen Gebietes fügte, nur als eine schmerzliche Demütigung empfinden. Wohl, es lag vor der einunddreißigjährigen Fürstin noch ein halbes Leben. Aber wenn sie auch vielleicht im innersten Herzen eine leise Hoffnung auf einstigen Wiedergewinn des Verlorenen hegen mochte, ihr Verstand mußte ihr sagen, daß dies höchstwahrscheinlich Verluste auf immer waren. Erkannten ihr Mit- und Nachwelt den Ruhm einer Erhalterin des alten habsburgischen Reiches zu, vor sich selber mochte die hochstrebende Frau, die so gern dessen Mehrerin geworden wäre, einer Minderung desselben sich anklagen.

War mit dem Dresdener Frieden ihre Heldenzeit zu Ende gegangen, so schloß der Aachener Friede auch ihre Jugendzeit ab. Nicht der Zahl der Jahre nach freilich, aber für ihr inneres Wesen. Jener preußische Beobachter, dessen schon oben gedacht wurde, sieht schon 1746 in ihr die ersten Anzeichen einer neuen, härteren, illusionsärmeren Sinnesart, wie sie dem reiferen Alter eigen ist. Und er hörte sie einmal sagen: um nichts in der Welt möchte sie noch einmal zu leben anfangen. In den zwei Jahren, die seitdem vergangen waren, hatten sich diese Zeichen des Abschiedes der Jugend stark vermehrt. Bezeichnend ist der Eindruck, den ein Gesandter, der nach längerer Abwesenheit im Sommer 1748 nach Wien zurückkehrte, von ihr damals empfing: „Ich fand Ihre Majestät sehr verändert; es schien mir, als ob sie alles anekelte und daß die Krone schwer auf ihrem Haupte laste[1])."

Innere Politik und Verwaltung 1740—1748

Es ist kein Zweifel: der Kampf um die Erhaltung ihres Erbes, der Krieg gegen Preußen, Bayern, Frankreich, Spanien, die Vorbereitung zu immer neuen Feldzügen, die Verhandlungen mit den Bundesgenossen und zeitweise mit den Gegnern bilden den Hauptinhalt des Lebens Maria Theresias in

[1]) Graf Philipp Rosenberg an Grafen Ulfeld: Khevenhüller-Schlitter 516.

den Jahren 1740 bis 1748. Aber sie erschöpfen dieses doch bei weitem nicht. Vor allem die innere Verwaltung, wenn sie sich auch einstweilen in den hergebrachten Bahnen weiterbewegte, nahm sie von Anfang an in hohem Grade in Anspruch.

I.

Sofort bei ihrem Regierungsantritt mußte die Institution der Stände ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Am stärksten war diese noch in Ungarn. Wie wir gesehen haben, wurde die Frage nach der Einberufung des dortigen Reichstages bereits in den allerersten Besprechungen der jungen Fürstin mit ihren Ministern aufgeworfen. Als dieser dann zusammentrat, hatte sich Maria Theresia mit seinen Ansprüchen und Forderungen auseinanderzusetzen; sie fügte sich denselben, soweit sie ihr durch die Verfassung und die unter ihrem Vater geübte Praxis begründet schienen. Versuche zu neuen Zugeständnissen sahen wir sie standhaft zurückweisen.

Aber auch in den deutsch-böhmischen Erbländern hatte es Maria Theresia zu erfahren, daß in dieser Institution noch ein Rest von eigenem Willen und Widerstandskraft lebte.

Die Stände von Niederösterreich, die ihren Sitz in Wien, in unmittelbarer Nähe der Hofburg hatten, leisteten ihr einen Monat nach ihrer Thronbesteigung die herkömmliche feierliche Huldigung. Ebenso wie in der ersten Versammlung der Minister ergriff die Königin auch hier das Wort. Schwierigkeiten bereitete ihr diese Körperschaft zunächst keine; diejenigen ihrer Mitglieder, die etwa Bedenken hatten, die finanziellen Forderungen, mit denen sie sofort an die Stände herantrat, zu bewilligen, wurden, wie jener Prälat, sobald sie vor ihr in Audienz erschienen, durch den Reiz ihrer Persönlichkeit zum Nachgeben veranlaßt.[1]) Auch in den folgenden Jahren gab es hier keine bedeutenden Reibungen.

Wenn ihr dagegen die Stände von Oberösterreich und Böhmen bald sehr viel zu schaffen machten, so war dies nicht im Wesen der Institution begründet, es war nicht die Folge einer Opposition gegen Forderungen ihrer Regierung, sondern

[1]) S. oben S. 58.

einzig und allein die Wirkung der bayerischen Besitzergreifung jener Länder. In Oberösterreich wenigstens ist die Huldigung, die die Stände dem angemaßten neuen Landesherrn erwiesen, nicht auf deren eigenen Impuls zurückzuführen; sie wurde von den meisten Mitgliedern erst auf ausdrückliche Aufforderung geleistet, weil diese nunmehr die Sache Maria Theresias für verloren ansahen[1]). Die Königin war trotzdem so empört darüber, daß sie, wie wir aus einer Gegenvorstellung Bartensteins erfahren, sogar daran dachte, die ständische Verfassung des Landes ganz zu beseitigen[2]). Davon stand sie denn auch ab und begnügte sich mit der Bestrafung der Schuldigen, ja auch da milderte sie, nachdem ihr erster Zorn verflogen war, die ursprünglichen Urteile vielfach. Im März 1742 war sie mit den Ständen als Körperschaft schon wieder versöhnt; sie befahl, ihnen zu erklären, daß man „in Gnaden wegen der dortigen Umstände denen Ständen diesen Passus insgesamt in Vergessenheit setzen will, nicht zweifelnd, daß selbe nicht weniger Leichtigkeit, sowohl in Bewilligung und Richtigstellung deren Postulatorum, als auch in anderen landesfürstlichen Dienstesangelegenheiten nun und künftig bezeigen werden, als viele derselben bei dieser nichtigen Huldigung bezeigt haben". Vier Monate später konnte sie ihnen bereits wieder ein gutes Zeugnis ausstellen: „Die Stände haben so viel Eifer und Treue vor mich bezeiget, daß mich von selben erwarte, daß sie keinen Mir unangenehmen Mann und suspecten unter ihnen leiden möchten." Im Juni 1743 kam sie nach Linz und nahm die Huldigung der Stände persönlich entgegen. Khevenhüller schildert in seinem Tagebuch ausführlich den Hergang dabei: Um 8 Uhr begleiteten die Stände die Königin in die Pfarrkirche, wo der Prälat von Kremsmünster das „Veni, Sancte

[1]) Schwerdfeger, Der bayerisch-französische Einfall in Ober- und Niederösterreich und die Stände des Erzherzogtums: Arch. f. österr. Gesch. 87 (1899) 375 u. f.

[2]) Arneth 2, 463 A[29]. Bartenstein verweist u. a. darauf, daß eine solche Maßregel „nicht anderst als von schädlichster Wirkung in Böhmen" sein würde, und mag mit diesem Argument am meisten Eindruck auf seine Gebieterin gemacht haben. Die böhmischen Stände hätten sich dann wohl nur um so fester an Karl Albert geschlossen, da sie ja das gleiche Schicksal hätten fürchten müssen, wenn Maria Theresia wieder in den Besitz des Königreiches gekommen wäre.

Spiritus" anstimmte und das Hochamt zelebrierte. Die Königin ließ sich „wegen ihres gesegneten Standes" hin und zurück in einer Galasänfte tragen; bei der Zurückkunft gab sie der ständischen Deputation, die sie zur Entgegennahme der Erbhuldigung einlud, in ihrem Wohnzimmer Audienz, dann verfügte sie sich in die Ritterstube des Landhauses, wo der Actus homagialis „antiquo ritu" vor sich ging. Der Graf Seilern als österreichischer Hofkanzler hielt die erste Anrede, „worauf die Königin selbsten mit ihrer bekannten liebreichen Stimme und hertzigen Contenance zu reden anfing, jedoch beflissentlich nur in denen gewöhnlichen Generalibus verbliebe und von allem praescendierte, was bei letzterer Revolution vorbeigegangenen Mißhandlungen und Illegalitäten berühren und rappellieren dörfte." Zuletzt bestätigte die Königin sämtliche Privilegien des Landes und der Stände[1]).

Auch an der Landesverfassung Böhmens änderte Maria Theresia nichts, obwohl die Stände hier stärker kompromittiert waren als in Oberösterreich. Unmittelbar nach der Wiedereinnahme Prags setzte sie eine Untersuchungskommission ein, die vor allem die Protokolle über die Sitzungen der Stände während der bayerischen Herrschaft sowie die Huldigungsakte mit Beschlag belegte und durchsuchte; darnach wurde ein Ausweisungsbefehl gegen alle Personen, die Karl Albert als König von Böhmen gehuldigt hatten, erlassen: der Erzbischof von Prag, der Domprobst, der Domdechant von St. Veit und zahlreiche Mitglieder der vornehmsten Adelsfamilien des Landes — die Nostitz, Wrbna, Sternberg, Kinsky, Kaunitz, Lützow, Waldstein — wurden dadurch betroffen. Aber viele von ihnen, wenn sie sich nur halbwegs rechtfertigen konnten, und selbst ohne dies, wurden bald wieder zurückberufen, ja in ihre vorigen Stellen eingesetzt. Im Anfang zwar sträubte sich die Königin, den allzu nachsichtigen Anträgen der böhmischen Hofkanzlei Folge zu geben: „Ich bewundere diese der Kanzlei Proposition," schrieb sie einmal auf den betreffenden Vortrag; „es ist ein für allemal bei mir festgesetzt, daß, wer von meinen Untertanen ohne meine Erlaubnis in fremde Militär-, Zivil- oder Hofdienste treten oder auch nur einen Titel oder andere

[1]) Khevenhüller-Schlitter zum 25. Juni 1743, 159 u. f.

Ehrenzeichen annehmen wird, auch in Friedenszeiten bei mir sehr übel angesehen und nichts mehr in meinem Dienst zu hoffen haben wird. Von dieser Resolution ist kein Geheimnis zu machen, und sie hat zur Regel allen zu dienen." Als die Hofkanzlei die Wiederanstellung eines Freiherrn von Bechinie, der dem Kurfürsten als Stadthauptmann der Kleinseite gedient hatte, beantragte, erklärte sie: „Es ist künftighin für solche Leute zu keinem Dienst und zu keiner Gnade einzuraten. Ein anderes ist es, sie aus Clemenz freizusprechen, und ein anderes, ihnen Gnaden auszuteilen, wo doch noch etwelche sich vorfinden, die durch ihre Treue solche verdienen[1])." Aber auch daran hielt sie nicht lange fest, und der Institution der Stände selbst trat sie hier so wenig nahe wie in Oberösterreich. Im April 1743, früher noch als nach Linz, kam sie nach Prag zur Huldigung und der in Böhmen noch üblichen Krönung. Allerdings, es sind Anzeichen, daß sie mit Widerwillen kam und das Geschehene nicht so leicht verwinden konnte. Als der von ihr doch so hochgeachtete Kanzler Philipp Kinsky gegen ihre Anordnungen bezüglich der Krönung als nicht ganz dem Herkommen entsprechend Bedenken erhob, wies sie diese ziemlich unwirsch ab: „Ist also alles auf die Resolution vorzubereiten, indem ohnedies ‚grandig' sein werde, also nicht zu vermehren ... Es bleibt bei der Resolution, ohne eine Stunde zu ändern." Und nach der Übergabe der Krönungsinsignien an sie schrieb sie ihm: „Die Kron ist hier, habe selbe aufgehabt, ist schwerer als die von Preßburg, siehet einem Narrenhäubel gleich[2])." Indes ließ sie doch die Zeremonie mit allem hergebrachten Pomp vollziehen und bestätigte gleichfalls die ständischen Privilegien.

Einige Konflikte hatte sie in dieser Periode mit den inneröstereichischen Ständen. Aber eben diese gaben ihr Anlaß, den Vorwurf, als hätte sie gegen die Institution der Stände selbst etwas einzuwenden und hege die Absicht, die historischen Rechte derselben zu kränken, zurückzuweisen. Im Dezember 1742 legten ihr die Minister eine Kontributionsberechnung der steier-

[1]) Arneth 2, 230. Es wird nicht überflüssig sein anzumerken, daß alle die Stellen, um die es sich handelte, nur aus dem landständischen Adel besetzt wurden.

[2]) Folkmann a. a. O. 63. von Arneth zit. a. a. O. 246.

märkiſchen Landſchaft vor, die ſie ſich zu unterfertigen anfangs weigerte; einige Poſten ſchienen ihr anfechtbar, und ſie verlangte über dieſe einen eingehenden Bericht. Die Miniſter verwieſen darin auf den zwiſchen den Ständen und ihrem Vater geſchloſſenen Rezeß, der jene Poſten rechtfertige. Nun gab ſie ſofort ihre Unterſchrift: „Wider die Rezeſſe will ich nicht handeln", bemerkte ſie[1]). Vier Jahre ſpäter machten die Stände von Kärnten und Krain Schwierigkeiten bei der Flüſſigmachung der Kontribution und wollten durchaus nicht nachgeben. Sie drohte den „renitenten Ländern" mit Exekution, gab bereits den Befehl, den Prinzen von Hildeburghauſen mit dieſer zu betrauen, die nötigen Kreditive für ihn auszuſtellen. Aber in dem Brief an den Miniſter Grafen Dietrichſtein, in dem ſie das tut, erklärt ſie doch zugleich: „Die eigene Sicherheit der Länder verlangt es, und ich gedenke nicht im mindeſten ihre Privilegien zu kränken, daß es eine freiwillige Verwilligung ſei[2])."

II.

Die ſtaatliche Verwaltung und die Juſtiz in oberſter Inſtanz ſowie die Kontrolle über die ſtändiſche Adminiſtration und Rechtspflege wurden, als Maria Thereſia die Regierung antrat, von der Konferenz, die wir bereits als wichtigſtes Organ auch der auswärtigen Politik und des Kriegsweſens kennengelernt haben, dann von den Hofkanzleien — der öſterreichiſchen, böhmiſchen, ungariſchen und ſiebenbürgiſchen, dem niederländiſchen und dem italieniſchen Rat —, von der Hofkammer, die die höchſte Finanzbehörde war, von dem Hofkriegsrat, dem wir gleichfalls ſchon wiederholt begegnet ſind, beſorgt. Alle dieſe Stellen blieben zunächſt erhalten, doch nahm Maria Thereſia auch ſchon in dieſer Periode einige Änderungen an ihnen vor. Zuerſt an der öſterreichiſchen Hofkanzlei. Nach des Präſidenten Grafen Sinzendorfs Tode (8. Februar 1742) trennte ſie von ihr die „Staatskanzlei" ab und übertrug dieſer die Agenden, die eine Beziehung zu den auswärtigen Angelegenheiten hatten, ferner auch, wie ihre Reſolution be-

[1]) Konferenzprotokoll vom 28. Dezember 1742. Archiv des Min. d. J. 4, H. 3.

[2]) Briefe 4, 172 (15. März 1746).

ſagt, „inſoweit ein (öſterreichiſcher) Hofkanzler ſonſt respectu der Hofämter eine Influenz gehabt". Einen wirklichen Einfluß aber gewann die neue Kanzlei, an deren Spitze Graf Ulfeld trat, auf die auswärtigen Geſchäfte einſtweilen nicht: es blieben dieſe nach wie vor die Domäne der Konferenz[1]). Zu einer weiteren Reform derſelben Hofkanzlei entſchloß ſich Maria Thereſia anfangs 1745. Es waren im Schoß dieſer Behörde ſelbſt öfters Klagen laut geworden, daß ſie aus Mangel an Perſonal die Prozeſſe, die ihr zur Reviſion vorgelegt wurden — denn die Hofkanzleien vereinigten nach damaligem allmeinen Brauch die höchſte Adminiſtration mit der höchſten richterlichen Kontrolle — nicht mehr rechtzeitig erledigen könne. Die Kanzlei ſchlug deshalb die Übertragung dieſer Agenden an einen beſonderen judiziellen Senat vor, der aber bloß aus ihren eigenen Hofräten gebildet ſein ſollte. Die Königin iſt einverſtanden: „Gar wohl iſt gefaßt dieſe Note," reſolvierte ſie, „will es alſo dies Monat probieren, daß Kuefſtein, Harrach, Cetto und Hitter dreimal die Wochen zuſammentreten; mir die Tage zu benennen und ohne Erlaubnus von mir oder gleich und wann es auch ſein kunnte, ehender zu berichten, damit einen andern benennen kunnte, wann einer oder anderer erkrankte." Auf einen zweiten Bericht ohne Datum, der dieſelbe Klage anſtimmt und neuerliche Vorſchläge bringt, „wie die Juſtiz bei dem öſterreichiſchen Reviſorio zu befördern", äußert ſie ſich eingehender: „das Reviſorium in ſich iſt vor mich höchſt nötig, weilen in dieſen Sachen gar nicht informieret bin und eine der größten Schuldigkeit eines Fürſten die Juſtiz zu adminiſtrieren iſt"; aber es ſolle „noch beſſer inſtand geſetzt werden", jeden Monat möge man ihr „eingeben", was ausgearbeitet wurde, und wer über die einzelnen Prozeſſe referiert; „auf das längſte" in 14 Tagen ſei je einer zu beenden, deshalb müſſe mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage alle Tage, ohne Ferienzeit oder Poſttage auszunehmen, gearbeitet werden; wenn einer der Räte ausbleibe, ſei es ihr am ſelben Tag noch zu melden und auch die Urſache, warum, damit ſie gleich einen andern dazu „benennen" könnte und nur ja nichts aufgehalten wird. Der neue Senat hat ſich nur mit der Auf-

[1]) Fellner-Kretſchmayer, Die öſterr. Zentralverwaltung 1[1], (1907), 168.

arbeitung der bis Ende 1744 eingelaufenen Prozesse zu beschäftigen, die laufenden Prozesse sind von den übrigen Räten zu erledigen[1]). Wer wird da nicht staunen? Es war dies die Zeit, in der sie von dem Tod der Schwester bedrückt war, die Fortsetzung des Krieges auf drei Schauplätzen vorgesehen, die Instruktionen an Rosenberg in St. Petersburg wegen der Bottaaffäre, an Esterházy in Dresden wegen eines engeren Anschlusses an Sachsen ausgefertigt werden mußten. Und da findet die siebenundzwanzigjährige Fürstin noch Zeit, Lust und Kraft, sich mit den internen Verhältnissen an einem Gerichtshof zu befassen, wie ein Amtsvorstand den regelmäßigen Besuch und den Fleiß der Beamten zu kontrollieren!

Indes blieb sie auch bei dieser Einrichtung nicht stehen. Der neue Senat entsprach ihren Erwartungen nicht, und schon am 27. Februar 1745 bestellte sie ein „höchstes Revisionsgericht"; sie benützte hiezu den außerordentlichen Gerichtshof, den sie ein Jahr zuvor zur Verhandlung des Falles Botta aus Räten der verschiedenen Hofstellen gebildet hatte, und behielt sich vor, „um ihr zartestes Gewissen zu entladen, auch andere sich etwa ergebende Vorfallenheiten diesem Spezialgericht zu übergeben[2])." Die Hofkanzlei erhob gegen die neue Institution, weil sie eben nicht bloß aus ihren eigenen Mitgliedern zusammengesetzt war, Vorstellungen, aber vergebens: im Dezember d. J. stattete die nunmehrige Kaiserin die Revisionsstelle mit neuen Arbeitskräften aus; die betreffende Resolution schloß mit den Worten: „Ich entschütte mich meines Gewissens völlig auf dieses Revisorium, welches es bei Gott zu verantworten haben wird." Dem Hofkriegsrat nahm sie noch als Königin den Anteil, den er bis dahin (1742) an den auswärtigen Angelegenheiten gehabt hatte, indem er mit der Pforte in direktem Schriftwechsel stand; die Staatskanzlei trat hier an seine Stelle. 1745 erhielt der Hofkriegsrat eine neue Instruktion, und 1746 wurde das sog. Hofkriegskommissariat, bis dahin ein Departement desselben, eine unmittelbare Hofstelle, d. h. es berichtete von da an direkt an die Kaiserin, womit sie sich wieder eine neue Arbeitslast aufbürdete. Übrigens beteiligte

[1]) Ebd. 502, 506.
[2]) Ebd. 507.

maria Theresia

Maria Theresia

Nach einem Gemälde von Meytens

K. K. Schulbücherverlag, Wien und Prag

sie sich auch eifrig an der Ausarbeitung der Instruktion für die neue Stelle[1])

Den größten Raum in den Beratungen über innere Angelegenheiten nahmen die Finanzsachen ein, mit denen sich nicht nur die Hofkammer und eine Reihe dieser neben- oder untergeordneten Stellen — die Finanzkonferenz (bis 1741), die Bankalität (bis 1742), die Ministerialbankodeputation (von 1746 an unmittelbare Hofstelle) — sondern auch die Konferenz selbst zu beschäftigen hatte. Hier kam wohl alles, Wichtiges und Unwichtiges, vor die Augen der Monarchin. Die Beschaffung der Mittel für das Heer und das Staatsschuldenwesen waren die vornehmsten Probleme. Gewöhnlich arbeitete Bartenstein die Jahresvorschläge aus; er hatte nicht nur einen Überblick über die Einnahmen und Ausgaben, er war auch im einzelnen fast überall orientiert: „Die sämtlichen Fundos wird Bartenstein ausarbeiten", berichtete einmal Ulfeld der Kaiserin (1746) und sie darauf: „Es ist doch wahr, Bartenstein ist die Seele des hiesigen laulichten Corpo." Mit Ende des Jahres 1743 wurde die finanzielle Lage besonders traurig. Es fehlten nicht nur die nötigen Summen für den nächsten Heeresbedarf, man war auch mit den Beamtengehalten sehr im Rückstand. Maria Theresia befahl zunächst die „unverschuldeten Gefälle", d. h. diejenigen, die nicht verpfändet waren, zusammenzusuchen und zur Besoldung der Beamten zu verwenden. Indes reichten die da zur Verfügung stehenden Beträge nicht aus; Hofkammer und Konferenz waren ratlos: es hieß, es fehle nicht an Fundis, d. h. an eventuellen Einnahmequellen, aber sie könnten nicht so rasch flüssig gemacht werden; an Barschaft mangle es. Damit gab sich die Königin nicht zufrieden; sie ordnete neue Beratungen an, und als sie von diesen eine Zeitlang nichts hörte, drängte sie: „Ich verlange eine Antwort, denn an der Zeit liegt alles . . . bis morgen spätestens verlange die Antwort[2])." Schließlich übernahm es der Hofkammer- und Bankalitätsrat, Franz von Wiesenhütter, ein geborener Frankfurter, Neffe von Doblhoff und Schwieger-

[1]) Österr. Erbfolgekrieg 1[1], 306 u. f., Fellner-Kretschmayer 1[1], 450 u. f.

[2]) 16. November 1744, bei Beer, Die Staatsschulden und die Ordnung des Staatshaushaltes unter Maria Theresia 1 (1894), 78.

ſohn Bartenſteins, die nötigen Summen durch Kredit zu beſchaffen, doch erklärte er eine Deckung für unerläßlich. Dazu ſchlug die Hofkammer eine beſtimmte Summe aus den Kontributionen der Länder, ferner Beträge aus den ungariſchen Bergwerken und ein Anlehen bei der Stadtbank vor. Die eigenhändige Reſolution der Königin (26. Jänner 1745) lautete hierauf: „Wegen der mehreren Belegung des Contributionale iſt nicht zu gedenken. Wegen der hungariſchen Bergwerken approbiere es, aber jedoch dasſelbe nebſt denen übrigen zur Intereſſenbezahlung gewidmeten Fundis bloß zu ſolchen und nicht zu Kapitals(rück)zahlung ohne mein Vorwiſſen anzuwenden. Von halb zu halb Jahren mir eine Rechnung darüber zu legen, dann den Überſchuß von dorten vor mich aufbehalten, dann keine Vermiſchung zwiſchen Intereſſe und (den zu) Kapitalsbezahlungen deſtinierten Fundis haben mag. Wegen deme, was von Banko gemeldet wird, approbiere es . . .[1])“ Man ſieht, wie tief die Frau auch in dieſe verwickelten Dinge einging. Mit dem Verbot, eigenmächtige Kapitalsrückzahlung an einzelne Staatsgläubiger zu machen, während andere nicht einmal die Intereſſen regelmäßig erhielten, legte ſie den Finger auf die Hauptwunde des damaligen Staatsſchuldenweſens. Es hatte ſie freilich hierauf ſchon Bartenſtein aufmerkſam gemacht: ſchon im Oktober 1743 ſchrieb er gelegentlich der Vorlage des Budgets für 1744: „So ſehr ich aber gleich wünſchte, daß das Schuldenquantum von nun an noch weiter gemindert werden könnte, ſo wenig finde, daß derzeit daran zu gedenken möglich ſeie. Auswärts begriffen es die Leute noch mehr denn hier, und wann nur die Intereſſen in Ordnung und Richtigkeit kommen, ſo hat man keinen Mißkredit zu ſorgen, ſondern ehender die Wiederaufnahme des Kredit anzuhoffen.“ Dann verwies er auf die oben berührte Ungerechtigkeit und fährt fort: „Ich getraute mich wohl, den Kredit wieder emporzubringen, außer man wollte ihn in andere Wege durch Bedruckung derer vermöglichen Häuſer und ſonſtige Ungleichheiten aus Neid und Scheelſucht gefliſſentlich zu Boden werfen[2]).“ Die Bartenſteinſche Ermahnung ſcheint

[1]) Ebd. 82.

[2]) H.-, H.- u. St.-Arch. Konf.-Prot. 1743, 10—11, Faſz. 93 (10. Okt.)

doch gefruchtet zu haben, denn am 4. April 1745 beruhigte der Hofkammerpräsident die Königin: die in Betracht kommenden Fonds reichten nur zur Bezahlung der Zinsen hin, an Kapitalien könne nichts zurückgezahlt werden. Dies veranlaßte wieder eine eigenhändige Randbemerkung Maria Thereſias: „Approbiere es alſo völlig. Ware nur ein Mißverſtand in meiner Reſolution, dann gemeint, daß jetzt neben Intereſſen auch etwas zuweilen an Kapital bezahlt wird[1]." Wieſenhütter gelang es, beträchtliche Summen aufzubringen, aber die zu ſeiner Verfügung geſtellten Staatseinnahmen gingen nicht rechtzeitig ein, ſo daß er ſchon die erſten Zinſenraten nicht vollſtändig bezahlen konnte. Er bat deshalb ſchon im September 1746 um Enthebung von der Direktion des Schuldenweſens. Die Kaiſerin bewilligte ſie ihm mit dem Ausdruck der Zufriedenheit, er erhielt eine anderweitige Verwendung, beſonders in Münz- und Bergwerksſachen. Seine Gegner erhoben nun Anklage gegen ſeine frühere Gebarung, die Kaiſerin betraute eine Kommiſſion mit der Unterſuchung. In einem Handſchreiben an den Präſidenten derſelben ſprach ſie ihr volles Vertrauen zu Wieſenhütter aus: „Ich werde ſolchen nie fallen laſſen, noch weniger zugeben, daß ihme wider die Billigkeit was zugemutet werde." Aber die Kommiſſion ſoll alles ins klare ſetzen: „erſtlich den wahren Statum, was er, Wieſenhütter, ſucceſſive vorgeſchoſſen, was er zur Sicherſtellung dieſes Vorſchuſſes vor Fundos überkommen, wie viel aus dieſen Fundis eingegangen, wie viel und warum zurückhaften, mithin inwieweit derſelbe annoch in Vorſchuß ſtehe, damit man ihne diesfalls ganz ſicher ſtellen könne. Andertens ob derſelbe ſich einiger Stadt Banco-Gelder wie auch einiger Fundis, der vor das 1746. Jahr gehörig iſt, ſchon praevaliret habe, welchergeſtalten und wohin, damit man wiſſen möge, was für Fundi vor das 1746. Jahr übrig bleiben. Drittens, ob er auf dieſes ſchon eingetretene Militärjahr ſeine Dispoſitionen gemacht habe, damit die Militär-Erforderniſſe beſtritten werden mögen, auf wie viel Monaten ſelbe zulänglich ſeien als nämlich vor die Löhnungen und Ordonnanz-mäßige Gebür, item Rekrutier-, Remontierung-, Artillerie-, Pontons-, Proviant- und

[1]) Beer a. a. O. 83.

übrige Kriegsnotdurften." Die Kommission hat also genug zu beantworten. Dabei ist es der Kaiserin nicht sehr um Wiesenhütter zu tun, von dessen korrekter Gebarung sie um so sicherer überzeugt sein konnte, als er eigentlich nie ohne ihre und ihres Gemahls Kontrolle hatte vorgehen können[1]), sie will aber einen Einblick in die ganze finanzielle Situation haben[2]): Endzweck dabei ist die Armee; aus ungefähr gleichzeitigen Briefen an Dietrichstein ersehen wir, wie sie vor allem darauf bedacht ist, daß von den für diese bestimmten Geldern kein Kreuzer anderweitig verwendet wurde[3]).

Übrigens hat sie später keinen Hehl daraus gemacht, daß ihr für die finanzpolitischen Angelegenheiten, namentlich die Staatsschuldensachen, das rechte Verständnis fehle. Immer mehr überließ sie deshalb dieses Gebiet dem Gemahl, der dafür Interesse und Geschick hatte. Als sie im Februar 1746 wieder einmal einer Entbindung entgegensah, wies sie Dietrichstein an, nicht nur während des Kindbettes alles an den Kaiser zu leiten, sondern auch „fürs Künftige die ganzen Münz- und Bergwerkssachen direkt an den Kaiser allein, aber auch alles, was in Geldsachen cameraliter oder militariter sein mag[4])." Doch bezieht sich dies mehr auf Einzelsachen; sie hörte doch nicht auf, sich auch über die finanzpolitischen Fragen Vortrag halten zu lassen, überließ wenigstens die prinzipiellen

---

[1]) Am 24. Februar 1746 gibt sie Dietrichstein den Auftrag, keine Obligationen mehr ausstellen zu lassen, ohne daß es ihr früher vorgetragen wird, Wiesenhütter „keinen Kreuzer heraufkommen zu lassen, ohne sich verantwortlich zu machen." Briefe 4, 171.

[2]) Die Auskunft, die ihr die Kommission auf die obigen Fragen gab, muß sie nicht befriedigt haben, denn sie befiehlt bald darauf aufs neue: „Verlange eine klare Auskunft des Schuldensystema wegen, was und wer bezahlt, und Interesse und Capitali dieses Jahres." Beer a. a. O. 87.

[3]) „Alles was von den excindierten 2 Millionen einkommt, soll Schröder, der Kriegszalmeister in einer a parte Cassen verwahren und nichts davon ohne ihren eigenen positiven Befehl ausfolgen außer für die verwiesenen Posten", die „sie selbst anmerken wird" ... „Prandau ist zu befragen, ob er dafür einsteht, daß 200000 fl. bei der Postierung in der Cassa waren und zu nichts anderem angewiesen als für den Unterhalt der Truppen" (aus einem undatierten Brief, der aber wohl ins Jahr 1745 gehört) und „vom Militärwesenfonds nichts im mindesten zu distrahieren": 12. September 1745: Briefe a. a. O. 165.

[4]) 24. Februar 1746. Ebd. 171.

Entſcheidungen keineswegs ganz dem Gemahl, ja enthielt ſich auch in den untergeordneten Angelegenheiten durchaus nicht jeder eigenen Anſicht und Willensmeinung.

Neben den Anlehen wurden zur Beſtreitung der Kriegskoſten früh ſchon neue Steuern herangezogen. In anderem Zuſammenhang wurde bereits der Vermögensſteuer vom Dezember 1745, der Kopfſteuer von 1746 gedacht[1]). Es waren dies im 18. Jahrhundert ganz allgemein übliche Auskunftsmittel und in keiner Weiſe charakteriſtiſch für die neue Regierung. Aber ſchon um 1744 ſcheint die Kaiſerin zur Überzeugung gelangt zu ſein, daß eine radikale Reform des geſamten Steuerweſens notwendig ſei. Die Anregung dazu hat, wie ſie das in ſpäteren Aufzeichnungen ſelbſt ausdrücklich ſagt, Graf Friedrich Wilhelm Haugwitz gegeben. Dieſer, um 1700 geboren, ſtand in den erſten Jahren nach dem Breslauer Frieden an der Spitze der Landesverwaltung von Öſterreichiſch-Schleſien, als deren Organ damals ein königliches Amt in Troppau geſchaffen worden war. In dem Wirkungskreis dieſer Behörde erſchien von Anfang an die Tendenz nach Verſtaatlichung der Steuerverwaltung — die bis dahin und überall in den öſterreichiſchen Ländern ſo gut wie in Ungarn oder den Niederlanden auch weiterhin ſtändiſch blieb — und Vereinigung derſelben mit der politiſchen Adminiſtration in den Umriſſen angedeutet. Für den unter öſterreichiſcher Herrſchaft verbliebenen Teil des Landes wurde eine Neuberechnung der auf ihn nun entfallenden Steuerquote nötig, die mit Hilfe eines neuen Steuerkataſters zu einer gerechten Verteilung gelangen ſollte. Hierüber erſtattete Haugwitz, wahrſcheinlich im Dezember 1743, und zwar über die Hofkanzlei hinweg, direkt an den Großherzog, deſſen Vertrauen er zuerſt gewonnen haben ſoll, und an die Königin eingehende Vorſchläge, die ſich erhalten haben und für die große Reform der geſamten Verwaltung in den folgenden Jahren richtunggebend geworden iſt. U. a. wird darin dargelegt, wie, unbeſchadet der ſtändiſchen Privilegien, das Kontributionsweſen in Öſterreichiſch-Schleſien ſaniert werden könnte: wenn die für die Staatsnotwendigkeiten vom Lande zu leiſtende Beiſteuer als eine freie Ver-

[1]) S. oben S. 129, 193, 289.

willigung der Stände anerkannt werde, so sei damit das ständische Privilegium gewahrt; die einmal geschehenen Verwilligungen seien aber alsdann nicht mehr als ständische, sondern als königliche Steuergelder anzusehen und für deren richtige und rechtzeitige Eintreibung von Staats wegen Vorsorge zu tragen. Dabei wird auf die Preußen inkorporierten schlesischen Gebieten hingewiesen, in denen eine solche Einrichtung bereits bestehe. Nach diesem preußischen Muster will Haugwitz das Steuerwesen in Österreichisch-Schlesien geordnet haben: die Repartition des Kontributionsquantums soll nicht mehr von ständischen Organen, sondern von dem königlichen Gubernium selbst vorgenommen werden, die ständischen Steuerämter durch königliche ersetzt werden. Nach preußischem Muster empfiehlt Haugwitz auch eine Ablösung der üblichen Naturalleistungen für militärische Bedürfnisse: der Staat soll die Verpflegung, Unterbringung und Bekleidung der Truppen — im Gegensatz zur bisherigen Übung — in eigene Regie übernehmen, wodurch die beständigen Reibungen zwischen den ständischen und militärischen Behörden, der Bevölkerung und den Truppen ein Ende finden würden. Zuletzt schlägt er auch für den Fall, als ganz Schlesien, was man damals noch hoffen durfte, zurückerobert werden sollte, die Errichtung eines eigenen Dikasteriums für Schlesien in Wien vor, das, aus dem damals geltenden Schema der Zentralverwaltung herausfallend, die politischen Agenden der Hofkanzlei mit den finanziellen der Hofkammer vereinigen würde und so direkt dem Generalfinanzdirektorium in Berlin nachgebildet gewesen wäre. Um staatsrechtlichen Bedenken zu begegnen, verweist er darauf, daß der böhmischen Hofkanzlei ja immer noch das „Judiciale" bleiben würde[1]). Zur Bildung dieser neuen Behörde kam es nicht, weil Öster-

[1]) Dies wie das Folgende nach einem Vortrag von Dr. Joseph Kallbrunner, „F. W. Graf Haugwitz und die Reform von 1749", gehalten am 23. Mai 1916 in der „Historischen Gesellschaft" in Wien (ungedruckt), der wohl seinerzeit in die Fortsetzung der Fellner-Kretschmayerschen Geschichte der österr. Zentralverwaltung Aufnahme finden wird, von der überhaupt eine quellenmäßige Darstellung der Genesis der großen Reform von 1749 und dieser selbst zu erwarten ist. Denn sowohl Arneth, wie Felgel in dem überaus knappen Art. der A. D. B. über Haugwitz, die beide wohl nur auf den Denkschriften der Kaiserin von 1751 und 1756 (s. unten) und den Berichten von Fürst fußen, lassen uns hier vielfach im Stich.

reichisch-Schlesien zu klein war, aber die übrigen Vorschläge wurden in den wesentlichen Punkten im Frühjahr 1744 ausgeführt: den ständischen Organen des Ländchens wurden alle ins Steuerwesen einschlagenden Agenden genommen und den „fürstlichen Ämtern, Regierungen, minderen Standesherrschaften und sämtlichen Magistratibus" nur mehr die gerichtlichen Befugnisse (judicialia) belassen. In einem späteren Vortrag über das schlesische Steuersystem bemerkt Haugwitz, welche Aussichten es eröffnen würde, „wenn dergleichen Cynosur nach dem preußischen Fuß in Ihro Maj. sämtlichen Landen jemals platzgreifen könnte" und daß „inzwischen das kleine Land Schlesien hinkünftig zu einem sicheren und guten Modell dienen könnte." Eine ähnliche Reform wie in Schlesien folgte im Jahre 1747 in Krain und Kärnten, die gleichfalls von Haugwitz angeregt wurde. Im Dezember 1746 war er als landesfürstlicher Kommissär in diese beiden Kronländer geschickt worden, über deren ständische Steuerwirtschaft schwere Klagen nach Wien gedrungen waren. Das Ergebnis seiner Mission war die Aufstellung eines landesfürstlichen, von der ständischen innerösterreichischen Oberbehörde zu Graz gänzlich losgelösten, den Wiener Zentralstellen direkt unterstehenden Behördenapparats. Es wurden geschaffen eine „Cameral-, Commercial- und politische Repräsentation" zu Laibach, gemeinsam für Krain, Görz, Gradiska und das gesamte Littorale, und eine ebensolche in Klagenfurt für Kärnten. Damit war die politische mit der Finanzverwaltung in einer Stelle vereinigt. Das „Judiciale" erlangte eine Sonderstellung: es wurde eine „königliche" Appellationskammer für Krain „mit den unierten Ländern" in Laibach, für Kärnten eine solche in Klagenfurt errichtet, und nur die Revision blieb der bis dahin allein kompetenten „geheimen Stelle" in Graz vorbehalten. Aber aus den folgenden steuerpolitischen und verwaltungstechnischen Maßnahmen in diesen Ländern geht hervor, daß der Hauptzweck der neuen Ordnungen hier ebenso wie in Schlesien fiskalischer Natur war: die vollständige Ausnützung der Finanzkraft dieser Länder für den Staat und durch den Staat direkt mit möglichster Beschränkung der ständischen Zwischenwirtschaft. Auch hier zog Haugwitz eine Schlußfolgerung für die Zentralverwaltung: noch im Jahre 1747 bean-

tragte er bei der Kaiserin die Schaffung eines Zentralorganes in Wien für die beiden Länder und drang damit durch: schon im Sommer desselben Jahres trat in Wien eine Hofkommission für Kärnten und Krain ins Leben, die trotz aller Opposition der alten Hofstellen von Anfang an unabhängig von diesen war und blieb. Sie ist gleichsam das Probestück im kleinen für das spätere „Directorium in publicis et cameralibus". Nach der Einführung der neuen Institution in den Provinzen Schlesien, Krain und Kärnten im Sommer 1747 erhielt Haugwitz von der Kaiserin den Auftrag, einen Finanzplan für sämtliche deutsch-böhmische Länder auszuarbeiten, durch den das Erfordernis zum Unterhalt eines stehenden Heeres von zirka 100000 Mann, später zur Verzinsung und Amortisation der Staatsschulden und endlich zur Bestreitung des sonstigen Hof- und Staatsaufwandes beschafft werden sollte. Er erbat sich die Erlaubnis, über seinen Plan mit dem böhmischen Kanzler Grafen Harrach und dem Präsidenten der Hofkammer Grafen Philipp Kinsky[1]) Beratungen abzuhalten. Diese bekam er nicht nur, Graf Harrach wurde von der Kaiserin gleichfalls aufgefordert, ein Finanzsystem, das den obigen Anforderungen Genüge leisten würde, zu entwerfen. Aus dem Meinungsaustausch, der sich hierüber entspann, ging als Endresultat ein völlig neues Finanzsystem hervor. Da dieses jedoch erst nach dem Aachener Frieden in Kraft trat (1. November 1748) und nur das erste Glied jener innerstaatlichen Neuerungen bildet, mit denen der Name des Grafen Haugwitz verbunden ist, so bleibt dessen Besprechung besser der Darstellung der zweiten Regierungsperiode der Kaiserin vorbehalten.

III.

Überraschend ist, daß eine Reform, die erst viel später in das politische Programm des Aufklärungszeitalters Eingang gefunden hat und auch von Maria Theresia erst in den letzten Jahren ihrer Regierung ernstlicher ins Auge gefaßt, aber erst von ihrem Nachfolger wirklich ausgeführt wurde, im Rate der jungen Fürstin bereits zur Sprache kam: die Aufhebung der

[1]) Nach dem Tode des alten Grafen Gundaker Starhemberg (1745) war Kinsky an dessen Stelle als Hofkammerpräsident getreten, Graf Friedrich Harrach zum obersten böhmischen Kanzler ernannt worden.

ſog. Leibeigenſchaft der Bauern, die eigentlich nur eine Erbuntertänigkeit war[1]), zunächſt in Böhmen. Wer die Anregung dazu gab, iſt nicht bekannt, ebenſo nicht, ob Maria Thereſia dabei eine eigene Anſicht äußerte, oder ob ſie die Diskuſſion der Frage ganz den Miniſtern überließ. In dem erhaltenen Referat heißt es: „Die Untertänigkeit völlig aufzuheben kann nie für tunlich gehalten werden, nachdeme kein Land iſt, ſo nicht zwiſchen den Herren und Untertanen ein Unterſchied eingeführt ſich befände, und dieſen von den Schuldigkeiten gegen jenen zu befreien, würde den einen zaumlos und den andern unzufrieden machen, allerſeits aber gegen die Gerechtigkeit verſtoßen[2])." Die Idee wurde hernach von Karl Albert als Kurfürſten von Böhmen aufgenommen und allen Bauern, die ſich für ſeine Sache gegen die öſterreichiſchen Truppen bewaffnen würden, die Befreiung von der Erbuntertänigkeit in Ausſicht geſtellt. Die Miniſter, die ja alle Großgrundbeſitzer mit erbuntertänigen Bauernſchaften waren, gerieten außer ſich; ſie drangen in die junge Königin, mit aller Energie gegen dieſe Verletzung ihrer Majeſtätsrechte einzuſchreiten. Sie verfügte denn auch, daß „das Edikt des Kaiſers ſowohl wie die von Belle-Isle erlaſſene Ausführungsverordnung als ſtrafwürdige Aufreizung der Untertanen der Königin durch Henkershand zu verbrennen ſei." Im letzten Moment ſcheute ſie vor dieſer Maßregel doch zurück und fügte dem Reſkript eigenhändig die Worte hinzu: „Wegen des Henkers habe ein Bedenken. Die gekrönten Häupter ſind ſich immer Ehrfurcht ſchuldig. Man möge die Schrift verbrennen, aber nicht durch jene unwürdigen Hände[3])." Im übrigen hat ſie aber die ſtrengen, ja grauſamen Maßregeln, die ihr die Miniſter vorſchlugen, ausführen laſſen. Die Dörfer, die das Patent Karl Alberts angenommen hatten, wurden verheert, ein Mann, der bei deſſen Verbreitung ergriffen worden war, geköpft, der Leichnam geviertelt. Sie hat ſpäter niemals mehr ſo harte Strafen vollziehen laſſen; von den Teilnehmern

---

[1]) Eigentliche Leibeigenſchaft beſtand in den öſterreichiſchen Ländern nirgends: S. Grünberg, Die Bauernbefreiung in Böhmen (1894) 1, 87 u. f.

[2]) Arneth 2, 489 A[41]. Grünberg ignoriert dieſe Epiſode völlig.

[3]) Ebd. 2, 111.

des böhmiſchen Abfalls ſelbſt wurde nur einer zum Tode verurteilt, aber auch dieſer im letzten Augenblick zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt.

IV.

Wiederholt erſcheint in den Konferenzprotokollen der erſten vierziger Jahre unter den Gegenſtänden der Tagesordnung das Schlagwort „Judenſachen“. Die Lage der Juden in Öſterreich war damals nicht anders als ſonſt in Deutſchland und Europa. Sie waren geduldet, ſtanden außerhalb der bürgerlichen Rechtsordnung, lebten in beſonderen Vierteln, mußten ein Abzeichen tragen und eine beſondere Steuer entrichten. Maria Thereſia brachte in ihre Regierung gegen ſie eine entſchiedene Abneigung mit, die ſich ſtärker äußerte, als dies jemals am Hofe ihres Vaters oder Oheims geſchehen war. Vielleicht war ſie ihr durch ihre geiſtlichen Lehrer eingeflößt, vielleicht nahm ſie auch erſt das, was ſie von Juden in Wien ſah, ſo gegen dieſe ein. Wenn ſie in eine der beliebteſten Andachtsſtätten des damaligen Hofes, das Kloſter der Siebenbüchnerinnen[1]), fuhr, berührte ſie das Judenviertel ganz nahe, ſah am Ausgang der dunklen Gäßchen, die von der Krebsgaſſe gegen den Kienmarkt führten, gewiß oft genug die ſeltſamen Geſtalten mit den gelben Abzeichen. Sagte ihr dann der Beichtvater, daß die Vorfahren dieſer Leute Chriſtum gekreuzigt hätten, ſo mochte das auf ſie als Kind ſchon einen tiefen Eindruck gemacht haben. Als ſie 1741 zur Krönung nach Preßburg fuhr und der Wagen die Judenſtadt, die damals den Abhang des Schloßberges einnahm, paſſierte, konnte ſie, wie der engliſche Geſandte bemerkt haben will, ihre „widrigen Empfindungen“ nicht unterdrücken[2]). 1742 ſchrieb ſie auf einen Bericht über die Aufhebung einer Waſſermaut in Ungarn eigenhändig: „Mein ernſtlicher Wille bei keiner Maut einen Juden und ſelbe alſobald abzuſchaffen, bei denen ſie noch ſein[3]).“ Verſtärkt wurde ihre Antipathie durch die Haltung der böhmiſchen, beſonders der Prager Judenſchaft während der bayeri-

[1]) Es nahm die Stelle ein, wo ſich heute die Marc Aurelſtraße gegen den Franz-Joſephs-Kai öffnet.

[2]) Raumer, Beiträge 2, 237. Von Arneth zit.

[3]) Hofkammerarchiv. Hungaria: 14. Dezember 1742.

ſchen und ſpäter der preußiſchen Okkupation: ſie wurde wenigſtens entſchiedener Feindſeligkeit gegen die öſterreichiſche Herrſchaft und lebhafter Parteinahme für die Fremden beſchuldigt. Nach der erſten Wiedereroberung der Stadt wurde zunächſt den dortigen Juden ein „freiwilliges Geſchenk“ von 150000 Gulden auferlegt. Aber Maria Thereſia war damit nicht beſänftigt, ſie dachte an nichts Geringeres als an die völlige Ausweiſung der Juden aus Prag mit Neujahr 1744[1]). Der böhmiſche Hofkanzler, Graf Philipp Kinsky, erhob jedoch dagegen eine eindringliche Vorſtellung, zum mindeſten ſuchte er eine längere Friſt für jene zu gewinnen: es ſeien, führte er aus, 20000 Juden in Prag, darunter viele Altersſchwache, Kinder und Kranke. Da ſie in der rauhen Jahreszeit bei Regen und Schnee zu Fuß nicht fortkommen könnten, müßte man ihnen eine große Anzahl von Wagen und Pferden zur Verfügung ſtellen: wo dieſe auftreiben? Sie würden alſo auf den Straßen umkommen müſſen oder das obdachloſe „Geſindel“ im Lande vermehren. Übrigens ſchuldeten ſie ſowohl dem Staat wie vielen Privatleuten große Summen, die verlorengehen würden. Zum mindeſten ſollten die Reicheren von der Maßregel ausgenommen werden, da ſonſt der böhmiſche Handel, der hauptſächlich von ihnen betrieben werde, einen unberechenbaren Schaden erlitte. Aber die bewegliche Eingabe Kinskys machte zunächſt keinen Eindruck auf die Königin, ja ſie erweiterte das Ausweiſungsgebot auf die Juden in ganz Böhmen; dabei ſetzte ſie dem Handſchreiben, in dem dieſe harte Maßregel verfügt wurde, noch eigenhändig die Bemerkung hinzu: „Und keiner von ſelben in einem Erbland von uns ſich niederlaſſen dürfe“. Sowohl an die Regierungsbehörden in den deutſch-böhmiſchen Kronländern wie an die ungariſche Statthalterei ging diesbezüglich ein ſtrenger Befehl. Es wäre den böhmiſchen Juden ſomit nichts übriggeblieben als ins Ausland zu wandern, wo ſie gewiß nicht überall willkommen geweſen wären. Es war umſonſt, daß die Kommiſſion, die unter dem Vorſitz des Vizepräſidenten der böhmiſchen Kammer die Ausweiſung durchführen ſollte, gleichfalls ſtarke Einwendungen erhob: „die Juden müſſen alle hinaus,“ entſchied die

[1]) Außer Arneth 4, 41 u. f. noch Wolf G., Die Vertreibung der Juden aus Böhmen 1744 und deren Rückkehr 1748 (1869).

Königin ungeduldig, „und es ſchon öfters poſitiv gemeldet.“ Umſonſt verwendeten ſich auch fremde Regierungen wie England, Holland, Dänemark, die Pforte für die Juden, ja dies machte ihre Sache nur noch ſchlimmer, weil die auf ihre Rechte ſo eiferſüchtige Fürſtin darin den Verſuch einer Einmiſchung in ihre Angelegenheiten ſah; dem engliſchen Geſandten ſagte ſie gereizt: ſie werden annehmen, die Verwendung ſeiner Regierung ſei durch jüdiſches Geld erkauft[1]). Erneuerte Vorſtellungen ihrer eigenen Behörden bewirkten nur einen Aufſchub. Im Dezember 1745 wiederholte ſie ihr Verbot ausdrücklich für Brünn und Olmütz; wiederum eigenhändig — man ſieht daraus, wie ſehr ihr die Sache am Herzen lag — ſchrieb ſie auf einen abratenden Bericht der böhmiſchen Hofkanzlei: „Bleibet bei meiner Reſolution, daß keiner in Brünn und Olmütz hineinzulaſſen, auch ſogar in denen Vorſtädten nicht zu wohnen geſtattet . . .“[2]). Im folgenden Jahr betrieb ſie die noch immer nicht durchgeführte Ausweiſung der Prager Juden neuerdings: auch zwei Stunden im Umkreis der Stadt ſollten ſie nicht Aufenthalt nehmen dürfen; bei Strafe von 100 Dukaten wurde verboten, einen Juden in einem geſchloſſenen Ort übernachten zu laſſen; dem Stadtkommandanten von Prag ließ ſie einſchärfen, dafür zu ſorgen, daß bis Ende Juli kein Jude mehr in Prag und Umgebung anzutreffen ſei. Als dieſer anfragte, ob darunter nur die Prager Juden allein oder auch die in den benachbarten Orten Anſäſſigen zu verſtehen wären, erwiderte ſie, daß das letztere ihre Meinung ſei. Die Sache zog ſich aber dennoch wieder länger hin. Am 28. Juli 1746 ſchrieb die Kaiſerin auf einen Bericht der Hofkanzlei, der dies zu rechtfertigen ſuchte: „Sie müſſen auch fort; weilen aber ihnen noch nicht beordert worden iſt, ſelben bis Ende Auguſt Termin zu geben.“ Endlich mußten die Behörden doch daran gehen, ihre ſo oft und entſchieden wiederholten Befehle auszuführen; anfangs Auguſt berichtete die böhmiſche Statthalterei, daß ſich kein einziger Jude mehr in Prag befinde; doch ſehe ſie ſich in ihrem Gewiſſen verpflichtet, auf die empfindlichen Nachteile hinzu-

[1]) Bei Raumer a. a. O.

[2]) Arneth 4, 511 A[48].

weiſen, die die Ausweiſung der Juden aus Prag bereits verurſacht habe und die ſich ohne Zweifel nach der beabſichtigten Vertreibung derſelben aus ganz Böhmen noch bedeutend vermehren würden. Es war alſo der größere Teil ihrer Verfügungen gegen die böhmiſchen Juden damals noch immer nicht durchgeführt! Es erklärt ſich dies daraus, daß dieſen ein neuer mächtiger Fürſprecher in den Ständen des Königreichs erſtanden war: dieſe hatten Berechnungen vorgelegt, aus denen hervorging, daß durch die Austreibung der Juden dem Lande ein jährlicher Schaden von wenigſtens einer Million Gulden erwachſen würde. So befahl die Kaiſerin ſchließlich, ihr einen Plan vorzulegen, nach welchem die Juden erſt binnen 6 Jahren aus ganz Böhmen abgeſchafft ſein ſollten. Ob dies geſchehen iſt, wiſſen wir nicht, aber als die Stände von Böhmen und Mähren im Jahre 1748 geradezu um das Verbleiben der Juden in ihren Ländern baten und davon die Erfüllung gewiſſer Steuerforderungen abhängig machten, gab Maria Thereſia endlich nach: „Pur allein," wie ſie wieder eigenhändig auf das Referat der Hofkanzlei ſchrieb, „weil ſo inſtändigſt die Länder es verlangen . . . ſo will wegen der Juden, aber poſitive nicht länger als auf die zehn Receßjahre[1]), wo nachgehends es bei meiner vorigen Reſolution ſein Bleiben haben ſolle, accordieren." Doch verlangte ſie, daß die Juden dafür eine Kontribution von wenigſtens 300000 Gulden jährlich auf ſich nehmen, wovon die Hälfte den beiden Ländern, die Hälfte dem Staat zugute kommen ſollte: „wo ſonſten ſelbe", ſchloß die Kaiſerin, „gewiß abgeſchafft werden ſollten und ſelbe als pure Kammerknechte, daß das Land gar nichts mit ſelben ſollte zu tun haben, erkannt und beſchützt werden[2])."

* * *

Gegen die Proteſtanten hatte ſie wohl keine ſo tiefe Abneigung, aber ſie ſah ſie doch auch als etwas Fremdes und Feindliches an, von dem ſie ihre Staaten lieber ganz frei geſehen hätte. Daß ihre eigene Mutter einſt zu ihnen gezählt hatte, bedeutete ihr nichts: die hatte ja längſt den falſchen

[1]) Für die die verlangte Steuer bewilligt werden ſollte.
[2]) Ebd. 4, 49.

Glauben ihrer Jugend abgeſchworen und war nun ſo gut katholiſch wie ſie ſelbſt. So ging ſie denn in ihrem Verhalten gegen die Proteſtanten nicht um Haaresbreite über die Linie hinaus, die ihr durch beſchworene Verträge und Privilegien gezogen war; zur Idee der Gemeinſamkeit des chriſtlichen Bekenntniſſes und hieraus ſich ergebender Pflicht gegenſeitiger Duldung erhob ſie ſich nicht: auch hier lag ſie in den Banden der Erziehung und Tradition, von denen ſich doch andere Fürſten ihrer Zeit, ja manche ihrer eigenen Vorfahren ſchon befreit hatten. Die erſte ihrer landesfürſtlichen Entſcheidung, die ſich auf die Proteſtantenfrage bezog, zeigt uns dies deutlich. Im Mai 1742 waren im Szobolczer Komitat in Ungarn Unruhen entſtanden, hervorgerufen durch die Weigerung des dortigen evangeliſchen Adels, bei gewiſſen feierlichen Anläſſen eine Eidesformel zu ſprechen, in der von der Gottesgebärerin Maria die Rede war, und durch Verſuche der Katholiken, dieſen Eid zu erzwingen. Die Konferenz ſchlug ein Rundſchreiben zur Beruhigung der Akatholiken vor, in dem ihnen verſichert werden ſollte, daß die Königin nicht daran dächte, ſie in ihrem Gewiſſen zu bedrücken, und daß die vorgekommenen Fälle von Begräbnis- und Trauungsverweigerungen ihrem Willen entſchieden zuwiderliefen. Maria Thereſia genehmigte zwar das Rundſchreiben, aber ſie betonte, daß „wegen Juramente" nicht die mindeſte Veränderung zu machen ſei und alles, „von einer und anderen Seiten in status quo zu verbleiben habe; auch ſollte den Katholiken ihr Eifer nicht vorgeworfen werden. Den Proteſtanten ſei zu bedeuten, daß ſie ihre Beſchwerden in Zukunft zwar von Fall zu Fall vorbringen dürften, aber nicht durch Deputationen, wie es dermals geſchehen ſei: „welches ihnen niemals geſtattet wurdt werden[1])." So wie den Ständen gegenüber ſteht ſie auch hier auf dem Standpunkt des überlieferten Rechtes: dieſes will ſie beobachten, aber darüber hinaus kein Zugeſtändnis machen.

V.

Von dem intenſiven Intereſſe, das Maria Thereſia ſpäter an dem Schulweſen nahm, finden wir in dieſer Periode bereits die erſten Anzeichen.

[1]) H.-, H.- u. St.-Arch., d. d. 18. Mai 1742.

Zu Anfang der vierziger Jahre erbot sich die österreichische Provinz des Jesuitenordens, ein „Seminarium nobilium" zu errichten. Hierzu baten sie die Königin, ihr die Favorita, die seit dem Tode Karls VI. meist leer stand, zu überlassen. Besondere Erziehungsanstalten für die adelige Jugend waren seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in verschiedenen Ländern Europas gegründet worden. In Deutschland besonders schossen von 1650 an „Ritterakademien" überall aus dem Boden. 1653 wurde von der pommerschen Ritterschaft eine solche in Koblenz errichtet, 1655 eine Akademie für die Söhne der braunschweig-lüneburgschen Ritterschaft in Lüneburg, 1687 wurden zu Wolfenbüttel, 1705 zu Brandenburg und Berlin, 1725 in Dresden ähnliche Anstalten eröffnet. Auch die habsburgischen Erblande nahmen früh an dieser Bewegung teil. Noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstanden in Brünn und Innsbruck Kollegien, die ganz oder zum Teil als Ritterakademien eingerichtet waren, 1682 gründeten die niederösterreichischen Stände eine „Landschaftsakademie" in Wien, 1708 kam die Ritterakademie zu Liegnitz in Schlesien, 1744 die in Kremsmünster dazu. Maria Theresia verwies den Vorschlag der Jesuiten an die Konferenz, die ein genaueres Programm der geplanten Anstalt von den Vätern verlangten. 1745 fanden über ein solches eingehende Beratungen statt, an denen vielleicht der soeben aus den Niederlanden berufene Gerhard van Swieten, der spätere Reorganisator der Wiener Universität teilnahm; die Kaiserin selbst nannte später den Staatsrat Doblhoff und den Jesuiten Debiel als ihre Ratgeber in dieser Sache. Schließlich wurde der Lehrplan der Jesuiten von ihr genehmigt und ihnen am 24. Februar 1746 die Favorita kaufweise überlassen. In dieser Überlassung einer Stätte, an die sich für Maria Theresia so viele teure Erinnerungen knüpften, lag schon eine hohe Gunst; die Väter mußten u. a. auch die Verpflichtung eingehen, das Gedächtnis des in der Favorita verstorbenen Kaisers zu pflegen — alljährlich an seinem Todestag eine Messe in seinem Sterbegemach zu lesen. Im November desselben Jahres wurde die neue Akademie eröffnet. Sie war zunächst eine private Jesuitenanstalt, wurde aber von Anfang an von der Kaiserin unterstützt — es wäre sonst schon die Eröffnung fraglich geworden — und durfte

ihren Namen — Collegium Theresianum — tragen. Der Lehrplan wich von dem anderer Jesuitenanstalten bedeutend ab: es waren der deutschen Sprache und dem Rechnen einige Stunden wöchentlich eingeräumt, was sonst nicht der Fall war, im historischen Unterricht mußte ein größeres Gewicht auf mittlere und neuere Geschichte und in dieser wieder auf die des Deutschen Reiches, des Erzhauses und der Erbländer gelegt werden; es wurde den älteren Zöglingen eine Anleitung zur Militär- und Zivilbaukunst, ferner Unterricht in den fremden lebenden Sprachen, im Tanzen, Fechten und Reiten gegeben, endlich ein juristischer Kursus von drei Jahrgängen angegliedert, für welchen 1747 auch zwei Professoren auf Staatskosten bestellt wurden. Die Absicht war klar, in dem neuen Kollegium eine Pflanzschule für den höheren Staatsdienst, der dem Adel ja fast ausschließlich vorbehalten war, zu schaffen.

Obwohl kein Zeugnis dafür vorliegt, daß Maria Theresia an der Gründung der neuen Anstalt und ihrer ersten Einrichtung einen persönlichen Anteil hatte — es scheint doch alles nach dem Einraten der Konferenz, Doblhoffs und des P. Debiel gemacht worden zu sein —, so zeigt sie doch schon in den nächsten Jahren eine gewisse mütterliche Fürsorge für diese und deren Zöglinge. Zunächst einmal darin, daß sie dem von ihr sehr geschätzten Obersthofmarschall Grafen Khevenhüller, dem Verfasser der „Tagebücher", die Oberaufsicht anvertraute: am Dreikönigstag 1747, „vor der Kirchen", durfte er zum erstenmal „die dermalige Alumnos des neuen Collegii Theresiani nebst ihrem Rektor P. Debiel präsentieren." Auch am Beginn des 2. Schuljahres führte er die Zöglinge den Majestäten vor, dann wieder an deren Geburts- und Namenstagen. Dem ersten Zögling, der sich einer juristischen Disputation unterzog — es war ein Graf Salburg (1747) —, ließ sie durch Khevenhüller ein Medaillon an einer goldenen Kette überreichen, und tags darauf wurde derselbe auch zum Handkuß zugelassen.

VI.

Einen lehrreichen Einblick in die alles umfassende Tätigkeit, die die junge Fürstin auch in dieser Frühzeit schon auf dem innerpolitischen Gebiete geübt hat, geben uns mehr noch als die doch relativ seltenen Entscheidungen in so wichtigen Fragen

wie Organiſation der oberſten Behörden, Kontributions- und Schuldenweſen, Zuſtand der bäuerlichen Bevölkerung, Rechtsverhältniſſe der Juden und Proteſtanten, Erziehung und Unterricht der adeligen Jugend ihre zahlreichen Reſolutionen über mehr oder weniger untergeordnete Angelegenheiten der täglichen Verwaltung, wie ſie in den Geſchäftsbereich der Hofkammer gehörten[1]). Einiges davon ſteht noch in Beziehung zu den größeren fiskaliſchen Problemen, die an der Tagesordnung waren, ſo, wenn ſie einmal darauf dringt, ſoviel wie möglich Kupfer nach Trieſt zu ſchicken, um es von da nach England zu verkaufen: „je mehrers Kupfer nacher Engelland anjetzo geſchickt wird, je leichter wird darauf eine Anticipation allda zu finden ſein. Verlange auch den Statum des vorhandenen Kupferquanti nebſt der Kammer Meinung, wie ſelbe das Kupfer verſchleißen wird" (3. März 1743). Oder wenn ſie über das Tiroler Münzweſen genau unterrichtet zu werden wünſcht, da „das Land große Beſchwerden davon leidet, die man wird müſſen ſuchen aufheben" (ſchon am 23. November 1740!). Auch in den zahlreichen auf Erſparniſſe gerichteten Reſolutionen: die landesfürſtlichen Jagden ſollen eingeſchränkt, die Gründe verkauft oder verpachtet, das Jagdperſonal vermindert oder entlaſſen werden (6. März 1743, 29. Jänner und 1. Juni 1746); die Dienerſchaft in der Burg zu Graz ſoll auf das äußerſte beſchränkt, keine erledigte Stelle dort mehr neu beſetzt werden (17. Jänner 1742). In Juſtizſachen — denn auch ſolche kamen zuweilen vor die Hofkammer, da ja dieſer unterſtellte Behörden, wie die Bergwerksgrafen in Ungarn, Jurisdiktion über ihre Angeſtellten hatten —, zeigt ſie ſich als gerechte, keineswegs allzu milde Richterin. In Zivilſtreitigkeiten dringt ſie auch hier darauf, daß man die

[1]) Das k. u. k. Hofkammerarchiv bewahrt einige Reſolutionsbücher aus der Zeit Karls VI. und Maria Thereſias, die Jahre von 1717 bis 1758 umfaſſend. Für die Jahre 1742 bis 1745 fließen ſie am reichlichſten, von 1740 bis 1741 und 1746 bis 1758 ſind nur wenige Stücke eingetragen. Sie enthalten ein kurzes Regeſt der Akten und den Wortlaut der Reſolution. Die Akten ſelbſt ſind nicht immer erhalten; Stichproben mit den vorhandenen zeigten mir durchaus eigenhändige Reſolutionen. Bisweilen liegen die Akten im k. u. k. Kriegsarchiv, wenn die Sache nämlich auch in den Geſchäftsbereich des Hofkriegsrats gehörte.

Parteien nicht ungebührlich lange warten laſſe: „es ſoll mir ein Vortrag von Kammerkanzlei und Kriegsrat in dieſen und allen ſtrittigen Jurisdictionsſtreitigkeiten übergeben werden, wie die Parteien nicht aufgehalten werden und die ganze Sach auszumachen“ (22. Jänner 1743) . . . „ſollen dieſe Sachen allezeit gleich ausgemacht werden vor andern, damit die Parteien nicht ſo lang leiden“ (1. Dezember 1743). In Diſziplinar- und Kriminalfällen fordert ſie wiederholt eine Ergänzung des Berichtes, um ganz klar zu ſehen und Übereilungen zu vermeiden. In Kremnitz ließ ſich ein Goldſcheider Unterſchleife zuſchulden kommen, ſein Weib und eine 17jährige Tochter waren Mitſchuldige; nach dem Geſetz ſollte der Hauptſchuldige zum Tod, die Helfer zu mehrjähriger Zwangsarbeit und Landesverweiſung verurteilt werden. Da aber das Ärar ſchließlich keinen Schaden gelitten, die Kulpanten eine dreijährige Unterſuchungshaft ausgeſtanden und der geringe Verdienſt der Familie „bei den teuren Zeiten“ als Milderungsgrund geltend gemacht werden konnte, ſo trug ſowohl der Gerichtsherr wie die Hofkammer für den Mann bloß auf 5jährige Zwangsarbeit, für die Frau auf Landesverweiſung, für die Tochter — da ſie „mehr aus Unverſtand und kindlichem Gehorſam denn aus böſem Willen“ gefehlt — auf „12 Karbatſchenſtreiche“, von dem Heiducken von Lippich zu verabreichen, an. Maria Thereſia reſolviert: „Nach der Schärfe hätte dieſer und alle Beamte, die bezalt und juramentiert ſeind, nur gar zu wohl den Tod verdient und beſſer als die Straßenrauber; verwundert mich, daß die Kammer ſelbſten dieſe Fehler ſo gering anſihet. Alſo aus purer Gnad approbiere den Vorſchlag. Der Tochter die Schläge nachzuſehen! Ich möchte wiſſen, was oder wo und in was Qualität dieſer Menſch ehend gedient hat als daher gekommen, kein Hungar war er gewiß nicht“ (15. Mai 1744). Auch ſonſt war ſie gegen Verfehlungen von Beamten nicht nachſichtig und forderte viel. Als ein wiederholt abverlangter Bericht aus Tirol über eine Urbarialangelegenheit immer noch nicht einläuft, ſchreibt ſie: „Wenn nicht die Commiſſion ſich bis Ende des Jahres verbeſſert, ſo bin gar nicht geſinnt, einen von denenſelben mehr zu gebrauchen; von hier Leut hinein zu ſchicken, auf welche die Kammer ſolle bedacht ſein, wer vorzuſchlagen, den darin-

nigen aber meine vorige Resolution zu intimieren, damit sie sich nachgehends nicht ausreden können, es nicht gewußt zu haben" (25. August 1743). Ein andermal tadelt sie: „Die Buchhaltereien seind sehr langsam in Arbeiten; ist besser, auf selbe zu dringen" (31. Mai 1745). Bei Neubesetzung von Stellen, auch der geringsten, will sie gefragt werden: die Direktion der schlesischen Kameralverwaltung wünscht einen Schreiber aufzunehmen und bittet um die Bewilligung des Gehaltes: „Placet," schreibt sie, „aber ich will selbsten ihne den Schreiber setzen" (18. Jänner 1743). Gute Qualifikation ist die Hauptbedingung, hierüber will sie vor allem beruhigt sein: auf einem böhmischen Kammergut ist eine Pfarrei zu besetzen: „Inskünftige", ordnet sie an, „ist der Ordinarius (Bischof) zu vernehmen, umb zu wissen, welcher von den Concurrenten vor die würdigsten halte; sodann hat die Kammer ihren Vorschlag ausführlicher zu erstatten und eines jeden Verdiensten anzuführen, ein solches bei künftigen Aperturen zu beobachten und auch die Beschleunigung der Sachen" (5. Februar 1741). Können erledigte Stellen entbehrt werden, so sind sie einzuziehen; sonst womöglich die „armen Schlesier" zu berücksichtigen (3. Februar, 10. Mai 1743); es sei ohnedies oft besser, nicht einen Landeseinheimischen zu nehmen wegen der Unparteilichkeit, so für die Salzamtsverwalterstelle zu Hall in Tirol, wo sie den von der Kammer Vorgeschlagenen ablehnt und wiederum einen Schlesier will, „die ohnedem besser taugen, dann gar keine Connexion mit den Tirolern haben" (25. April 1743). Die Vorliebe fürs Militär tritt wiederholt hervor: ein Trabant in Graz läßt seinen Sohn Theologie studieren und bewirbt sich um eine Unterstützung für diesen; sie entscheidet: Nein, „ohnedem zu viel solche Geistliche gibet, sollen Soldaten werden, will sie equipieren" (11. September 1744). Recht landesmütterlich kümmert sie sich selbst um das Brennholz für „die Militärparteien" (23. November 1744), aber auch, wenn es sich um eine Bewilligung für „meritierte Offiziere" handelt, sieht sie darauf, daß dazu nicht Gelder verwendet werden, die eine andere Bestimmung haben: „Von den Contrabandengeldern, dann von denen Strafgeldern es absolute verbiete", trägt sie in einem solchen Falle auf, „und einmal eine rechte Auskunft von selben haben will und selbe

unterdeſſen abzuſtellen" (1. Dezember 1742). So ergreift ſie jede Gelegenheit, ſich zu unterrichten, keine Sache iſt ihr da unbedeutend genug. Einmal erſcheint ihr im Salzverſchleißweſen von Inneröſterreich nicht alles in Ordnung: „Placet unterdeſſen," reſolviert ſie auf einen Bericht, „mir iſt aber vorkommen, daß das Salz darinnen nicht allzu guet eingerichtet wäre, alſo wäre zu ſehen, ob nicht vielleicht eine Commiſſion kunte geſetzt werden, dieſes beſſer einzurichten." Auf einen Bericht über die Bezahlung von Prager Handwerkern, die anläßlich der Krönungsfeierlichkeiten für den Hof gearbeitet haben, ſchreibt ſie: „Es ſollen ſolche Handwerksleut nicht ſo lang aufgezogen werden und inskünftige punctualiter bezahlt werden, dann den Ordinari-Preis ohnedem wiſſend iſt und dieſe Leut nichts als von dieſem leben" (8. Oktober 1743). Man wird ein ſolches Eingehen auf die kleinſten Einzelheiten der Verwaltung in Hof und Staat in jener Zeit vielleicht nur bei Friedrich von Preußen finden, aber dieſer war eben ein Mann und ſein Reich nicht ſo weit. Später wird es bei kleineren deutſchen Fürſten wohl häufig: Maria Thereſia wie ihr großer Gegner wirkten da vorbildlich. Daß über dem Kleinen das Große nicht vergeſſen, der Blick für dieſes nicht getrübt wurde, iſt aber das Charakteriſtiſche für dieſe beiden.

Hof. Familie. Freunde

I.

Auch wer ſich nur für die ganz perſönliche Geſchichte Maria Thereſias intereſſiert, wird an ihrem Hofweſen nicht achtlos vorbeigehen dürfen. Es iſt freilich etwas Äußerliches, und zwar etwas, das ſie nicht geſchaffen, ſondern übernommen hat. Aber ohne einſchneidende Veränderungen vorzunehmen, hat ſie daran doch ſchon in ihren erſten Jahren vieles nach ihrem Geſchmack und ihrer Einſicht modifiziert, und dann iſt es doch die Atmoſphäre ihres täglichen Lebens.

Mit dem Tode Karls VI. verwandelte ſich der Wiener Hof aus einem kaiſerlichen in einen königlichen. Während

nun die Kaiserin-Witwe darauf bestand, daß für die Kinder des verstorbenen Gemahls das kaiserliche Zeremoniell weitergelten müsse, und sie deshalb ihrer jüngeren Tochter Marianne lange nicht erlaubte, an Festtagen mit den Personen des Hofstaats an einem Tisch zu speisen, setzte sich Maria Theresia hierüber sogleich hinweg; sie zog auch da, wenige Fälle ausgenommen, immer eine Anzahl von Damen und Herren, die sonst bei Hofe erscheinen durften, zu ihrer Tafel: die sog. „Zutrittsfrauen", die sich an bestimmten Tagen ohne besondere Erlaubnis ihr vorstellen konnten, die geheimen Räte und Kammerherren und „distingierte Militärpersonen", nicht aber die fremden Gesandten und Minister. In Schönbrunn finden wir auch den Kommandierenden der Schloßwache bisweilen zugezogen. Hiebei wurde aber an der alten Sitte festgehalten, daß nur die Angehörigen der königlichen Familie auf Stühlen mit Lehnen saßen, die anderen bekamen nur Taburets. Eine besondere Auszeichnung, die nur Personen von fürstlichem Rang und fremden Gesandten zuteil wurde, war der Empfang in den eigentlichen Wohnräumen der Königin, der „Retirada", wie sie noch mit dem spanischen Ausdruck genannt wurden; die gewöhnliche Aufwartung der hoffähigen Personen geschah in dem „Appartement", das meist Dienstag und Freitag, in Schönbrunn bei schönem Wetter auch im Garten gehalten wurde. Für den Kirchgang an hohen Feiertagen und Ordensfesten wurde die Begleitung besonders angesagt, doch war es ein altes Recht der Botschafter, mit dem Nuntius an der Spitze daran teilzunehmen, bei anderen öffentlichen Ausgängen bestimmte die Königin selbst die Personen, die sie begleiten durften, doch wurde auch hier ein Unterschied gemacht, ob es ein herkömmlicher, an bestimmten Tagen stets wiederkehrender war oder nicht; bei den ersteren war die Auswahl der Begleitung strenger, auch geschah die Abfahrt — wie z. B. bei dem alljährlichen Besuch von Kloster Neuburg am Leopoldstag — durch ein besonderes Tor der Hofburg, wobei Trompeter bliesen und Leibwache bis zum äußeren Burgtor vorausritt.

Die alten Hofdienste blieben bestehen. Am meisten war der Oberstkämmerer um die Königin. Er hatte die Personen, die in die „Retirada" zugelassen wurden, anzumelden. Kheven-

hüller verſah dieſes Amt wiederholt als Stellvertreter; er ſchildert einmal ausführlich, wie er die Gemahlin des venezianiſchen Botſchafters Capello, die ſich bei der Abberufung ihres Gemahls zu verabſchieden kam, einführte: er geht ihr bis zur Türe der Trabantenſtube entgegen, reicht ihr die Hand und geleitet ſie ſo bis zur Türe des Audienzzimmers, hier läßt er ſie ſtehen, um ſie anzumelden. Aber beinah, klagt er, hätte ihm ein neues Kammerfräulein „das Concept geſtört", weil ſie unerwartet aus der Türe trat, um die Botſchafterin hineinzurufen. Dies hatte wahrſcheinlich die Königin veranlaßt, entweder weil ſie ſchon ungeduldig war oder weil ſie die Dame nicht warten laſſen wollte. Khevenhüller konnte „zum Glück" dieſe Unkorrektheit noch verhindern, indem er das Kammerfräulein bedeutete. Bei öffentlicher Tafel ſtand dem Oberſtkämmerer „die Rückung des Seſſels und die Reichung des Handtüchels" zu, während des Mahles ſtand er hinter dem Stuhl der Königin. Dem Oberſthofmarſchall kam es zu, bei Kirchgängen und anderen öffentlichen Auftritten die Königin an der Hand zu führen; er leitete alle Zeremonien und wachte über die Beobachtung der Etikette, wobei ihm die Königin aber öfters einen Strich durch die Rechnung machte. Sie ließ auch die Befugniſſe der Hofämter nicht ganz ungeſchmälert. So wies ſie den Oberſthofmarſchall, der bis dahin die Hofquartiere ganz allein zu vergeben hatte, „ſehr nachdruckſam" dahin an, außer den kleinen Quartieren keines mehr ohne ihr Vorwiſſen und Genehmigung zu bewilligen; die Bemerkung, die Khevenhüller hiezu macht, es habe „jetzige allergnädigſte Frau bald nach angetretener Regierung auch die Hände dreingeſchlagen", deutet an, daß ſie ſich auch ſonſt um Dinge kümmerte, die früher von den Hofämtern ganz ſelbſtändig beſorgt wurden. Hierüber wäre übrigens Khevenhüller, den es anging, nicht böſe geweſen, weil dem redlichen Mann damit manche Verlegenheiten, die ihm ſonſt aus unberechtigten Anſprüchen erwachſen wären, erſpart blieben. Empfindlicher aber war ihm, daß ſich ſeine junge Gebieterin über ſo viele Gebote der Etikette hinwegſetzte. So ſchaffte ſie die tiefen, dreimal wiederholten Verbeugungen, mit der man ſich nach derſelben ihr nahte, zwar nicht geradezu ab, aber ſie gab doch zu erkennen, daß ſie ſie ungeduldig

machten[1]). Es konnte ihr einfallen, wenn bei einer Ausfahrt der etikettemäßige Begleiter zufällig nicht zur Stelle war, einen der anwesenden Hofherren als „Chapeau" auszuwählen ohne Rücksicht auf dessen Kleidung; Khevenhüller mußte so einmal in einem schwarzen Rock und „mit geknüpfter Parocke" mit, was ihm, da er es in seinem Tagebuch vermerkt, wohl als eine kühne Neuerung erschienen ist. Auch war sie ihm in der Zulassung von „Personen niedriger Extraktion" — darunter verstand Khevenhüller aber auch Grafen und Barone, wenn in deren Stammbaum etwas nicht ganz in Ordnung war — bisweilen gar zu nachsichtig. Im November 1743 hören wir ihn darüber klagen, daß es mit der Etikette „allenthalben wunderlich confus und ungleich" zugehe. Es war damals bei einer öffentlichen Tafel in Kloster Neuburg geschehen, daß die Damen und Kavaliere, anstatt zu warten, bis ihnen der Obersthofmeister die Plätze angewiesen, sich setzten, wo es ihnen paßte, „also zwar, daß die Vornehmen fast keinen Platz bekamen und der alte Obristhofmeister ganz disgustiert blieb". An diesen Vorgang knüpft Khevenhüller die wehmütige Betrachtung: „Man hatte ... wegen der bald nach angetretenen damaligen Regierung nicht viel auf das Zeremonialwesen sehen können, mithin selbes seithero sehr negligieret. Nach der Hand, da unsere Sachen eine bessere Gestalt überkommen, und seit der böhmischen Krönung her, da ich durch meine Amtsverwaltungen mit dem Hofwesen mehr beschäftigt worden, suchte ich zwar so viel wie möglich die eingeschlichenen Unordnungen und Mißbräuch abzustellen und unserem Hof wiederumen einige Form zu geben; es ließe sich aber wie in allen Dingen, die aus ihrem rechten Geleis geschritten, immer zu geschehen pflegt, die Sach nicht so geschwind berichtigen, sonderlich da der Hof noch jung, die vorige Etikette die Herrschaften selbsten in vielen genierte, auch sonsten wegen der merklichen Differenz zwischen dem alten kaiser- und damaligen königlichen Ceremonial nicht so geschwind ein standhaftes Systema genommen werden kunnte, noch aus Rücksicht auf die

[1]) Der holländische Abgesandte Graf Bentinck machte ihr in seiner ersten Audienz, wie er selbst erzählt, eine ganz kurze Verbeugung, wohl wissend, sagt er, daß sie die langen nicht liebte. Beer, Bentinck, S. 5. Dies war freilich erst im September 1749.

künftige Zeiten und das Jus postliminii genommen werden wollte.“ Zwei Jahre später war der Gemahl Maria Thereſias römiſcher Kaiſer und der Wiener Hof wieder ein Kaiſerhof geworden, aber zu der alten ſtrengen Etikette kehrte man doch nicht zurück. Der Kaiſer war da ganz eines Sinnes mit ihr; er war noch weniger ein Freund von Förmlichkeiten und Prunk; ſeine neue Würde bedrückte ihn. Im April 1746 äußert ſich Khevenhüller mit ziemlicher Reſignation: „Ob man zwar anfangs vermeinet, Ihre Maj. wurden wegen der ſeithero überkommenen allerhöchſten kaiſerlichen Würde ſich mehr nach der alten Etikette richten und wo nicht beſtändig, ſo doch meiſtenteils allein ſpeiſen, ſo ließe man doch alles auf dem vorigen Fuß beruhen, worüber es viele Kritik abgeſetzt und abſonderlich im Reich, deſſen Übelgeſinnte gleichſam eine Verachtung der kaiſerlichen Würde daraus erzwingen wollen. Man ſtellte auch ein und anderes der Herrſchaft vor, allein ſie waren die vorige Lebensart ſchon zu ſehr gewohnt; jedoch befahlen ſie, daß man beſtändig zwei Tafeln ſtellen und die ihrige nur auf 14—16 Couverts antragen ſolle, welch letztere Zal doch auch zu verſchiedenen malen vermehrt wurde.“ Auch die alte Kaiſerin-Witwe war übrigens ſchon 1743 etwas weniger ſtreng geworden, ſie geſtattete der Erzherzogin Marianne bei den Feierlichkeiten zu ihrer Vermählung doch auch in Geſellſchaft zu ſpeiſen, nur band ſie dem Oberſtkämmerer ein, „daß ja der Lehnſtuhl nicht ausbliebe.“

Man darf ſich aber nicht vorſtellen, daß auch die ſo gemilderte Etikette alle Tage und Stunden der jungen Königin beherrſcht hätte. Auch zu Kaiſer Karls Zeiten war ein großer Unterſchied zwiſchen dem öffentlichen und dem häuslichen Leben des Hofes: dort allein bewegte ſich alles nach unverbrüchlichen Regeln in ſteifen Formen, ſonſt ging es zu wie in einem einfachen Bürgerhaus. Dieſe Tradition nahm Maria Thereſia im allgemeinen herüber, nur daß ſie alles mehr nach ihren Bedürfniſſen und ihrem Geſchmack einrichtete. Ihre Mutter konnte ihr ja da natürlich kein Vorbild ſein, da dieſer im Hauſe keine anderen Pflichten als die der Gattin und die Sorge für nur zwei Töchter oblagen. Bei Maria Thereſia gehörte von dem Augenblick ihres Regierungsantritts an der größte Teil des Tages den Staatsgeſchäften, und ſo weit wir es

überſehen, arbeitete ſie nicht nur mehr als ihr etwas bequemer Vater, ſondern auch als irgendeiner ihrer regierenden Vorfahren.

Beſonders wenig Zeit nahm ſie ſich für die Pflege ihrer Perſon: „Ich weiß, wie wenig Sie Ihre Toilette beſchäftigt", ſchreibt ihr Tarouca 1741 (ſpäteſtens 1742), und 1746 berichtet der preußiſche Geſandte ſeinem König: „Sie ſorgt ſich nicht um ihre Schönheit, ebenſowenig verwendet ſie auf ihre Kleidung Sorgfalt; mit Ausnahme der Galatage trägt ſie ſich ſehr einfach, und der ganze Hof befolgt ihr Beiſpiel." Nach der Tagesordnung, die ihr Graf Tarouca auf ihr Verlangen entwarf, ſtand ſie nach 8 Uhr auf; auf Anziehen, Frühſtück und Meſſe, das wußte er ſchon, wollte ſie nicht mehr als eine Stunde verwenden, wovon doch wenigſtens 20 Minuten auf die letztere zu rechnen ſind; er ſchärft ihr ein, den Kaffee nicht kalt werden zu laſſen, das ſei ſchlecht für den Magen. Eine halbe Stunde widmet ſie hierauf den Kindern; die Zeit von halbzehn bis mittags gehörte den Geſchäften. Dann empfiehlt Tarouca, eine Viertelſtunde „nichts Ernſtliches" vorzunehmen, pünktlich um $^1/_2$1 zu eſſen und auch da nichts kalt werden zu laſſen. Das Mahl durfte eine Stunde dauern, um $^1/_2$2 nahm ſie den Kaffee (heiß! ſchärft wiederum Tarouca ein), dann folgt bis $^1/_2$3 Beſchäftigung mit den Kindern — wiederum findet der getreue Eckart notwendig zu mahnen: „rien de sérieux!" —, ein Beſuch bei der Kaiſerin-Mutter und wieder die Kinder. Gegen 4 beginnt die Nachmittagsarbeit, die bis zum Abendeſſen, um $^1/_2$9, dauert. Nach dieſem rät Tarouca nichts mehr zu arbeiten, was den Schlaf vertreibe. Wirklich waren, wenigſtens in dieſen Jahren, die folgenden Stunden bis zum Schlafengehen gegen Mitternacht, im Faſching natürlich länger, dem Vergnügen gewidmet. An Sonn- und Feiertagen hörte ſie zweimal die Meſſe und gab dann allgemeine Audienzen. Wenn ſie, was ſo häufig der Fall war, im Wochenbett lag, ließ ſie ſich die Vorträge der Miniſter, die Berichte ihrer Geſandten ans Bett bringen. Dem Gemahl war in dieſer Einteilung keine beſondere Zeit während des Tages gegönnt, aber erſtens nahmen ſie faſt immer die Mahlzeiten gemeinſam, und dann teilten ſie nach gut bürgerlicher Sitte das Schlafzimmer: einen lothringiſchen Vertrauten des Großherzogs, der dieſem einmal nach einem Zerwürfnis riet,

von dieſer Gepflogenheit abzugehen, ſoll ſie von da an mit unverſöhnlichem Haß verfolgt haben, was bei ihr gewiß ſelten war[1]). Übrigens nahm er oft mit ihr an den Konferenzen teil und beſchäftigte ſich wahrſcheinlich auch zur ſelben Zeit wie ſie mit den Kindern. Ihre Ehe war noch immer ſehr zärtlich, ja ſie war recht eigentlich in ihren Gatten verliebt; niemals hat man ihr die leiſeſte Koketterie mit jemand anderen vorwerfen können, wohl aber ſtarke Anfälle von Eiferſucht. Der Großherzog war freilich nicht ganz unempfänglich für die Reize anderer Frauen; ſie hätte darum, wie Podewils ſagt, gern alle Galanterie vom Hofe verbannt, ſie wollte „eine bürgerliche Ehe führen“: un ménage bourgeois. Auch anderen Männern nahm ſie es ſehr übel, wenn ſie außereheliche Verhältniſſe hatten; Kavaliere, die ſich eines zweifelhaften Rufes erfreuten, ſuchte ſie von der Geſellſchaft des Gatten ſoviel wie möglich auszuſchließen. Um ihn an ihrer Seite feſtzuhalten, machte ſie auch Vergnügungen mit, an denen ſie perſönlich keinen Geſchmack fand. Daß ſie, lebhaft wie ſie war, ihm manchmal vor den Miniſtern heftig antwortete, iſt wohl möglich; wenn aber derſelbe Gewährsmann wiſſen will, ſie habe ihn in der Konferenz einmal hart angelaſſen — er ſolle ſich in nichts miſchen, was ihn nichts angehe —, ſo iſt das nach dem, was wir ſonſt von dem Verhältnis der beiden Gatten wiſſen, doch ganz unglaublich. Kleine häusliche Szenen gab es ja gewiß häufig zwiſchen ihnen, aber er beſaß die Gabe, ſie immer bald wieder zu verſöhnen, trug nichts nach, vergaß und vergab immer ſchnell. Dafür iſt ſie denn auch voll Dankbarkeit, nennt ihn damals ſchon — und dabei blieb ſie bis über ſeinen Tod hinaus — den „beſten“, ja einen „anbetungswürdigen“ (adorable) Gatten. Es iſt gelegentlich ſchon erzählt worden, wie unglücklich ſie immer war, wenn er ins Feld ziehen wollte; zuweilen ſpielten da wohl militäriſche Erwägungen mit, aber die Hauptſache war doch, daß ſie ſich nur höchſt ungern von ihm trennte. Noch im Oktober 1744 machte ſie ihm deshalb eine Szene, die ſie ſelbſt ihrer Schweſter mit Humor geſchildert hat: „Ich war krank vor Ärger und Schmerz und habe durch meine Bosheit auch meinem Alten Fieber verurſacht ...

[1]) Nach Podewils.

Nachdem alles fertig war, begann er mich ganz vorsichtig vorzubereiten. Anfangs scherzte ich, aber als ich sah, daß er es ernst meinte, nahm ich zu unseren gewöhnlichen Mitteln meine Zuflucht.....[1]) Auch erreichte ich nichts, obgleich er der beste Ehemann von der Welt ist. Endlich half ich mir mit Zornigsein, und das hat mir so gut gedient — daß wir beide krank wurden. Wenn er dennoch abreisen sollte, folge ich ihm oder sperre mich in ein Kloster ein . . ."[2])

II.

Franz Stephan, dessen Physiognomie sich erst nach 1740 bestimmter erkennen läßt, fügte sich dem patriarchalischen Wesen des Wiener Hofes sehr gut ein. Obwohl am Ende dieser Periode erst vierzig Jahre alt, hat er doch schon etwas Hausväterliches, Behäbiges. Er liebte, wie gesagt, Prunk und Etikette gar nicht, obwohl er, wenn's not tat, zu repräsentieren verstand und als Kaiser seiner Würde nichts vergeben wollte. Ganz geschmacklos ist es, wenn man ihn den Kammerdiener auf dem Thron genannt hat, mit dem verglichen selbst sein Vorgänger, der Abenteurer und Kostgänger Frankreichs, eine würdigere Rolle gespielt habe[3]). Wahr ist nur, daß er sich gern als Privatmann gebärdete, im Hintergrund hielt und von seiner Gemahlin und den Kindern wie von dem eigentlichen Hof sprach, als wenn er nicht dazu gehört hätte. Als Hausvater wußte er sich aber in Respekt zu setzen und wurde als solcher nicht nur von den Kindern, sondern bereitwilligst auch von Maria Theresia geehrt. Dabei war er ein lustiger Mann, der gern derbe Scherze liebte; so war es ein Lieblingsspaß von ihm, Neuvermählten mit einigen Begleitern am Hochzeitsabend ins Haus zu fallen und dort allerlei gutmütige Possen zu treiben. Auch hielt er trotz des französischen Anstrichs seiner Bildung gern an alten deutschen Bräuchen fest, so sprang er, wie einst Philipp der Schöne, in der Johannis-

[1]) Es folgt hier die schon oben S. 233 angeführte Stelle von den „Zärtlichkeiten und Thränen", die nach einer neunjährigen Ehe über einen Gatten nichts vermögen.

[2]) Der oft zit. französische Brief zuerst bei Arneth 2, 563 A[126].

[3]) Ich würde diesen gänzlich haltlosen Vergleich nicht erwähnen, wenn nicht ein sonst so feinsinniger Historiker wie Dove ihn gemacht hätte.

nacht über den brennenden Holzstoß. Fromm war er auch, ja er rühmte sich Freigeistern gegenüber seines „Köhlerglaubens", aber die Vorliebe Maria Theresias für die Jesuiten teilte er z. B. nicht und hielt mit seiner Abneigung nicht zurück: an dem Theresianum hatte er zur Kränkung Khevenhüllers eben deshalb immer etwas auszusetzen. Wenn es sich nicht um ein Hasardspiel handelte, das er leidenschaftlich trieb, war er sehr sparsam, ohne geizig zu sein, und ein musterhafter Bewirtschafter seiner Güter. Daß er in finanziellen Fragen der erste Berater seiner Gemahlin war, ja diese ihm gewisse Ressorts, wie das Staatsschuldenwesen, allmählich fast völlig überließ, wurde schon erwähnt.

Maria Theresia war auch schon als junge Frau eine vortreffliche Mutter. Mit dem bloßen „Sehen" der Kinder ließ sie es nicht genug sein, sie kümmerte sich sehr genau darum, wie sie betreut würden, um ihr Essen, Spielen und Schlafen. Höchst verständig stellte sie, solange diese klein waren, deren leibliches Wohlsein an erste Stelle. In bezug auf Gesundheit durften die Frauen, denen sie anvertraut waren, nicht das geringste aus eigener Machtvollkommenheit tun, sondern hatten nur die Anordnungen des Leibarztes aufs pünktlichste zu vollziehen. Von allem, was in dieser Beziehung vorfiel, jeder kleinen Erkrankung oder Verletzung wollte Maria Theresia alsogleich — auch bei Nacht — in Kenntnis gesetzt werden: „Man fürchte ja nicht," schärfte sie jenen einmal ein, „mich durch eine unangenehme Nachricht zu erschrecken[1])." Als Erziehungsleitsätze stellte sie u. a. auf: Nicht dulden, daß sich das Kind nur von einer bestimmten Person ankleiden oder an der Hand führen läßt, nicht jedes Begehren erfüllen, noch weniger ein solches zuerst abschlagen und hernach doch widerwillig nachgeben; die Kinder nicht erschrecken: wenn sie sich vor etwas grundlos fürchten, ihnen den Ungrund ihrer Besorgnis dartun; sie sollen sich gewöhnen, bei Geräusch und bei Licht einzuschlafen, sie ja nicht zu warm halten, sie nicht zu lange am Gängelband führen, nicht in ihrer Kindersprache mit ihnen reden und die Worte so verstümmeln, wie Kinder pflegen, sondern diese ihnen so vorsagen, wie sie wirklich lauten, sie ja nicht

[1]) Arneth 4, 157 u. f.

durch Grimaſſen und abgeſchmackte Späße unterhalten wollen . . . .[1]). In einigen dieſer Vorſchriften wird man eine Einwirkung der theoretiſchen Pädagogik der beginnenden Aufklärungszeit nicht verkennen, und um die Vorzüge der Thereſianiſchen Erziehungsart recht würdigen zu können, müßten wir beſſer über die, welche an anderen Fürſtenhöfen damals üblich und auch über die, welche Maria Thereſia ſelbſt erfahren hat, unterrichtet ſein, aber auf jeden Fall bleibt ihr doch das Verdienſt der Wahl und daß ſie ſich überhaupt um dieſe Dinge kümmerte.

Am meiſten Zärtlichkeit ſoll ſie nach Podewils für ihr erſtgebornes Kind, die früh verſtorbene Maria Eliſabeth (1737—40), gehabt haben; als Joſeph, der ſo ſehnlich erwartete männliche Erbe, kam, nahm dieſer dann die erſte Stelle ein; wenn wir Podewils glauben dürfen, iſt er ſogar anfänglich recht verzogen worden und ſoll als Fünfjähriger ſehr hochmütig, ſtörriſch und eigenwillig geweſen ſein. Dies war aber jedenfalls mehr Schuld der Frauen, denen ſeine Wartung anvertraut war, als die der Königin, die, wie Podewils zugibt, auch ſtrenge gegen ihn ſein konnte und ihm ſogar die Rute geben ließ. Als man ihr vorſtellte, Erzherzoge ſeien nie auf dieſe Weiſe gezüchtigt worden, ſoll ſie geantwortet haben: „Ich glaube es gern, man hat es ihnen aber auch angemerkt.“ Mit ſeinem ſiebenten Jahre wurde der Prinz, wie es herkömmlich war, der Obhut der Frauen entzogen. Die Inſtruktionen für ſeinen erſten Ajo, den F.-M.-L. Grafen Batthyány, und für ſeine Kammerherren deuten darauf hin, daß ſie ſich gewiſſer Mängel in der erſten Erziehung des Knaben bewußt war. „Da mein Sohn“, heißt es in der erſteren, „als ein uns ſo lieb und importantes Pfand mit großer Zärtlichkeit und Liebe von der Wiege an gepflegt worden, ſo iſt ſicher, daß ſeinem Willen und Verlangen in vielen Stücken zu ſehr nachgegeben worden und insbeſondere ſeine Diener ihn ſowohl durch verſchiedene Schmeicheleien als unzeitige Vorſtellung ſeiner Hoheit verleitet haben, ſich gern gehorchen und ehren zu ſehen, hingegen jeden Widerſtand unangenehm, ja faſt unerträglich zu finden, ſich nichts zu verſagen, gegen andere

[1]) Ebd. 159.

aber leichtſinnig, ungefällig und rauh zu ſein.“ Perſonen, die dem Prinzen ſchmeicheln, die andere verſpotten oder ihnen Übles nachſagen, ſoll der Ajo von ihm entfernen; der Erzherzog müſſe lernen, den „wahren und ſoliden Wert“ an jedermann zu ſchätzen und ſich nie auf Koſten ſeines Nächſten zu unterhalten, „welches beſonders bei großen Herrn zu tadeln, denen es leicht iſt, dergleichen Perſonen zu betrüben oder in Verlegenheit zu bringen, da ſie nicht der gleichen Mittel ſich bedienen dürfen. Sein Ehrgeiz ſoll darin beſtehen, ſeiner Eltern Gnade und Liebe durch ſeinen Fleiß und ſeine gute Aufführung zu verdienen, die übrigen Menſchen aber durch Freundlichkeiten an ſich zu ziehen.“ Dieſelbe Tendenz hat die geheime Inſtruktion für die Kammerherren[1]). Dieſen wird eingeſchärft, dem Knaben ja von keiner Streitigkeit, keiner Klatſcherei, keinem Ränkeſpiel etwas zu erzählen, außer wenn es ganz unſchuldig oder notwendig iſt, um ihn zu warnen, auch dann ſei es aber gut, die Sache ſo harmlos wie möglich darzuſtellen; ſie ſollen ſich bemühen, ihm Mitleid mit allen Unglücklichen und Liebe zur Gerechtigkeit und Güte einzuflößen, bei jeder Gelegenheit Feſtigkeit und Seelengröße als die vornehmſten Tugenden, Gottesfurcht und Gehorſam gegen die Eltern rühmen. Die Diener ſind von ihnen ſtets mit Sanftmut und Höflichkeit zu behandeln, um dem Prinzen ein gutes Beiſpiel zu geben; ſie ſollen ſich kein beißendes Spottwort erlauben, niemand nachäffen, von niemand ſchlecht ſprechen, auch nicht von feindlichen Völkern. Aber auch von jedem überflüſſigen Lob haben ſie ſich zu enthalten, dürfen ja nicht ſchmeicheln; durch Freimut werden ſie auch das Kind gewöhnen, immer aufrichtig und offenherzig zu ſein. Auf alle Fragen, die es in ſeiner Lebhaftigkeit aufwirft, gebe man ihm gute Gründe, wenn dieſe nicht über ſeinen Horizont gehen, ſonſt vertröſte man es auf die Zukunft.

Außer Joſeph waren 1748 noch vier Mädchen und zwei Knaben da — ein fünftes Mädchen ſtarb in dieſen Jahren gleich nach der Geburt. Im ganzen waren alſo ſieben Kinder um ſie, das älteſte, die Erzherzogin Maria Anna (geb. 1738) zehn, das jüngſte, der ſpätere Kaiſer Leopold, ein Jahr alt.

---

[1]) Khevenhüller-Schlitter zu 1747, 449 u. f.

Maria Anna ſchildert Podewils 1747 als ziemlich groß für ihr Alter, hübſch und verſtändig; davon, daß ſie von äußerſt zarter Geſundheit und, wie es ſcheint, etwas verwachſen war, ſagt er nichts. Aber 1744 war dieſes Kind der Mutter eine ſo große Sorge, daß ſie den Hofrat von Doblhoff, als er nach Mariazell ging, bat, an dieſem Gnadenort dieſer ihrer älteſten Tochter im Gebet zu gedenken, er möge auch eine neuntägige Andacht für das Kind halten laſſen: „dann kein Bedenken habe, daß man es weiß; indeſſen zahlt für mich, wenn arme Leute dazu oder Meſſen zu geben wären. Ich habe ſie zwar wie alles übrige Gott völlig geſchenkt, nichtsdeſtoweniger kommt es mich gleich ſehr ſchwer an, denn die Größte und viel verſprochen.“ Dagegen war die zweite Tochter, die ſpäter von allen ihren Schweſtern am meiſten nach der Mutter geriet, Erherzogin Marie (Marie Chriſtine), ſehr geſund, niedlich und aufgeweckt; im Gegenſatz zu Joſeph, der gar nicht Franzöſiſch lernen wollte, weil er die Franzoſen als die Hauptfeinde ſeines Hauſes verabſcheute, ſprach ſie am liebſten franzöſiſch. Die andern Kinder waren 1747 noch zu klein, als daß Podewils etwas von ihnen hätte erzählen können, auch in andern Aufzeichnungen der Zeit kommen höchſtens ihre Namen vor.

Ihrer Mutter hat Maria Thereſia bis zu deren 1750 eingetretenen Tod alle Ehren des weiblichen Familienoberhauptes erwieſen, wenn ſie ihr auch gar keinen Einfluß auf politiſche Entſcheidungen einräumte und es bisweilen zu heftigen Auseinanderſetzungen zwiſchen Mutter und Tochter gekommen iſt, ſo wenn z. B. Kaiſerin Eliſabeth für einen Prinzen ihres Hauſes, der ſich in Wien aufhielt, höhere Ehren in Anſpruch nahm, als ſie den öſterreichiſchen Herren von fürſtlichem Rang zuerkannt wurden. Aber nie vergißt Maria Thereſia, auch wenn ſie nur von einem kleinen Ausflug zurückkehrt, die Mutter ſogleich aufzuſuchen und ihr die Hand zu küſſen. Daß ſie an deren Geburtstag, dem 28. Auguſt, ihr „öffentlich“, d. h. mit einem großen Gefolge, zu gratulieren kommt, iſt wohl ſelbſtverſtändlich, aber ſie unterläßt es auch nicht, ſchon 14 Tage nach ihrer Niederkunft, wo ſie zum erſtenmal aufſteht: en sac und in einer Negligéhaube, jedoch „mit Geſchmuck an Kopf“, geht ſie über die Schneckenſtiege hinauf in die Gemächer der Mutter. Auch ſonſt iſt ſie voll Aufmerkſamkeit für ſie. Um

ihr einen angenehmen Sommeraufenthalt in ihrer Nähe zu bereiten, kauft ſie ihr in Hetzendorf nahe von Schönbrunn ein Haus mit Garten und läßt es umbauen und einrichten; dort verbrachte die zuletzt ſehr beleibte und faſt unbeweglich gewordene alte Dame ihre letzten Jahre. Ihrerſeits nimmt dieſe an allen Ereigniſſen in der Familie der Tochter innigen Anteil: 1742 bei der Geburt ihres zweiten Enkels eilt ſie trotz ihrer Schwerfälligkeit ans Fenſter, um dem im Burghof wartenden Publikum die Freudenbotſchaft zu bringen. Es iſt dies gewiß auch ein Zeugnis für das familiäre Verhältnis, das damals zwiſchen dem Kaiſerhaus und der Wiener Bevölkerung beſtand.

Auch die Beziehungen zu ihrer einzigen Schweſter blieben nach ihrer Thronbeſteigung ſo freundſchaftlich, wie ſie vorher geweſen zu ſein ſcheinen. Bis zu ihrer Verheiratung mit Karl von Lothringen, die ſchon 1736 geplant war, aber nach mancher Schwierigkeit, beſonders von ſeiten der Kaiſerin-Mutter, erſt 1744 vollzogen wurde, wohnte Erzherzogin Marianne in der Hofburg, doch gerade aus dieſer Zeit des Zuſammenlebens der beiden erfahren wir von ihrem gegenſeitigen Verhältnis nichts; erſt als Marianne als Statthalterin der Niederlande in Brüſſel weilte, entnehmen wir aus den Briefen Maria Thereſias an ſie, wie ſehr ſie die Schweſter liebte und ſchätzte. Nun erſt tritt auch die Perſönlichkeit Mariannens aus dem Dunkel ihrer Mädchenzeit hervor, freilich auch jetzt noch bloß in ſchwachen Umriſſen. So viel ſieht man aber, daß ſie geiſtig ihrer älteren Schweſter nicht unebenbürtig war und auch die Tugenden beſaß, die Herrſcherinnen zieren. Daß ſie bei der Annäherung der Franzoſen in Brüſſel doch in der Stadt blieb, rechnete ihr Maria Thereſia hoch an; ſie war ſtolz auf die mutige Schweſter. Als ſie dann bald darauf die Nachricht von deren bevorſtehenden Niederkunft erhält, iſt ſie ganz frauliche Teilnahme und Fürſorglichkeit. Zum erſtenmal vernehmen wir ſie über dieſes Thema, das ſie ſpäter, als ihre Töchter heirateten und ſie auch Schwiegertöchter hatte, ſo oft und gern beſprach: das der Schwangerſchaft. Sie, die einer ſolchen ſelbſt nicht mehr viel achtete, ſich weder während dieſer noch nach der Niederkunft ſchonte, bindet der Schweſter nur ja Vorſicht und Schonung ein: „Seit dem erſten dieſes Monats habe ich keinen Augenblick mehr Ruhe,“ ſchreibt ſie ihr im

Oktober d. J., in dem das Ereignis zu erwarten war: „unablässig denke ich nur an diese Niederkunft. Ich weiß, was das bedeutet, und denke mit Schrecken daran.“ Derselbe Brief gibt aber auch in der schon oben angeführten Stelle über die Absicht des Gemahls, ins Feld zu ziehen, Zeugnis dafür, daß sie mit der Schwester auch sonst auf einem vertrauten Fuße stand. Die Erzherzogin starb, nachdem sie ein totes Kind zur Welt gebracht hatte, nach längerer Krankheit am 16. Dezember 1744, noch nicht 27 Jahre alt. In einem Brief an Van Swieten, der auf die Bitte Maria Theresias sofort von Leiden nach Brüssel an das Krankenbett der Verstorbenen geeilt war, nennt sie den Tod der Schwester den schwersten Schlag, den Gott in dem gegenwärtigen Augenblick über sie verhängen konnte: „Meine zärtliche Liebe für meine Angehörigen läßt ihn mich von Tag zu Tag tiefer empfinden, und die Zeit, die sonst solche Wunden heilt, wird meinen Kummer nur noch vermehren. . . . Sie haben, obwohl erst seit kurzer Zeit, diese, ich darf sagen ausgezeichnete Prinzessin gekannt und werden mich daher um so mehr bedauern. Da ich sie jedoch Gott zum Opfer gebracht habe, will ich nicht mehr von ihr sprechen und sie ihm vollständig weihen.“ Als dann von Brüssel das Taufzeug für das Kind, das Maria Theresia fürsorglich hingesandt hatte, zurückkam, brach sie in Tränen aus und wollte sich an diesem Tag, wo gerade öffentlicher Empfang war, nicht „mit weiteren Handküssen plagen“.

III.

Charakteristisch für das Wesen ihres Hofes wie für sie selbst ist auch die Auswahl der Menschen, mit denen sie einen täglichen Verkehr hatte. Es handelt sich hier nicht so sehr um die politischen Ratgeber, wie Kinsky, Bartenstein, Friedrich Harrach, Doblhoff, Cristiani[1]) u. a., sondern um diejenigen Männer, die sie ohne Rücksicht auf ihre amtliche Brauchbarkeit, ihre Kenntnisse und Talente in ihren intimen Umgang zog, bloß weil sie ihr sympathisch waren. Am meisten war wohl Khevenhüller (geb. 1706), wenigstens von 1742 an, wo er Obersthofmarschall wurde, um sie. Seine Tagebücher, in

[1]) Graf Cristiani war später Großkanzler von Mailand und ihr Vertrauensmann in allen inneren Angelegenheiten der italienischen Provinzen.

ihrem umständlichen, altmodischen, mit Kanzleiphrasen, Fremdwörtern und Dialektausdrücken untermischten Deutsch geben uns das lebendigste Bild sowohl von dem Ton, der am Hof herrschte, als auch von seiner eigenen Art. Im Dezember 1742 starb sein Vater; aus dem Nachruf, den er ihm in seinem Tagebuch hält, können wir ersehen, auf welche Eigenschaften er den meisten Wert legte: „Ich kann zu unserer Famili und Nachkommen Ehr und Trost mit Wahrheit beteueren, daß der selig verschiedene liebe Alte von jedermänniglich, Groß und Klein, seines jovialischen Humors, guten freundlichen Art, Gutartigkeit, Gottesfurcht und altdeutscher Redlichkeit wegen bedauret und fast beweinet worden. Wie dann noch würklich sein Andenken bei allen denen, die ihn gekannt, Einheimischen und Fremden, hohen und niederen Stands, Reichen und Armen, deren letzteren er ein rechter Vater gewesen, in Ehren und Veneration stehet und ihm von allen in das Grab nachgesagt wird, daß er ein treuer emsiger Diener seines Herrn, ein gerechter, unparteiischer und uninteressierter Richter, ein liebreicher Vater seiner Kinder, ein gnädiger Herr für seine Untertanen, Untergebene und Hausgesinde und ein rechter Vater denen armen Witwen und Waisen und wahre Zuflucht aller Bedrängten und Notleidenden gewesen seie." In seinem Hause herrschte ein altväterischer Ton, seine Gemahlin nennt er fast nie Frau, meistens nur „Weib", die Schwiegertochter „Schnur", den Schwiegersohn „Eidam"; auch die Wochentage haben hier noch ihre alten deutschen Namen, so wie Maria Theresia noch gelegentlich nennt auch er den Dienstag „Ertag"; er sieht auf die Beobachtung alter Gebräuche, so wenn bei der Taufe eines Kindes ein paar arme Leute aus der Nachbarschaft als Paten herbeigerufen werden. Seiner am Hof als Xanthippe verrufenen Frau war er doch ein exemplarischer Gatte, seinen Kindern ein zärtlicher und fürsorglicher Vater. Man wird nicht ohne Rührung lesen, was er beim Tod zweier seiner Kinder, die 1746 binnen wenigen Tagen an den Blattern starben, aufzeichnete. Eine zwölfjährige Tochter, Carlina, ging zuerst, dann „sein Leopoldl": „ich glaube," schreibt er, „weilen man ihm Ader gelassen und diesem ohnedem sehr klebern[1])

[1]) kleber im österr. Dialekt = zart.

acht Monat kind die Kräften benommen... Er ware im 8. Jahr, ein liebes Bübl ... lernete gut und willig und schiene, daß es ihm an Capacität auch nicht fehlen wurde; allein der liebe Gott hat ihn bei sich haben und also mit mir dermalen teilen wollen, weilen just so viel, nämlich 3 Knaben und 2 Mädl im Himmel als am Leben habe, wann anderst meln Thereserl nicht auch an ihren üblen Blattern, wofür Gott sein wolle, sterben solle." Auch wie er seine Stellung bei Hof ansah, muß uns für ihn einnehmen: „Anfangs gaben mir die zwei Verwaltungen (eines Obersthofmeisters und Oberstkämmerers mehr dann meine würkliche Charge (eines Obersthofmarschalls) zu schaffen", schreibt er 1743, — „nnd was mich am meisten quälte, ware der kleine Detail und die beständige Subjection, dann obschon die größte Ehre und Consolation sein solle, öfters um die Person seines Herrn und Frauen sein zu dörfen, so hat doch ein solches, absonderlich für einen ehrlichen und redlichen Mann, sehr vieles in recessu, indeme gar bald was geredt wird, wodurch seinen Nächsten auch unvorsätzlich geschadet werden und überhaupt man es mit großen Herren sehr leicht verscherzen kann, zu geschweigen, daß ich von Jugend auf das Hofleben geschien (?), meine Complexion für die Hofstrapazien und das gebenedeite Anticameramachen gar nicht taugen wollen und ich dahero ganz eine andere Carriere erwählet hatte." Sein eigentliches Amt, das eines Hofmarschalls, war ihm unter den dreien, die er bekleidete, „wiewolen es eines deren letzten im Range ist, aus der Ursach das liebste, umwillen man viel weniger an Hof angebunden und man folglich mehrere Ruhe hat." Er war nicht so heftig und reizbar wie Philipp Kinsky oder Friedrich Harrach, ein ruhiger, maßvoller Mann, stets bedacht, Gegensätze auszugleichen und zu vermitteln, aber mit seiner Meinung hielt er nie zurück. So wie ihn selbst nichts mehr freut, als wenn er beim Besuch seiner Güter Beweise der Anhänglichkeit seiner Untertanen erfährt, so hat er sich auch seines „wenigen Orts" immer beeifert, seiner Herrin „die Affection ihrer Untertanen wohl vorzustellen und anzurühmen, damit sie hierdurch desto mehr zu solchen Werken, die sie beliebt machen, animieret werde"; „große Herren", meint er, „haben doch nichts auf der Welt, was ihnen tröstlicher sein kann, als dergleichen auf-

richtig und untrüglich Zeichen der Lieb ihres Volks, welche ſich nicht zwingen laſſen.“ Wie peinlich er auch in Rangfragen iſt und wie oft er den Verfall der alten ſtrengen Etikette beklagt, für ſeine Perſon war er gar nicht hochmütig; er verſteht es, daß Tugend, Talent und Verdienſt im Grunde höheren Wert als Geburt und Rang haben, er läßt jedem ſeine Ehre und hat Freunde auch unter Männern, die nicht von „hoher Diſtraction“ ſind, ja ſelbſt unter einfachen bürgerlichen Geiſtlichen, wie z. B. ſeinen ehemaligen Lehrer, den Pater Fröhlich am Thereſianum, von dem er bei deſſen Tode bedauernd ausruft: „Der liebe Mann!“ Wie ſehr ihn Maria Thereſia ſchätzte, zeigte ſie nicht nur durch die Verleihung jener Hofämter und wiederholter Betrauung mit diplomatiſchen Sendungen, obwohl er für dieſe kein übermäßiges Geſchick und vielleicht zu viel Ehrlichkeit hatte; ſie behandelte ihn überhaupt als Vertrauten, zog ihn in Dingen zu Rat, die weder mit ſeinem Amt noch mit der Politik etwas zu tun hatten, beſuchte ihn öfters unangeſagt ſchon am frühen Vormittag, nahm bei ſeiner Frau ihren Milchkaffee oder ſpeiſte ſelbſt in ſeinem engſten Familienkreis; auch rein frauliche Gunſtbezeugungen erwies ſie ihm, ſo forderte ſie ihn z. B. auf einem Ball, wo ſie ſonſt die Eröffnungstour mit ihrem Gemahl tanzte, zu einem Menuett auf, wodurch er den Neid aller andern „Hofämter“ erregte, was er mit philoſophiſcher Gelaſſenheit trug. Offenbar zählte er zu den Menſchen, in deren Nähe ſie ſich ganz wohl fühlte, und das ſpricht für ihn wie für ſie.

In einem ganz anderen Verhältnis ſtand der ſchon öfters erwähnte Graf Emanuel Sylva Tarouca[1]) zu ihr. Obwohl er viel weniger um ſie war, hätte er ſich ebenſo wie Philipp Kinsky, ja mit noch größerem Recht, ihr Freund nennen dürfen. Dies machte wohl, daß ſie ihr beide geiſtig ebenbürtiger waren als Khevenhüller. Tarouca war 1696 geboren, alſo um mehr als 20 Jahre älter als ſie. Ein Portugieſe, der in ſeinem Weſen, das wir übrigens aus der dürftigen Überlieferung mehr erraten als erkennen, etwas an Don Quijote erinnernd, methodiſch, ja pedantiſch, ein Mann ſtrenger Grundſätze und pein-

[1]) Über ihn Th. v. Karajan, Maria Thereſia und Graf S. T. Ein Vortrag. Mit einem Anhang von 44 Briefen. Almanach der k. Akad. der Wiſſ. in Wien 9 (1859) 7 u. f.

licher Ordnung. Obwohl er zwei Drittel seines Lebens auf deutschem Boden verbrachte, konnte er noch als Siebziger nicht deutsch sprechen. 1715, in welchem Jahre sein Vater als Gesandter nach Utrecht gekommen war, war er ins deutsche Reichsheer getreten, das unter Prinz Eugen gegen die Türken kämpfte, hatte an der Schlacht von Peterwardein und der Eroberung Belgrads teilgenommen; der große Feldherr gewann ihn so lieb, daß er später oft um ihn sein durfte; noch am letzten Abend seines Lebens sah er ihn bei sich. In Wien war er ständig eben erst seit 1740 als Rat in der niederländischen Kanzlei; bald nach ihrem Regierungsantritt machte ihn Maria Theresia zum Präsidenten von dieser, später auch zum Hofbaudirektor und zum Präsidenten des obersten italienischen Rates. Khevenhüller vergißt nicht, da wo er auf Tarouca zu sprechen kommt, anzumerken, daß es bis dahin nicht üblich gewesen sei, einen Fremden zu solchen Stellen zu erheben; er weiß von dessen freundschaftlichen Beziehungen zum Hause der einstigen Aja der Königin, Gräfin Fuchs, zu erzählen und deutet so den Weg an, durch den er zu solchen Ehren gekommen sein dürfte. Etwas geringschätzig nennt er ihn „eine Art von Vergnügungsdirektor"; er habe sich dadurch „in der Königin Gnad und Freundschaft mehr und mehr insinuiert, daß er von selber sogar in denen geheimsten Staatssachen consultieret worden"; man habe ihn beschuldigt, daß er ihr „gar zu despotische Manieren eingeflößt oder doch ihrem Genio hierinfalls zu viel nachgegeben und die Frau, so lobenswürdig auch selbe ist, dennoch zu sehr flatieret habe, anbei mit portugiesischen Spitzfindigkeiten in allen Sachen sopra fino sein wollen, weswegen ihme auch die Ministri nicht allerdings hold gewesen und ihn immer beargwohnt habe, er täte auch hierinnen die Königin zuweilen irre machen"[1]). Aber wenigstens sein Briefwechsel rechtfertigt diese Anklagen nicht. In einem seiner ersten Briefe — er ist zwischen dem März 1741 und dem Mai 1742 geschrieben — nennt er sich einen „kleinen Pädagogen", der, obwohl er bei Tage schlafe und bei Nacht schreibe, sich unterfange, die Stunden seines Monarchen zu regeln. Er entwirft ihr dann die oben erwähnte Tagesordnung. In einer Auf-

[1]) Khevenhüller-Schlitter zum 3. Oktober 1743, 179, 180.

zeichnung, die zwiſchen 1745 und 1750 fällt, „Réflexions sur ma conduite“ betitelt, wirft er einen Rückblick auf die Zeit, da ſie anfing, ihm ihr Vertrauen zu ſchenken, es war in dem Jahr des erſten ungariſchen Reichstages ... „Ihr hattet mir als Königin befohlen, Euch Eure Fehler vorzuhalten, wie einer einfachen Privatperſon. Um Euch als ehrlicher und gewiſſenhafter Mann gehorchen zu können, mußte ich Euren Charakter ſtudieren und deshalb mich oft in Eure Nähe begeben. Aber wie wäre dies möglich geweſen, ohne den Neid und die Eiferſucht der Miniſter und Höflinge zu erregen! ... Es hat Zeiten gegeben, wo Ihr mit einer Geduld, die ſonſt mehr im Kloſter als auf dem Thron zu Hauſe iſt, Bemerkungen von mir hingenommen habt, die Verweiſen ſehr ähnlich ſahen, aber bisweilen trat doch an die Stelle dieſer heroiſchen Geduld Überdruß, ſo daß ich kaum das anbringen konnte, was mein Dienſt erforderte.“ Von ſeiten Maria Thereſias liegen erſt aus ſpäterer Zeit Zeugniſſe dafür vor, wie ſehr ſie Tarouca ſchätzte, aber ſie bezieht ſich darin meiſt auf dieſe frühen Jahre. Nie aber iſt, weder in ſeinen noch in ihren Briefen ein Anhaltspunkt, daß er ihr politiſcher Ratgeber zu ſein den Ehrgeiz gehabt hätte, nur auf ihren moraliſchen Charakter wollte er einwirken, und das imponierte ihr offenbar und gewann ſie für ihn. Khevenhüller ſchätzte ſie als guten ehrlichen Mann und treuen Diener, Tarouca war dies alles auch, aber er war mehr; jenen überſah ſie im Grunde, dieſer war ihr in gewiſſem Sinne und, damals wenigſtens, in dem Feſtgefügten, Zielbewußten, Stetigen ſeines Weſens überlegen, er war ihr ein Gewiſſensrat, ein lebendiger Fürſtenſpiegel und bot ihr in Stunden des Schwankens einen ſicheren Halt.

Graf Friedrich Harrach gehörte wie Philipp Kinsky weniger zu ihren perſönlichen als zu ihren politiſchen Freunden, und die Politik iſt auch in der Freundſchaft bekanntlich eine Quelle von Zerwürfniſſen, und wenn es zu ernſtlichen Konflikten kommt, zieht die Freundſchaft faſt immer den kürzeren. Sowohl Kinsky wie Harrach fielen zuletzt in Ungnade. Bei erſterem mochte dazu wohl auch ſein unverträgliches Weſen, von dem die Kaiſerin einmal klagt, daß es ihr das Leben verbittere, beigetragen haben, aber die Hauptſache dürfte doch geweſen ſein, daß ſie ſchließlich zu der Überzeugung kam,

er trage an dem Verluſte Schleſiens die Hauptſchuld. Bei Harrach lag der Grund, warum er ihre Gunſt verlor, in ſeiner oppoſitionellen Haltung zu den Reformen, die ſie am Ende dieſer Periode in Angriff nahm; wenn man aber die Charakteriſtik, die Khevenhüller bei deſſen Tod (4. Juni 1749) gibt, in Anſchlag bringt, ſo wird man zweifeln, ob er überhaupt je ein inneres Verhältnis zu ihr gehabt haben kann und ſie ihn nicht bloß als den fähigen Diplomaten und Beamten ſchätzte. Harrach, ſagt Khevenhüller, ſei in jungen Jahren „railleur und satyrique“ geweſen, habe ſpäter dieſe Fehler zwar ungemein verbeſſert, es aber doch ſoweit nicht bringen können, daß man ihn nicht immerfort „eines nicht gar zu aufrichtigen Gemütes“ beſchuldigt hätte; überdies ſei er nicht ſehr verſchwiegen geweſen: die Kaiſerin habe ihm — Khevenhüller — „ganz ſonderbare Anekdotes, ſo zwiſchen ihr und ihm vorgefallen“, erzählt und darüber geklagt. Endlich ſei dazu gekommen, daß Harrach, immer „kleine Intrigues mit Frauenzimmern gehabt und das Poliſſonieren auch in ſeinen älteren Tägen nicht laſſen können“[1]). Mit ſolchen Eigenſchaften mochte er von der Kaiſerin wohl kaum zu ihren eigentlichen Freunden gezählt worden ſein, wenn ſie ihn auch nach ſeinem Tod in Briefen an die Verwandten ſo genannt hat.

Dagegen darf der ziemlich unpolitiſche Graf Ferdinand Herberſtein, ihr Oberſthofmeiſter, als ſie noch Großherzogin von Toskana war, eher zu dieſen zu rechnen ſein. Khevenhüller berichtet von einer für deſſen Verhältnis zu Maria Thereſia ſehr bezeichnenden Szene bei der Eröffnung des n. ö. Landtages von 1743. Herberſtein hielt als Landmarſchall die übliche Anſprache, von der Khevenhüller rühmt, das Lob, das er darin der Königin beigelegt, habe keine ſchmeichleriſche Übertreibung oder „ſonſten was Gezwungenes“ enthalten, ſondern wirklich nur ihre Haupttugenden erwähnt, die ihr ſelbſt ihre Feinde zugeſtehen müßten. Als dann beim Weggehen die Königin an ihm vorüberkam, hörte er ſie zu ihm ſagen, daß er ſeine Neigung und Devotion für die Thereſia bei keiner Gelegenheit bergen könnte. Sie habe auch die Überzeugung gehabt, daß ihr Herberſtein perſönlich, ohne Rückſicht auf ihre königliche

[1]) Ebd. zu dieſem Datum 329.

Würde, ergeben sei und darum sich denn auch gegen keinen andern Minister so vertraulich wie gegen ihn eröffnet, obwohl sein Umgang nicht der angenehmste gewesen sei und selbst seine besten Freunde seine „angeborene Brusquerie" und sein ewiges Widersprechen auf die Dauer nicht ertragen konnten, aber er habe eben einen wahren „fond d'honnête homme" gehabt[1]). Mit welchen Lobsprüchen Maria Theresia selbst Herberstein in ihren Aufzeichnungen von 1751 bedachte, haben wir oben schon gehört.

Daß Maria Theresia in diesen Jahren auch Freundinnen gehabt hat, wissen wir nur aus wesentlich späteren Äußerungen von ihr. So nennt sie eine Gräfin Rosalia Edling (geb. 1695), die von 1724—1740 Kammerfräulein bei der alten Kaiserin gewesen war, in einem Schreiben von 1766 „liebste beste, älteste Freundin"[2]), woraus man wohl schließen darf, daß sie es in dieser Zeit schon gewesen ist, besonders da die Gräfin nach ihrer Verheiratung im Jahre 1740 nach Görz übersiedelte. Auch mit der später ihr so vertrauten Gräfin Enzenberg geb. Schack scheint sie nach einem auf den Rücken eines Heiligenbildes geschriebenen Billet aus dem Jahre 1746 damals bereits ein freundschaftliches Verhältnis unterhalten zu haben[3]). Die alte Gräfin Fuchs, mit der sie fortdauernd den liebevollsten Verkehr unterhielt, ist doch mehr als eine zweite Mutter, denn als Freundin anzusehen. Von den Kammerfräulein scheint sie eine Gräfin Kokorzowa bevorzugt zu haben, die schon bei ihr diente, als sie noch Großherzogin war, wenigstens wird sie von Khevenhüller öfters als deren alleinige weibliche Begleitung genannt. In großer Gunst stand nach demselben Gewährsmann auch das mit der Erziehung der beiden ältesten Erzherzoginnen betraute Fräulein von Hager. Beide waren ältere Damen, doch verschaffte ihnen die Kaiserin, die schon damals gerne Ehen stiftete, gute Partien: die Kokorzowa bekam im Juli 1748 den Feldmarschall Grafen Vasquez, die Hager gar einen Fürsten Trautson, der zuerst Schwierigkeiten

[1]) Ebd. 1743, 191.

[2]) Briefe 4, 549 und über die Gräfin ebd. 1, p. LXI.

[3]) „Justitia et Clementia. Meine liebe Schack! In Ansehung dieses Bildls erinnere Dich meiner in Deiner Andacht und seie versichert, daß allezeit verbleibe Deine gnädigste Frau M. Th." Arneth 7, 159.

gemacht hatte — „weilen des Fürſten Humor mit einer alten Freile (ſie war 45 Jahre alt) nicht zu ſympathiſieren ſchiene“ —, aber die Kaiſerin brachte ihn zuletzt doch dazu; er wurde zum Oberſthofmeiſter und ſie zur Oberſthofmeiſterin ernannt. Mit der Trautſon unterhielt ſie einen Briefwechſel, von dem ſich aus dieſen Jahren einige Stücke erhalten haben[1]); die von jener herrührenden ſind unbedeutend und laſſen nicht erkennen, wes Geiſtes Kind ſie war, die der Kaiſerin zeigen, daß ſie die Adreſſatin wert hielt, von ernſten Dingen mit ihr zu reden: ſo vernehmen wir einen Nachhall der Kataſtrophe von Soor darin[2]), auch große und kleine Sorgen, die ihr die Kinder bereiten, teilt ſie ihr mit. Wir werden ſpäter noch hören, daß die offenbar ſehr gebildete Dame ihr auch eine Art von literariſchem Beirat war und ſie, z. B. bei der Wahl von Theaterſtücken, die in Schönbrunn geſpielt werden ſollten, viel auf deren Urteil gab.

Der Hauptunterſchied zwiſchen dem damaligen Hof von Wien ſowohl und den anderen großen und kleinen Höfen Europas zur ſelben Zeit oder auch dem öſterreichiſchen in früheren Perioden liegt wohl darin, daß er hier gleichſam eine Familie bildete, zu der auch die Dienſtleute gerechnet wurden, in der eine junge Hausfrau liebevoll, aber nicht ohne Strenge waltete. Maria Thereſia war eine Herrin, von der damals noch die meiſten ſagen mochten: Deine Bürde iſt leicht und deine Laſt iſt ſüß. „Die Frau hat die beſondere Gab von Gott,“ ſagt Khevenhüller, „deren Leut Herz und Willen durch ihre freundliche Art alſo einzunehmen, daß man ihr nichts abſchlagen kann.“ Es kam freilich vor, daß ſie ſehr böſe wurde; Khevenhüller berichtet von heftigen Szenen nicht nur mit der alten Kaiſerin oder dem Gemahl, auch mit vertrauten Ratgebern: der Auftritt mit Bartenſtein im Jänner 1748, wo man ihre Stimme bis in die Anticamera hinaus hörte, wurde bereits erwähnt[3]). Diener und Dienerinnen ſcheute ſie ſich auch nicht, auf gut bürgerlich auszuſchelten, ja ſelbſt fremde Kinder, die in ihren Geſichtskreis traten und ſich unartig zeigten,

[1]) Veröffentlicht von René van Rhyn in der „Öſterreichiſchen Rundſchau“ 1912. 4, 171, 268.

[2]) Vgl. oben S. 272.

[3]) S. oben S. 73.

tüchtig abzukanzeln. Dies erfuhr nach einer bekannten Anekdote u. a. der kleine Haydn, der als Sängerknabe von St. Stephan während der Pfingstfeiertage von 1745 in Schönbrunn war und in seiner freien Zeit sich mit den Kameraden damit unterhielt, auf den Gerüsten des Schloßbaues waghalsig auf- und abzuklettern. Vergebens rief ihnen die Kaiserin vom Fenster aus zu, dann ließ sie den Kapellmeister kommen und befahl ihm, dem Rädelsführer — dies war eben Haydn, der „Sepperl" — einen „recenten Schilling" aufzumessen[1]). Solche Züge trugen vielleicht am meisten dazu bei, Maria Theresia populär zu machen. Bald waren denn auch die Wiener im Bann ihrer sieghaften Persönlichkeit. Sie sahen sie auch fast immer bei sich, denn sie war eine eingefleischte Wienerin; außer den Reisen nach Preßburg zum Reichstag, nach Prag zur Krönung, nach Linz zur Erbhuldigung und zuletzt nach Frankfurt verließ sie Wien und das kaum eine Wegstunde entfernte Schönbrunn nur auf kurzen Ausflügen, wie etwa nach Klosterneuburg oder nach benachbarten Schlössern, wenn's weit, war nach Bruck an der Leitha oder Holitsch in Mähren, wo ihr Gemahl ein Gut besaß. Es war vielleicht ein Fehler, daß sie die Provinzen so wenig besuchte; weder in Graz noch in Klagenfurt, Laibach oder Triest ließ sie sich sehen, weder nach Innsbruck oder gar nach Vorderösterreich kam sie, noch in das ihr gebliebene Stück von Schlesien, von Italien und den Niederlanden ganz zu schweigen. Freilich trug hiezu eine löbliche Rücksicht auf die großen Kosten solcher Reisen bei, aber die Hauptsache war doch, daß sie sehr ungern von Wien wegging. Sie kümmerte sich auch um das Wohl und Wehe der Bewohner, rechnete auch diese zu ihrer Familie. Viel war da wohl Tradition; wir haben gesehen, wie das auch ihre Mutter, die doch eine Fremde war, tat. Bei einer der großen Überschwemmungen durch den Eisgang der Donau, wie sie vor der Regulierung des Stromes im Jahre 1873 die nieder gelegenen Vorstädte Leopoldstadt, Rossau, Weißgärber und Erdberg so häufig heimsuchten, bewiesen Maria Theresia und ihr Gemahl eine tätige Teilnahme, die ihnen die Wiener hoch anrechneten. „Die Königin und der Herzog", erzählt Khevenhüller, „welcher letzterer (die

[1]) Pohl, Haydn 1^1, 270.

Königin kunnte ihres gesegneten Standes halber sich so weit nicht risquieren) sich sogleich selbsten da, wo die Not am stärksten geschienen, eingefunden und zur Herbeischaffung deren Lebensmitteln sowohl als übrigen Erfordernussen die behörige Befehl erteilet, haben durch ihre christliche Vorsorg das meiste beigetragen, daß bei diesem traurigen Zufall niemand das Leben eingebüßet und durch ihr Beispiel, da sie sogleich durch ihre Hofwägen Brod und andere Viktualien den Notleidenden zuführen lassen, Große und Kleine zur Ausübung dergleichen Werken der Barmherzigkeit angeeifert. . . . So viel nach dem bekannten Vers: regis ad exemplum etc. das gut und böse Vorspiel eines Regenten[1])."

Vergnügungen. Theater. Musik. Literatur. Bildende Kunst

I.

Den unschuldigen Vergnügungen der Jugend, denen sie sich vor ihrer Thronbesteigung unbefangen hingegeben hatte, huldigte sie nach der gewissenhaft eingehaltenen Trauerzeit für den Hingang des Vaters sogar mit überschäumender Lebenslust weiter, so daß nicht nur böse Zungen am Hof darüber Glossen machten, sondern auch die um ihre Gesundheit besorgten Freunde ihre Bedenken nicht verbargen. In den ersten Jahren wenigstens nahm sie da keinen Rat an. Am Reiten, das sie erst 1741 als Vorbereitung zur ungarischen Krönung, bei der sie zu Pferde erscheinen mußte, erlernte, fand sie bald ein solches Gefallen, daß sie nicht nur sehr häufig weite Spazierritte — etwa von Schönbrunn nach Kalksburg oder nach Brunn am Gebirge — machte, sondern sich auch an einem großen Karussell der adeligen Damen beteiligte; die Übungen für die zu Neujahr 1743 angesetzte Schaustellung begannen

[1]) Ebd. zum 4. März 1744, 212.

ſchon im September und, wie Khevenhüller erzählt, verging bis Dezember faſt kein Tag, wo ſie nicht auf die Reitbahn kam, um ſich in allen Künſten der „hohen Schule“ zu üben. Selbſt eine damals ſich wieder anmeldende Schwangerſchaft hielt ſie nicht davon ab, ja ſie verheimlichte ihren Zuſtand ſolange wie möglich, um das Reiten nicht aufgeben zu müſſen. Als dies dann bekannt wurde, gab es ſcharfe Bemerkungen darüber, die ſich aber hauptſächlich gegen die Ärzte richteten, weil man meinte, daß dieſe es ihr erlaubt hätten. Aber ſie hörte nicht auf ſie, und das einzige Zugeſtändnis, das ſie ihnen machte, war, daß ſie „weiberiſch“ ritt, während ſie es ſonſt nach der damaligen Mode „auf Männerart placieret“ tat, worüber es denn natürlich „ebenfalls an Remarquen nicht fehlete“. Auch dem Tanzvergnügen ſowie anderen Faſchingsbeluſtigungen gab ſie ſich ebenſo mit ganzer Seele hin, wie die unbedeutendſte junge Komteſſe, die eben erſt in die Welt eingeführt worden war; ſo beſuchte ſie 1743 die jeden Dienstag im Amalienhof ſtattfindenden Maskenbälle, ſelbſt maskiert, und „war nie ſo content, als wann ſie ſich alſo verſtellet, daß man ſie nicht kennte“, was ihr aber ſelten gelang: „ſonderlich wurden Sie an ihrem hurtig und freien Demarche gar bald erkannt.“ Von einer höchſt anerkennenswerten Leiſtung an Vergnügen berichtet Khevenhüller von der Faſtnacht desſelben Karnevals. Mittags fuhr ſie nach Möllersdorf zum Prinzen Karl, ſpeiſte dort, tanzte dann den ganzen Nachmittag bis 8 Uhr abends, kehrte nach Wien zurück, ſoupierte „en petite compagnie“, beſuchte hierauf mit dem Gemahl als bäuerliches Paar verkleidet den Maskenball im Ballhaus, dann mit raſch übergeworfenem Domino den auf der Mehlgrube, wo die Geſellſchaft etwas „gemiſcht“ war, machte hier ein paar Kontretänze mit, kehrte dann ins Ballhaus zurück und verweilte da bis zum Kehraus um 8 Uhr morgens. Dennoch war ſie eine Stunde ſpäter ſchon bei der Aſchermittwochfeier in der Kirche und erledigte dann noch vormittags und ſelbſt nachmittags einige Geſchäfte. Wieder fehlte es nicht an tadelnden Bemerkungen; man ſprach die Befürchtung aus, ſie werde ſich „das Geblüt zu ſehr erhitzen“, ſie habe noch nicht die Blattern gehabt und ſollte ſich doch mehr in acht nehmen, damit ſie nicht dasſelbe Schickſal habe wie Kaiſer Joſeph I., der an den Blattern

gestorben war. „Überhaupt," setzt Khevenhüller hinzu, „daß die Frau so sehr auf ihre Gesundheit stürmet und hierinfalls gar keinen noch so wohlwollenden Rat annehmen will!" Tarouca vereinigte sich mit Khevenhüller in Vorstellungen sowohl gegen das übermäßige Reiten wie das Tanzen. „Reden Sie nur," sagte sie ihm, „wenn ich auch jetzt darauf nicht zu hören scheine, so bleibt doch was hängen." Das Jahr darauf trieb sie es wieder so toll. Auf einem Maskenball veranstaltete sie einen besonderen, von ihr erdichteten Scherz: in einem halbdunklen, nur von einer Kerze erleuchteten Zimmer versammelten sich 33 als Harlekine verkleidete junge Damen, Maria Theresia mitten unter ihnen, dann mußten 33 männliche Harlekine hereinstürmen, schnell jeder eine Dame wählen und mit ihr wieder zur Tür hinaus in den hellen Tanzsaal. Ein Graf erwischte die Königin. Zuletzt zog die ganze Gesellschaft wieder in das Ballhaus auf der Mehlgrube, wo aber diesmal nur bis 6 Uhr getanzt wurde. Das Wiener Blut verleugnete sich nicht in ihr. 1747 konstatiert indes Khevenhüller schon eine Abnahme ihrer Vorliebe für solche Vergnügungen: „da die erstere Fröhlichkeit der Jugend allgemach vorüber und sie ohnehin wegen ihres öfteren gesegneten Standes sothanes Divertissement am wenigsten zu profitieren vermag." Ja, sie fing damals an, gegen Karnevalsausschreitungen sehr streng zu werden, und ließ „ein und andere von der Operabanda, weilen sie den Fasching hierdurch sich zu frech aufgeführet", von Wien abschaffen. Das Jahr darauf setzte sie jene berüchtigte Kommission ein, die alle heimlichen Zusammenkünfte von Liebesleuten verhindern sollte: wie sie vom Hof gern alle frivolere Galanterie verbannt hätte, so nun gar auch in der Stadt. Khevenhüller, gewiß ein sehr moralischer Herr, findet doch auch, daß dies „die Sache etwas weit treiben hieß", und bemerkt, man habe darüber nicht bloß in Wien, sondern „sogar in auswärtigen Zeitungen" darüber gespottet[1]).

---

[1]) Wenn auch Arneth von dieser Kommission nichts in den Akten gefunden hat, so ist doch des Zeitgenossen Khevenhüllers Aussage (zum 7. Jänner 1748, 202, und Anmerkungen, 467) zu bestimmt, als daß wir nicht daran glauben müßten.

Bedenklicher als ihre Tanzluſt war, daß ſie auch ziemlich hoch ſpielte. Ihr Gemahl trieb es trotz ſeiner ſonſtigen Sparſamkeit noch ärger, aber ſie ließ es nicht nur geſchehen, ſie war offenbar ſelbſt ſehr gern dabei. 1744 ließ ſie die Pharaobank in ihren Gemächern aufſtellen: „wiewohlen", bemerkt der getreue Eckhart Khevenhüller, „ſothanes und alles übrige Haſardſpiel allerorten in der Stadt auf das ſchärfſte verboten blieben." Das Ärgernis konnte doch nicht verborgen bleiben. Angenehm berührt es uns dagegen, daß ſie an dem Jagen und Schießen, wie es damals geübt wurde, kein Gefallen fand. Sie hatte Mitleid mit den Tieren; nur weil der Gemahl ein paſſionierter Jäger war und wohl auch um des Reitens willen nahm ſie bisweilen teil. Sehr liebte ſie im Sommer ländliche Vergnügungen wie Kirmeſſen, Waſſerfahrten auf ſchwanken Booten, wo ſie, die Furchtloſe, ſich über die Ängſtlichkeit mancher Damen beluſtigte, Weinleſen, wie ſie z. B. im Herbſt 1743 eine ſolche beim Erzbiſchof in Ober-St. Veit bei Wien beſuchte, wo es freilich nach der Schilderung Khevenhüllers ſo künſtlich zuging wie in einem Schäferſpiel auf dem Theater, denn da nur wenige Trauben an den Stöcken hingen, wurden ſolche angebunden; auch erhielten die Teilnehmer die übliche Ausſtattung der Winzer: „grüne Hütl, Tabliers, Butten, Krampen, Meſſer" — alles „gar ſchön gezieret und gemahlen"[1]). Auch an allerlei Kinderfeſten hatte ſie offenbar große Freude. Schon als ihre Älteſten ſieben und vier Jahre alt waren, veranſtaltete ſie Kindertheater und Kinderballette, wo keines der Teilnehmer über zehn Jahre alt ſein durfte. Beim Nachtiſch bekam ein jedes ein kleines Geſchenk: „Mein Mädl", erzählt Khevenhüller einmal, „bekame ein indianiſches Zupftrügerl[2]) mit einem goldenen Scheerl, woran die Königin mit ihrer eigenen Hand das Spulengold zum zupfen hineingerichtet hatte." Bei dieſen Kindergeſellſchaften wurde nicht auf Exkluſivität gehalten, im November 1746 lud ſie z. B. den Hofrat von Doblhoff dazu: „Wollt Ihr die Komödie, wo meine Kinder tanzen, ſehen," ſchrieb ſie ihm, „ſo kommt um fünf Uhr in meine Anticamera in die Burg." Die Kinder ſelbſt freilich gehörten nur dem hoffähigen Adel an.

[1]) Khevenhüller.

[2]) Trügerl von Truhe, kleines Behältnis.

II.

Das Theater nahm ebenso wie unter ihrem Vater unter den Hofvergnügungen einen breiten Raum ein. Die großen Opernvorstellungen in der Favorita gingen wohl ein, aber gespielt und gesungen wurde deshalb am Hofe kaum weniger. Dabei hielt zunächst der Geschmack, der damals geherrscht hatte, an: vorzüglich das italienische Singspiel wurde gepflegt. Von den Theaterbesuchen Maria Theresias, die Khevenhüller vermerkt, fallen weitaus die meisten auf diese Gattung. 1741 wurde das Hofballhaus am Michaelerplatz zu einem Theater umgebaut; die erste erwähnte Aufführung fand im Februar 1742 statt: „eine welsche gesungene Oper", der die Königin und ihr Gemahl beiwohnten. Von da an wurde wöchentlich 1—2mal darin gespielt, und Maria Theresia kam häufig dazu. Außerdem gab es vom Oktober 1743 an auch theatralische Vorstellungen in dem von Joseph I. erbauten Opernsaal in der Burg, dem späteren Redoutensaal, und später auch in Schönbrunn. Einmal dachte die Königin sogar daran, wie in ihrer Mädchenzeit in einem italienischen Musikdrama aufzutreten, es war zur Feier der Vermählung ihrer Schwester Marianne im Jänner 1744: Metastasio hatte dafür eine „Ipermenestra" gedichtet, Hasse die Musik komponiert. Schon hatte sie an einigen Proben teilgenommen, als sich Bedenken erhoben: „als ob es contra decorum laufen würde, wenn eine regierende Königin sich en spectacle geben wollte." Khevenhüller dachte diesmal nicht so streng: „man pflege doch", meinte er, „ansonsten nicht so austère zu sein, und hätte sich endlichen mit dem Beispiel des Louis XIV. bedecken können, welcher auf Comödien öffentlich gedanzet." Ihre Namens- und Geburtstage wurden öfters durch erste Aufführungen italienischer Singspiele gefeiert, so 1746 durch die „Clemenza di Tito", 1747 die „Costanza sopra tutto", 1748 durch Metastasios „Semiramide conosciuta", zu der der junge Gluck die Musik lieferte; man hatte nach Khevenhüller diese Oper „beflissentlich hervorgesucht, weilen in selber das Spectacle und die Dekorationen besonders magnifique ausfallen." Die Besetzung war auserlesen: „die besten Stimmen, so man finden können", u. a. war die „ihrer Aktion halber sehr renommierte" Sängerin Vittoria Tesi, die Trägerin der

Hauptrolle, mit noch einigen Virtuoſen eigens aus Italien verſchrieben worden. Die Aufführung fand denn auch ſehr großen Beifall, ſie wurde trotz der vorgerückten Jahreszeit fünfmal nacheinander wiederholt, und jedesmal erſchien der Hof, der auch der Generalprobe beigewohnt hatte. Bezeichnend iſt aber, daß Khevenhüller den Komponiſten gar nicht nennt, und ſo wird ihn auch die Kaiſerin nicht ſonderlich beachtet haben; freilich ſoll man in dieſer Muſik den Mann auch noch nicht haben ahnen können, „der ſpäter als Reformator der engſten Verbindung von Poeſie und Muſik nachſtrebte." Das Jahr 1748 was übrigens beſonders reich an muſikaliſch-theatraliſchen Neuheiten. Noch im Mai kam Metaſtaſios „Siroe" mit der Muſik von Wagenſeil, im Juli der „Alessandro nell' India" von demſelben Komponiſten, der jedoch nicht „mit beſonderer Approbation" aufgenommen wurde, „weilen man die Muſik nicht genugſam strapitosa und in das Ohr fallend befunden." Für den Oberſthofmarſchall war dabei wohl das Urteil der Kaiſerin maßgebend. Im September erſchien eine „Leucippe" mit Muſik von Haſſe, ein „Meiſterſtück des berühmten polniſchen Compoſitore", wie Khevenhüller bemerkt.

Neben der Oper wurde aber auch das Schauſpiel und zwar, ſcheint es, mehr als zu Karls VI. Zeiten gepflegt. Franzöſiſche Komödien wählte man meiſt für ſog. „Cavaliertheater", wo die Darſtellung von lauter hoffähigen Damen und Herren beſorgt wurde und in den häufig eingelegten Ballets auch die älteren kaiſerlichen Kinder bisweilen auftraten. Außer einer Anzahl verſchollener Stücke ſpielte man da einmal (Jänner 1747) auch Molières „Misanthrope", und zwar auf ausdrückliches Verlangen der Kaiſerin, die aber dazu, wie Khevenhüller weiß, durch die Fürſtin Trautſon angeregt wurde; im Februar 1748 kam der „Bourgeois gentilhomme" an die Reihe, diesmal auf Wunſch des Kaiſers; bei einem Ausflug zum Grafen Harrach nach Bruck a. d. Leitha im Sommer 1744 hat der Hof auch Voltaires „Zaïre", die damals ſchon 12 Jahre alt war, geſehen[1]). Der Kaiſer zog übrigens die deutſche

[1]) Die erſte deutſche Überſetzung erſchien nach Erſch, Das gelehrte Frankreich 3, 402, in Wien 1749.

CAROLVS . ALEXANDER
DUX LOTHARINGIÆ ET BARRENSIS

Nach einem Stich in der K. u. K. Familien u. Fideikommißbibliothek

Komödie der französischen vor, und wohl ihm zuliebe besuchte auch die Kaiserin nicht selten das Stadttheater, wo diese gepflegt wurde[1]). Von dem damaligen Spielplan dieser Bühne, die seit 1709 bestand, auf der einst der berühmte Hanswurst Stranitzky seine Triumphe gefeiert hatte, ist indes so gut wie nichts bekannt. 1747 wurde das erste regelmäßige Stück in Wien, ein Trauerspiel in Versen von Benjamin Ephraim Krüger, „Vitchab und Dankwart, die alamannischen Brüder", aufgeführt. Krüger, der dem deutschen Theater schon einen „Mahomet IV." geliefert hatte, stand ganz unter Gottschedischem Einfluß; das Stück war natürlich in Alexandrinern, im Druck leitete es ein Lobgedicht auf die Frau Gottschedin, geb. Kulmus, ein. Gottschedisch war auch, daß sich darin gelegentlich ein starkes deutsch-patriotisches Bewußtsein äußerte. Als der römische Gesandte den einen der Helden, Herzog Vitechab, für seinen Kaiser gewinnen will, antwortet dieser:

> Ein edles Herz verflucht verrätrischen Betrug.
> Bereitet euch zur Schlacht. Ich bin ein Deutscher. Gnug![2])

Am Wiener Hof von 1747 mochte ein solches Wort gewiß Anklang finden. Aber leider wissen wir nicht, ob sich die Kaiserin das Stück angesehen, und wenn, ob sie ihm Beifall gespendet hat[3]). Dagegen ist bezeugt, daß die Kaiserin am 18. Februar 1748 einer Aufführung des „Sterbenden Cato" von Gottsched beiwohnte; das Stück hätte, wie wir von einem Wiener Korrespondenten des damals schon hochberühmten Verfassers wissen, tags vorher aufgeführt werden sollen: „allein da Ihro Majestät die regierende Kaiserin denselben zu sehen

[1]) „Beide Majestäten haben im Stadttheater einer neuen deutschen Komödie abgewartet." (Das Stadttheater nächst dem Kärntnertor, an der Stelle, wo später das alte Opernhaus stand.) Pohl, Haydn, 1^1, 99 schließt aber mit Unrecht daraus, daß auch die Kaiserin die deutsche Komödie vorzog; die richtige Erklärung gibt wohl A. v. Weilen: „Die Wiener Theater" 1 (1899), 164; sie besuchte die deutsche Komödie mehr, um ihrem Gemahl eine Freude zu machen als sich selbst. — Über ihr Verhältnis zum deutschen Theater überhaupt ebd. 2^1 (1896), 38 u. f.

[2]) Ebd. 51; über Krüger: Waniek a. a. O. 408, 526 und Goedecke, Grundriß, 2. Aufl. 3, 371.

[3]) Das Diarium läßt da im Stich, da es die Stücke, die vom Hof besucht wurden, nicht nennt und wir das Datum der Aufführung des Krügerschen Dramas nicht kennen.

verlangt, ſo iſt die Vorſtellung desſelben bis morgen verſchoben worden[1])." Alle Logen waren ſchon für drei Aufführungen im vorhinein beſtellt, auch der Kaiſer, Prinz Karl von Lothringen und Prinzeſſin Charlotte[2]) fehlten nicht. Der Text war „zu deſto mehrerer Contentierung" des Publikums neu aufgelegt und abgedruckt worden und wurde am Eingang des Theaters verkauft[3]). Der „Sterbende Cato" kam übrigens ſpät genug nach Wien; die erſte Aufführung, in Leipzig, hatte ſchon 1731 ſtattgefunden; ſeitdem war er über alle deutſchen Bühnen von Riga bis Straßburg, von Roſtock bis Bonn gegangen, in Petersburg war er von Mitgliedern des dortigen Hofes geſpielt worden, in Gurk auf Befehl des Fürſtbiſchofs von dem jungen Adel, in Roſtock von Studenten; der Text lag 1748 bereits in 6. Auflage vor. Aber wiederum wiſſen wir nicht, wie das Stück von der Kaiſerin aufgenommen wurde. Nach unſerem Geſchmack, für den es ein Ungeheuer von Langeweile iſt, dürfen wir natürlich nicht urteilen. „Der Charakter des Cato mit ſeiner allgemeinen typiſchen Bedeutung, mit ſeinem ſtarren dogmatiſchen Gepräge entſprach vollſtändig dem Sittlichkeitsideal der Zeit." Überdies enthielt der Aufbau des Dramas einige erregende Momente, wie ſie auf der damaligen deutſchen Bühne noch ziemlich ſelten waren. Ob freilich die Kaiſerin für dieſe relativen Vorzüge etwas übrig hatte, iſt zweifelhaft. Eher mochte ſie dadurch beſtochen werden, daß dem chriſtlichen Empfinden Rechnung getragen war. Cato betont in dem Monolog vor ſeinem Selbſtmord (5. Akt) die Unſterblichkeit der Seele, und ſterbend bittet er die Götter um Vergebung, wenn er mit ſeinem Selbſtmord vielleicht zu viel getan. Auf jeden Fall dürfte die Redſeligkeit der Perſonen die Kaiſerin gelangweilt haben, dafür bürgt uns ihre Lebhaftigkeit. Nicht ſo beſtimmt wagen wir anzunehmen, daß ſie deren Hohlheit und Unwahrheit empfunden hat, denn die Eindrücke der Bühne werden nach anderen Geſetzen aufge-

[1]) Weißkern an Gottſched, 17. Februar 1748, bei Danzel, Gottſched und ſeine Zeit (1848) 291.

[2]) Die Schweſter des Kaiſers, die bis zum J. 1754, wo ſie als Äbtiſſin des Damenſtiftes von Mons in die Niederlande überſiedelte, in Wien in der kaiſ. Familie lebte.

[3]) Waniek, a. a. O. 556.

nommen als die des Lebens: der realiſtiſche Sinn der Kaiſerin mochte dort durch den herrſchenden Geſchmack, dem ſich ſelbſt literariſch Hochgebildete nicht immer zu entziehen vermögen, eingeſchläfert werden. Aus den Nachrichten, daß der „Cato“ im Sommer desſelben Jahres auch durch das Liebhabertheater in Schönbrunn aufgeführt wurde, 1749 dort Gottſcheds für uns ebenſo langweilige „Atalanta“ ſowie eine deutſche Tragödie „Demetrius“, deren Autor nicht genannt wird, die aber ſicher ganz in Gottſchedſchem Geſchmack gehalten war, folgten, in der letzteren ſogar die kleinen Erherzoginnen Marianne und Marie, ſowie der Erzherzog Joſeph die Hauptrollen ſpielten, dürfen wir wohl entnehmen, daß ſich die Kaiſerin hier ebenſowenig der herrſchenden Mode entzog wie das Wiener Publikum, das ſich im Stadttheater nicht nur den „Cato“ wiederholen, ſondern auch eine „Iphigenie“, eine „Cornelia“ und andere regelmäßige Stücke im Stile des „Cato“ vorſetzen ließ[1]). Aber daneben wurden doch auch die deutſchen Burlesken mit ihrem Hanswurſt und die eben gegen jene regelmäßigen Tragödien gerichteten Parodien nicht verſchmäht. 1747 geſtattete die Kaiſerin auch einer italieniſchen Truppe zweimal in der Woche in Schönbrunn Komödie zu ſpielen, wobei die Hauptſache die „Sprüng und Gaukeleien“ geweſen zu ſein ſcheinen, die die „Danzer und Springer“ in den Zwiſchenakten vorführten. Um dem Zuſpruch der Truppe in der Stadt nicht zu ſchaden, lud die Kaiſerin rückſichtsvoll nur ſolche Perſonen ein, die in Schönbrunn oder in der Nähe davon wohnten[2]).

III.

Tiefer als das Intereſſe Maria Thereſias für das Schauſpiel ging jedenfalls ihr muſikaliſches. Schon daß ſie wenigſtens daran gedacht hat, eine Partie in einer Oper zu übernehmen, ſpricht dafür, aber wir wiſſen auch, daß ſie zu ihrem eigenen Vergnügen und im allerengſten Kreiſe Geſang und Klavierſpiel pflegte. Denn wenn ſie der holländiſche Geſandte Graf Bentinck, wie er erzählt, im Sommer 1750 am Klavier ſingen hörte, ſo ſetzt dies doch eine Übung in den vorhergehenden

[1]) Ebd.; dazu Khevenhüller.
[2]) Khevenhüller.

Jahren voraus. Bentinck wurde damals wiederholt von ihr in Audienz empfangen, wobei auch der Kaiser zuweilen anwesend war und nicht nur von Geschäften gesprochen wurde. Einmal kam da die Rede auf Musik; der Kaiser verriet, daß seine Gemahlin sich in dieser immer noch versuche und drang in sie, dem Grafen, der ein Kenner sei, eine Probe von ihrer Kunst zu geben. Sie zierte sich nicht lang und lud ihn dazu für den Nachmittag des 2. August nach Schönbrunn. Als Bentinck kam, führte ihn der Kaiser sofort zu seiner Gemahlin; es waren außerdem noch der Komponist Wagenseil und der englische Gesandte Lord Keith zugegen. „Die Kaiserin", erzählt Bentinck, „war sehr befangen und sagte dies auch. ‚Ich muß wohl eine sehr gute Freundin von Ihnen sein', „fügte sie hinzu, ‚um das zu tun, was ich jetzt tue'. Endlich setzte sie sich ans Klavier und sang eine Arie, dann noch eine, die schon besser, eine dritte, die noch viel besser war. Nun wollte sie aufhören, aber der Kaiser drang so lange in sie, bis sie noch drei Stücke zugab. Ich war außerordentlich überrascht, ja entzückt über das, was ich hörte, und über die Anmut, mit der sich die Kaiserin betrug, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihr zu sagen, sie gemahne mich an jene Märchenprinzessinnen, denen bei ihrer Geburt eine gute Fee alle möglichen köstlichen Gaben in die Wiege lege. Die Kaiserin entgegnete lachend: ‚Aber es ist immer auch eine böse Fee dabei, die alles wieder verdirbt[1]).'" In diesem Bericht fehlt nun freilich, was uns am meisten interessiert hätte: was denn für Arien die Kaiserin gesungen hat. Vielleicht könnte man aus der Anwesenheit Wagenseils schließen, daß sie eine oder mehrere von dessen Kompositionen gewählt hat. Nun sind allerdings einige Lieder von ihm überliefert[2]), aber seine Stärke und Beliebtheit lag nicht auf diesem Gebiet. Vermutlich waren es doch italienische Arien, die sie dem Grafen vortrug. Ihr Lehrer Hasse hat eine große Anzahl von Kompositionen zu italienischen Liedertexten geliefert[3]). „Ich habe seine Kompositionen immer vor allen andern geschätzt," sagte sie einmal — freilich dreißig

[1]) Beer, Bentinck, 89.

[2]) 6 Hefte „divertimenti" (Sonate für Klavier) hat er den Erzherzoginnen gewidmet: Eitner, Quellen-Lexikon 6, 151.

[3]) Ebd. 5, 36.

Jahre später — „er war der erste, der die Musik angenehmer, leichter gemacht hat[1]." Auch Jomelli (1714—74)[2]) und Mancini (1716—1800)[3]) kämen noch in Betracht. Was wir modern nennen, war damals keiner mehr von diesen; Händel wäre dies gewesen, der damals, obwohl schon ein hoher Fünfziger, noch immer seine Glanzzeit hatte: 1742 war sein „Messias", 1743 sein Tedeum (für die Dettinger Schlacht). Aber er war in London, und seine Musik kam erst viel später nach Wien. Gluck dagegen war, wie schon erwähnt, in seinen ersten Anfängen.

IV.

Von einem Anteil Maria Theresias an der schönen Literatur außerhalb des Theaters ist sehr wenig zu berichten. Am Hofe scheint immer noch italienische Literatur am meisten gegolten zu haben und in dieser wieder vor allem Metastasio. 1748 begrüßte der siebenjährige Erzherzog Joseph den Vater beim Geburtstag mit einem Gedicht dieses Poeten. Übrigens war Metastasio damals wenig produktiv und 1745 verstummte er infolge einer Krankheit für längere Zeit völlig. Ob andere italienische Dichter am Hofe gelesen wurden, wissen wir nicht. In Betracht kämen allenfalls Migliavacca, der sächsischer Hofpoet war, dann Tagliazucchi, der später (nach 1750) auch nach Wien kam[4]). Die moderne französische Literatur, die damals schon an allen deutschen Höfen sehr beliebt war, scheint in Wien wenig Eingang gefunden zu haben. So vernehmen wir außer gelegentlich jener Aufführung der „Zaïre" den Namen Voltaire gar nicht; weder sein „Mahomet" (1742), dessen Widmung doch der Papst angenommen hatte, noch die „Mérope" (1744) oder die „Sémiramis" (1748) werden in dem Kreise, in dem Maria Theresia lebte, genannt, noch weniger seine kleineren satirischen Erzählungen wie „Le monde comme il

[1]) An Maria Beatrix: 17. August 1771: Briefe 3, 119.

[2]) Eitner 5, 294. Er war 1748—49 18 Monate in Wien; es sind viele Arien von ihm erhalten, darunter solche mit dem Datum 1746.

[3]) Wie oben (S. 31) schon erwähnt, war er vom Kaiser (Karl VI. oder Franz I.?) nach Wien berufen worden, die kais. Kinder zu unterrichten. Im britischen Museum befindet sich ein Sammelband, der viele Arien und Motetten von ihm enthält (Eitner).

[4]) Landau, Ital. Literatur im 18. Jahrhundert 554, 555.

va" (1746), „Memnon" (1747), „Zadig ou le destin" (1748)[1]. Aber auch von den Neuigkeiten der deutschen schönen Literatur drang in der ersten Hälfte dieses Dezenniums kaum etwas nach Wien, geschweige denn an den Hof. Die spärlichen Beziehungen, die wir da in der letzten Zeit Karls VI. geknüpft fanden, scheinen in den folgenden Kriegsjahren nicht weiter gepflegt worden zu sein[2]). In dem Jahre, da Maria Theresia den Thron bestieg, erschienen die epochemachende Schrift von Bodmer über das Wunderbare und Breitingers „Kritische Dichtkunst", die den Anlaß zu dem berühmten Literaturstreit zwischen Gottsched und den Schweizern gaben, von 1741 an bis 1745 unter der Patronanz Gottscheds Schwabes „Belustigungen des Verstandes und Witzes", die Beiträge von Gellert, Rabner, Zachariae („Der Renommist") brachten; 1742 kam Uzens „Frühling" heraus; 1744 schufen Gärtner, Cramer und J. A. Schlegel in den Bremer Beiträgen der Anti-Gottschedischen Richtung ein literarisches Organ. Aber erst von 1746 an wirkte diese lebhafte Bewegung der deutschen schöngeistigen Welt auf Österreich, und auch da nur sehr leise, herüber[2]). Ein Freiherr von Petrasch, geb. 1714 zu Brod in Kroatien, Offizier, der unter dem Prinzen Eugen 1732 am Rhein gekämpft, dann quittiert und weite Reisen gemacht hatte[3]), begründete in diesem Jahre in Olmütz eine literarische Gesellschaft, die „Societas incognitorum in terris austriacis", die von 1747 an auch eine Zeitschrift „Monatliche Auszüge alt- und neuer gelehrter Sachen" herausgab; es war eines von den Literaturblättern, wie sie nach dem Vorbild der Leipziger Acta Eruditorum (1682) in Deutschland damals schon ziemlich zahlreich emporgeschossen waren; in Österreich war es das erste Unternehmen dieser Art[4]). In der Ankündi-

[1]) Ganz vereinzelt steht die Nachricht, daß sich mehrere aristokratische Damen über Crébillons Catilina unterhielten: Brief der Frau Gottsched an die Fürstin Dietrichstein, geb. Khevenhüller, vom 2. November 1749, also aus etwas späterer Zeit. Die andern Damen waren eine Gräfin Harrach und eine Fürstin Liechtenstein. Außerdem war noch Joseph Khevenhüller zugegen: Danzel, Gottsched 295.

[2]) Zeidler-Naglers Österr. Literaturgesch. läßt einen für die Jahre 1740 bis 1748 gänzlich im Stich; sie hat nichts als (2[1], 775) aus Waniek ein paar Worte über den unten genannten Petrasch.

[3]) Wurzbach 22, 106.

[4]) Waniek a. a. O. 549.

gung wurde als Hauptzweck die Pflege der deutschen Muttersprache genannt, aber den Inhalt bilden doch fast ausschließlich Anzeigen von gelehrten Büchern und nicht bloß von deutschen. Immerhin brachten die „Auszüge" auch einige Mitteilungen aus der neuesten schönen deutschen Literatur, so z. B. im 4. Stück des 3. Bandes (1748) ein paar Musterbeispiele aus den 1746 erschienenen Fabeln und Erzählungen Gellerts: „Die Tanzbären", „Die Geschichte von dem Hut", „Der Fuchs und die Elster", „Das Land der Hinkenden", „Der Hund" („Phylax, der so manche Nacht ...."), „Die Spinne", „Die Biene und die Henne"; im selben Stück werden die „Oden und Lieder" Hagedorns (Hamburg 1747) angepriesen: „der große Hagedorn", der „niederländische Anakreon" wird der Verfasser genannt, sein „ungezwungenes Feuer", sein „reizender Geist", sein „froher Sinn" gerühmt, so wie daß er „allezeit in den Schranken sittsamer Ausdrückungen" verbleibe; auch hier sind einige Proben gegeben („An die Freude", „Der Lauf der Welt", „Grenzen der Pflicht"), und die Neuerung der reimlosen Verse, die ein Vorurteil aus der deutschen Poesie ausgeschlossen wissen wolle, wird verteidigt. Auch die österreichische Literaturgeschichte geht nicht ganz leer aus; im 3. Stück desselben Bandes findet sich ein „kurzes Verzeichnis einiger österreichischer alter Dichter, die in deutscher Sprache geschrieben haben", das keinen Geringeren als Gottsched zum Verfasser hat. Es war dies wohl der Dank dafür, daß die „Gesellschaft der Unbekannten" schon 1747 den Leipziger Literaturpapst zum Ehrenmitglied ernannt hatte; im letzten Band wurde dann auch dessen „Grundlegung der deutschen Sprachkunst" mit geziemendem Lobe angezeigt. Daß die einzelnen Hefte der „Auszüge", die schon 1748 aus dem ursprünglichen Olmützer in einen Wiener Verlag übergingen, aber mit diesem Jahr auch bereits ihr Ende fanden[1]), auch auf den Schreibtisch Maria Theresies ihren Weg fanden, ist schon deshalb kaum zweifelhaft, weil sie auch manches zu ihrem

[1]) Von ihrem Eingehen berichtet Franz von Scheyb an Gottsched am 1. Februar 1749: sie, die nur mehr ein Schutthaufen „wie die alte Stadt Herculea" ... „Ich war ein Mitglied derselben, und seit 11 Monaten ist sie still." Schuld daran seien „die Schutzgötter des alten Schlendrians, die Geistlichen, die Universität ꝛc." Danzel a. a. O. 292.

Preis enthielten, ſo ein Gedicht von einem Ferdinand Pamer in Ödenburg, das anhebt: „Monarchin Ungarlands, Du Luſt der treuen Staaten ....“ Die Redaktion bemerkt hiezu, der Verfaſſer habe Deutſchland — d. h. hier das Land weſtlich von der Leitha — nie betreten: „nichts kann uns mehr Anfriſchung geben, als dieſes, ſo wir uns in unſerer eigenen Mutterſprache ſogar von Land- und Sprachfremden nicht wollen übertreffen laſſen[1].“ In mehreren Fortſetzungen wird eingehend über Scheybs „Thereſiade“ berichtet, das bedeutendſte Dichterwerk, das nicht nur in dieſen Jahren, ſondern überhaupt zum Lobe der Kaiſerin erſchienen iſt.[2]) Wenn aber Maria Thereſia einen Blick in dieſe Hefte warf, ſo dürfte ſie wohl der ſchlichte Ton der Gellertſchen Fabeln mehr angezogen haben als die pompöſen Oden oder die weitſchweifige Paraphraſe des großen Heldengedichts, in denen ſie und ihre Taten gefeiert wurden. Von der ſonſtigen Tätigkeit der gelehrten „Geſellſchaft der Unbekannten“ erhielt ſie jedenfalls auch durch die ſehr ſchön in Folio gedruckten „Reden und Gedichte“ Kenntnis, die „den 15. Weinmonat im Jahre 1747“ dort abgeleſen wurden. Da war an erſter Stelle eine Rede, die an ihrem Namenstag von Petraſch ſelbſt vorgetragen worden war: es iſt eine im Vergleich zu anderen derartigen Produkten der Zeit nicht allzu überſchwengliche und knapp gefaßte, nicht üble Charakteriſtik ihres Weſens und ihrer Bedeutung für den öſterreichiſchen Staat. Die zweite Rede zu demſelben Anlaß wurde von dem Auguſtinerchorherrn von St. Pölten, Raimund Duellius, gleichfalls in der Geſellſchaft gehalten. Dann folgen Sonette von Petraſch, eine Ode und mehrere Gedichte von anderen Verfaſſern und ſchließlich auch eine Reihe von italieniſchen Poeſien, alle zum Preiſe der Kaiſerin. Dies war wohl ihre vornehmſte Beziehung zur ſchönen Literatur, daß ſie den Poeten als Vorwurf für ihre Dichtungen dienen mußte. Es iſt bezeichnend, daß Scheyb, der ſie in jenem Epos in nicht weniger als zwölf Büchern von je 4—500 Verſen beſang, ſonſt überhaupt nichts gedichtet hat: ſie machte ihn erſt und allein zum Dichter. Franz Chriſtoph von Scheyb war kein Öſterreicher, er wurde 1704 zu Thengen in Schwaben geboren,

[1]) 3. Band, 1. Stück.
[2]) Vom 1. Band an.

kam aber früh nach Wien, studierte bei den Jesuiten und hatte dann das Glück, vom Grafen Thomas Harrach als Hofmeister seiner Kinder nach Neapel mitgenommen zu werden; später machte er im Gefolge eines Grafen Thun große Reisen durch fast ganz Europa und vollendete seine Studien in Leiden; von 1731—1737 weilte er als Privatsekretär des damaligen kaiserlichen Botschafters beim päpstlichen Stuhl Grafen Johann E. Harrach, Bischofs von Neutra, in Rom. Nach seiner Rückkehr wurde er Sekretär der n. ö. Landschaft und verblieb nun in dieser Stellung. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit kunsthistorischen und antiquarischen Studien[1]). Die „Theresiade" verfaßte er, als er auf der Höhe des Lebens stand, als ein angehender Vierziger; 1746 war sie vollendet. Seine Heldin hat er nur in ehrfurchtsvoller Distanz, bei öffentlichen Anlässen und Schaustellungen, wie bei den Landtagseröffnungen, wo er ja als Beamter Dienst tat, studieren können; von einem Verhältnis, wie es etwa die italienischen Renaissancepoeten zu den Fürstinnen, die sie besangen, war keine Rede; es ist ihm niemals die Ehre widerfahren, wie Doblhoff in einen intimen Kreis zu Hof geladen zu werden, dazu war sein Rang doch zu subaltern. Dennoch brachte er auch so genug Begeisterung auf, um damit einen starken Quartband zu füllen[2]). Wenn man die Kaiserin beklagt hat, daß sie keinen besseren Dichter gefunden hat, so werden wir in diese Klage wohl einstimmen, aber die Zeit brachte keine viel besseren hervor. Scheyb ist kein unwürdiger Schüler Gottscheds, den er selbst als seinen Meister verehrte, ja wir Nachgeborenen finden kaum einen Unterschied zwischen den beiden: Poesie ist weder bei dem einen, noch bei dem andern; große Worte, Pathos, die gelehrten Arabesken der Barockekunst sind hier wie dort und in Reinheit und Sauberkeit der Sprache steht Scheyb hinter Gottsched nicht weit zurück. Das Lob, das dem Dichter

[1]) Wurzbach 29, 248. Dazu die Briefe an Gottsched bei Danzel a. a. O., die viel Charakteristisches enthalten; Danzel (S. 298) nennt Scheyb darnach mit Recht „einen frischen behaglichen Südländer, mit offenem Herzen, ungezwungen, geschwätzig . . ." Auch ein gesundes politisches Urteil hat er, was sich in der Art zeigt, wie er den Aachener Frieden und die Haltung der Engländer, die der Kaiserin so sehr zum Schaden gereichte, ansieht.

[2]) In prachtvoller Ausstattung mit Buchschmuck von Kleiner „bei dem Buchführer zum goldenen Vließ auf dem Judenplatz" erschienen.

der „Thereſiade“ erſt kürzlich geſpendet wurde[1]) — er leite durch ſeine Größe, Klarheit und Lebendigkeit die neuere deutſche Literaturperiode ein —, iſt freilich übertrieben, aber ebenſowenig darf man ſein Epos als ein Produkt anſehen, das in ſeiner eigenen Zeit von den Gebildeten als verfehlt oder gar als lächerlich empfunden worden wäre. Die Anti-Gottſchedianer ließen es allerdings ſo wenig gelten wie ſpäter Schönaichs „Hermann“, obwohl doch die Thereſiade bei ihnen viel glimpflicher wegkam: dies war aber Geſchmacksſache, zwiſchen 1740 und 1748 war dieſes Heldengedicht immerhin eine unverächtliche literariſche Leiſtung. Dem Prolog wird man ſelbſt heute eine gewiſſe rhetoriſche Kraft nicht abſprechen können:

Wer iſt von euch, der jung doch Alten gleich gekämpfet,
Der, aller Hilf entblößt, den Sieger ſelbſt erſchreckt?
Wer iſt, der ohne Macht die größte Macht gedämpfet
und, faſt am Untergang, den Lorber aufgeſteckt?
Werft den erſtaunten Blick auf dieſe Zier der Frauen:
Sie läßt das Wunder euch in ihren Taten ſchauen.

Der böſeſte Mangel des Werkes iſt in unſeren Augen, daß uns die Taten der Heldin im Grunde gar nicht oder doch nur höchſt ſummariſch und ohne jede Bildhaftigkeit vorgeführt, und daß wir viele hundert Verſe nur mit einem allegoriſchen Wettſtreit aller möglichen Tugenden unterhalten werden, welche von ihnen der Heldin am meiſten gefrommt hat und welche es verdient, in dem Fries des Siegestempels, den ihr ihre Völker aufführen wollen, zu prangen. Die Weisheit entſcheidet zuletzt:

... Niemand von euch wird dieſen Vorzug haben,
Nein, keine ſoll ſich ſelbſt mit einem Rang begaben:
Es ſei dem ganzen Kreis ein jedes Werk gemein.

Ihr ſelber werdet es, Freundinnen, mir geſtehen,
Wie ſchwer das Herrſchungsamt von ſtatten würde gehen,
Wenn man zu dieſem Ziel nur eine Tugend wählte.

Was hält der Erde Rund? Der Sterne Kreis? Die Welt?
Des Werks Zuſammenhang, in den es Gott geſtellt,
Gewicht und Maß und Zahl, End', Anfang, Ziel und Zeit:
Kurz, alle Welt beſteht in der Einſtimmigkeit.

[1]) Von Richard von Kralik in ſeinem „Wien“ (1910) 409.

Zum Schluß fordert Thalia, die der Dichter den Streit der Tugenden mit anhören läßt, diesen ziemlich unvermittelt auf, Maria Theresia zu besingen:

> Du wirst die Königin auf einem Ehrenwagen
> (sprach sie) bis in den Kreis der spätesten Nachwelt tragen ...

Von Handlung, von einer Folge spannender Begebenheiten ist also keine Spur; die Charakteristik der Heldin ist nur durch Lobpreisungen ihrer Taten, nicht durch diese selbst, ja nicht einmal durch bezeichnende Äußerungen aus ihrem Munde gegeben. Aber mit allen diesen Fehlern blieb der Dichter im Geschmack seiner Zeit und stieß höchstens bei den vorgeschrittensten literarischen Feinschmeckern an. Wir glauben zwar nicht, daß Maria Theresia selbst dieses Epos ganz gelesen hat, aber nicht, weil es ihr ästhetisch nicht genügte, sondern weil sie sich für eine solche Lektüre nicht so viel Zeit nahm und wir von anderen Gelegenheiten her wissen, daß sie nichts weniger liebte als langatmige Lobeserhebungen ihrer Person.

Petrasch und Scheyb waren nicht nur Verehrer und Nachahmer des „großen" Gottsched, sie standen — wie schon erwähnt — auch in schriftlichem Verkehr mit ihm und suchten seiner Lehre und seiner Dichtung in Österreich Eingang zu verschaffen. Als dritter Apostel Gottschedschen Geistes war der Sekretär des österreichischen Gesandten in Dresden, Grafen Nikolaus Esterházy, Johann Christoph Löschenkohl tätig, der 1743 viel im Gottschedschen Haus verkehrt hatte, 1747 Frau Gottsched als zehnte Muse besang und es bei seiner Rückkehr nach Wien als seine Pflicht erklärte, den Weltruhm Gottscheds in seinem Vaterlande zu verbreiten[1]). So drang denn dieser zuletzt doch auch in die Hofburg. Hier war jene Fürstin Trautson, geb. Hager, ihr Organ; sie stand mit Gottsched sowohl wie mit Frau Adelgunde im Briefwechsel und vermittelte wenigstens die Kenntnis der Poesien der letzteren der Kaiserin. „Ihre Majestät haben alles gelesen," schrieb sie jener im März 1749, „die Reise aber des kleinen Liebesgottes habe ich die Gnad gehabt, ihr vorzulesen und hat eines und das andere alle

[1]) Waniek a. a. O. 281. — Briefe von Löschenkohl an Gottsched finden sich bei Danzel a. a. O. 306 u. f., doch sind sie aus späterer Zeit (November 1749). Bei Wurzbach fehlt Löschenkohl.

Approbation gefunden, doch mit dem demutsvollen Einwurf, daß so vieles Lob ihr keineswegs gebüre[1])." Nachdem Gottsched so durch seine Jünger und Gönner in Wien den Boden für gehörig bereitet hielt, entschloß er sich selbst, hierher zu kommen. So steht denn am Ende dieser Periode die bemerkenswerte Begegnung der großen deutschen Fürstin, die ihrem Gemahl die Kaiserkrone gebracht, mit dem Mann, der, was man auch gegen ihn sagen mag, damals immer noch der angesehenste Vertreter der deutschen Literatur gewesen ist.

Gottsched verfolgte mit seiner Reise den Plan, in Wien eine deutsche Akademie nach dem Vorbild der Académie française zu begründen. Obwohl er auf eine erste briefliche Anfrage von Scheyb eine recht entmutigende Antwort erhalten hatte, hoffte er die Sache vielleicht doch persönlich durchsetzen zu können, und da ihn überdies der Reichtum der Hofbibliothek und wahrscheinlich auch die Aussicht auf allerlei Ehrungen lockte, so kündigte er im Sommer 1749 den Wiener Freunden seine bevorstehende Erscheinung an. „Alle Liebhaber der deutschen Gelehrsamkeit", entgegnete ihm Scheyb, „erfreuen sich auf dero Ankunft." Am 12. September langte er mit seiner Frau, von einem Karlsbader Badeaufenthalt kommend, über Nürnberg und Regensburg in der Kaiserstadt an. In Karlsbad hatte er eine Ode verfaßt und in Regensburg sie eilig drucken lassen, in der er seiner Sehnsucht, die Kaiserin zu sehen, Ausdruck gab; er brachte sie nach Wien mit, und durch Grafen Esterházy wurde sie der Kaiserin vorgelegt. Doch mußte er ziemlich lange warten, bis sie ihn empfing. Zum erstenmal sehen aber konnte er sie schon am zweiten Tag nach seiner Ankunft bei der alljährlich um diese Zeit zum Gedächtnis der Befreiung Wiens von der Türkengefahr im Jahr 1683 abgehaltenen feierlichen Prozession. Am 15. September durfte er einer Eröffnungssitzung des niederösterreichischen Landtages beiwohnen, bei der die Kaiserin, wie immer bei diesem Anlaß, eine Ansprache an die Stände hielt. Die Eindrücke, die er da empfing, hat er später in

[1]) Danzel a. a. O. 293. In demselben Brief erwähnt die Fürstin „viele schöne und sinnreiche Schreiben", die sie von der Adressatin und deren Gemahl erhalten, und spendet den „vollkommen schönen Poesien" der ersteren alles Lob.

einer Universitätsrede überschwenglich geschildert[1]). Am 28. September wurde er endlich mit seiner Gemahlin von Maria Theresia in einer allgemeinen Audienz in Schönbrunn empfangen. Im Vorsaal, der voll Wartender war, begrüßte ihn Graf Esterházy und stellte zunächst Frau Gottsched der Obersthofmeisterin Fürstin Trautson, die mit den jungen Erzherzoginnen in den Saal getreten war, vor. Die Fürstin wandte sich an die Prinzessinnen mit den Worten: dies sei die berühmte Frau, von der sie bereits reden gehört hätten. Dann empfing die Kaiserin das Paar in einem kleinen Gemach. „Ich sollte mich scheuen, mit dem Meister der deutschen Sprache deutsch zu reden," begann sie, „wir Österreicher haben eine sehr schlechte Sprache." Gottsched versicherte, er habe schon vor vierzehn Tagen das reine und vollkommene Deutsch bewundert, mit dem die Kaiserin „gleich der Göttin der Beredsamkeit" bei Eröffnung des Landtages ihre Stände angeredet habe. Sie lachte: „So, haben Sie mich belauscht! Es ist gut, daß ich das nicht gewußt hab', sonst wär' ich stecken geblieben." Während des Gesprächs traten der Kaiser, Erzherzog Joseph mit seinem Oberstthofmeister und Prinzessin Charlotte ein; es drehte sich nun um die Leipziger Universität, die Wiener Sehenswürdigkeiten und Bibliotheken und dauerte fast drei Viertelstunden[2]). Die Auszeichnung, die dem Ehepaar Gottsched durch die Privataudienz erwiesen wurde, machte in ganz Deutschland großes Aufsehen. Gottsched sandte

[1]) Von der Prozession sagt er da: Nec mollior hic in gressu tarditas, nec festinatio nimia, levitatis index certissima". Er rühmt die majestätische Schönheit der Kaiserin und daß sie keinen übermäßigen Schmuck angelegt. — Von ihrer Rede im Landtag: „Mira praeterea vocis eius suavitas; publice enim dicentem et admirabili facundia status Austriae inferioris ex Throno alloquentem audivi": Singularia Vindobonensia (1749) p. XX, XXI. Gottsched hielt die Rede am 1. Adventsonntag dieses Jahres als Procancellar der Universität vor Rektor und Dekanen in der Aula zu Leipzig

[2]) Über die Wiener Reise G.s und ihre Nachwirkung hat Waniek a. a. O. 553 alles zusammengetragen. Woher aber die Äußerungen der Kaiserin in der Audienz stammen, sagt er nicht: weder in einem der von Danzel mitgeteilten Briefe noch in den Singularia Vindob., noch in dem unten erwähnten Lobgedicht finden sie sich; in den beiden letzteren wird der Audienz wohl gedacht, aber nur in allgemeinen Ausdrücken: At! Quae tunc oris divini in colloquiis Utriusque gratia! Quibus me ab indulgentissimis principibus, familiari paene, amico saltem modo beatum fuisse aeternum recordabo.

ſelbſt an mehrere auswärtige Zeitungen Berichte darüber ein, und auch in jener Univerſitätsrede, die natürlich alsbald gedruckt wurde, machte er ſich Reklame, pries aber darin auch Wien als die Hauptſtadt der Deutſchen, die ſich mit Paris und London meſſen könne, fordert ſeine Landsleute auf, nicht ins Ausland, ſondern nach Wien zu reiſen, wo man alles finde, was jene bieten und noch dazu das Deutſch. Die Kaiſerin beſang er nochmals zur Feier ihres Namenstages (15. Oktober):

„Ich habe Sie geſehen, die größte Kaiſerin,
Des Himmels Meiſterſtück, die ſchönſte Königin,
Der Tugend Ebenbild, den Ausbund aller Frauen,
Und wem hat's je geglückt, was Größeres anzuſchauen?

Wäre Leipzig leer, ganz Sachſen unbewohnt, er würde dennoch tauber Luft und völkerloſen Fluren erzählen, was er zu Wien geſehen:

Allein, wo heb' ich an? Der Wunder Überfluß,
So ich allda bemerkt, macht, daß ich wählen muß.
Ein edler Kaiſerſitz, das Kleinod deutſcher Staaten,
Germaniens Paris, der Schauplatz großer Taten,
Die Öſterreichs Macht und Glück dreihundert Jahre her
So weislich ausgeführt: das alles fällt zu ſchwer!
Wohlan, ich will den Blick nur auf das Schönſte drehen:
Ich hab' in Wien die Frau, die Kaiſerin geſehen!"

Er ſchildert dann auch hier jene Prozeſſion und die Andacht der Kaiſerin:

Ja, Kaiſerin, Dein Thron, den Gottesfurcht erhöhet,
Muß unzerſtörlich ſein, ſolange Deutſchland ſtehet.

Die Schilderung der Landtagseröffnung im Ritterſaal der Hofburg gipfelt in einem begeiſterten Lob ihrer Rede:

Amor quaeso lepores quos sales audire contigit, ingeniorum vivacissimorum testes, omne exceptione majores! . . . Colloquia ejus quam dulcia, quanta urbanitate condita, et si de tanta Principe ita loqui licet, quam amabilia!" Eine diesbezügliche Anfrage bei Waniek blieb unbeantwortet. — Khevenhüller ſagt von der Audienz nicht ein Wort, nennt auch Gottſched gar nicht. Daß bei der Landtagseröffnung die Kaiſerin geſprochen hat, berichtet er auch nicht, obwohl er ſich ziemlich ausführlich über den Hergang ergeht. Aber es war eben das Herkömmliche.

hier finden wir alle Ingredienzien, die die Modepoesie der Zeit bei solchen Anlässen anzuwenden pflegte: da sie zu sprechen begann, war es, als wenn die Zuhörer „ein Frühlingsbalsamduft von Rosen und Jasmin“ erquickte: „Kommt,“ ruft er aus, „kommt, stumme Fürsten, und lernet hier, was Euch fehlet!“ Natürlich wird auch reichlich Gelehrsamkeit aufgeboten: die Kaiserin erinnert ihn an Nestor, Kleopatra, Aspasia, Tomyris:

Fürwahr, das ist zu viel! Bist Du Kleopatra
An Schönheit und Verstand, an Geist Aspasia,
Wie Tomyris an Mut: wer kann sich redend wagen
Dir, sei er Cicero, den Wettstreit anzutragen?

Endlich kommt er zur Schilderung der Audienz, in der auch der Kaiser, der „teure Erbprinz,“ Batthyány — „der Held, der als sein Mentor wacht“ —, die zwei jungen Erzherzoginnen — „welch schönes Paar folgt deiner Mutterhand!“ — und Charlotte — „die Frau von großen Gaben“ — ihre Weihrauchspende erhalten. Auch des Kaisers Fest (4. Oktober) und die festliche Beleuchtung von Schönbrunn am Theresientag erwähnt er und schließt mit dem Ausruf:

Ich bin beglückt genug, daß ich Dich nur geseh'n[1])!

Der Kaiser erhielt noch ein besonderes Huldigungspoem[2]), und auch in diesem stimmt er der Kaiserin ein Loblied an:

Wer kann des Himmels Meisterstück,
Die Kaiserin gekrönter Frauen,
Theresia, bei recht geschärftem Blick (!)
In besseren Armen seh'n, als wir sie wirklich schauen?
Wo ist ein Prinz, der's mehr verdient,
Daß ihm ein solches Glück gegrünt,
Als ihr erhabnes Herz dem Gatten weiß zu bringen?[3])

[1]) Die Kaiserin am Theresienfest 1749. Alleruntertänigst besungen von Joh. Christoph Gottscheden. Regensburg, Gebrüder Zunkel (Motto von De la Motte).

[2]) „Die Argonauten ... Gepriesen von Joh. Christ. Gottscheden, als Seine Römisch-Kais. Majestät ... im 1749. Jahr verschiedene neue Räte des goldenen Vließes geschlagen hatte.“ Ode, Leipzig bei Breitkopf. Franz ist natürlich Jason.

[3]) Gegen Ende des Jahres „verehrte“ er dann noch einmal „beiderseits Romisch-Kaiserliche auch zu Hungarn und Böheim Königliche Majestäten alleruntertänigst“ in 5 Oden, die erst 1750 erschienen. (Nach Waniek a. a. O. 558 A[6]; ich kenne sie nicht.)

Die Poesie fließt in allen diesen Gedichten freilich recht dünn, aber bei aller höfischen Übertreibung vernimmt man doch den Unterton einer wahrhaften Begeisterung: ein gewaltiger Eindruck liegt sichtlich zugrunde, wenn ihn der Poet auch wenigstens uns Menschen von heute nicht recht mitempfinden lassen kann. Immerhin dürfen wir uns darüber freuen, daß Maria Theresia unter so vielen Huldigungen auch die des angesehensten deutschen Schriftstellers ihrer Frühzeit empfangen hat [1]).

V.

Während in Maria Theresia schon vor ihrem Regierungsantritt einiges Interesse an Theater, Musik und wenigstens italienischer Literatur nachzuweisen ist, fehlt uns jede Nachricht über ihr früheres Verhältnis zur bildenden Kunst. Aber es gab auch da eine Tradition, in der sie aufwuchs und die ihr allmählich, ohne daß sie sich dessen bewußt war, Interesse einflößen mußte. Als sie dann bei Gelegenheit von Bauten und deren äußerer und innerer Ausschmückung eine Auswahl zu treffen und Anordnungen zu geben hatte, begann ihr auf Einfachheit und Heiterkeit gerichteter Sinn die überlieferten Formen der Kunst, wieder ohne daß sie sich darüber Rechenschaft gab, zu modifizieren. Prächtig allerdings mußte, was sie als Königin und Kaiserin bauen und einrichten ließ, sein, aber es war nicht mehr die schwere, etwas überladene Pracht der Barocke; es war aber auch nicht das Rokoko, wie es sich in Frankreich oder Deutschland (Dresden!) entwickelte, sondern eine etwas anders geartete Weiter- und Umbildung der Barocke, die man nach ihr den Theresianischen Stil nennen darf [2]). In diesen ersten acht Jahren sind freilich nur leise Anfänge zu bemerken; die harten Kriegszeiten, in denen fast alle

[1]) Über die Nachwirkung des Besuches von G. s. unten. — Frau Gottsched richtete alsbald nach ihrer Rückkehr einen Brief an die Fürstin Dietrichstern, in der sie sich auch voll Entzücken über die Audienz und über die Prinzessin Elisabeth äußert; die Fürstin schrieb ihr zurück: „Votre lettre sera lue de l'incomparable princesse, à laquelle Vous rendé si bien justice et à qui Votre mérite a aussi fait bien de l'impression; elle m'a fait l'honneur de m'en assurer avant-hier à Schönbrunn." Danzel a. a. O. 297.

[2]) Leisching, Theresianischer und Josephinischer Stil: Sep.-Abdr. aus Kunst- und Kunsthandwerk, 15. Jahrgang (1912) 1.

Einkünfte auf das Heer gewendet werden mußten und wiederholt für dessen Erfordernisse nicht einmal ausreichten, nötigten zur größten Sparsamkeit. Aber vorhanden sind sie doch. Wir gewahren sie zunächst an verschiedenen Veränderungen, die Maria Theresia bald nach ihrer Thronbesteigung an der Hofburg vornehmen ließ. Die Gemächer des Leopoldinischen Traktes, die sie und ihr Gemahl bewohnten, wurden alsbald vermehrt und umgestaltet; es sind Rechnungen von 1741 über Vertäfelungen mit kostbaren Hölzern vorhanden, die zum Teil von der Kaiserin-Mutter gespendet, zum Teil aus der Favorita genommen wurden; an Stelle des spanischen Saales wurde ein neues, durch zwei Stockwerke gehendes Prunkgemach eingerichtet, dann die prächtige Botschafterstiege gebaut und zwischen 1744 und 1748 an Stelle des alten Opernsaales der heute noch bestehende Redoutensaal für Bälle und Konzerte angelegt. Gleichfalls schon zwischen 1741 und 1743 trat an Stelle des alten Hofballhauses am Michaelerplatz ein neues Theater, freilich ein sehr kleiner, recht kunstloser primitiver Bau[1]). Zur selben Zeit beiläufig, und bis 1745, ließ die Königin für ihre Mutter das kleine Hetzendorfer Schlößchen erbauen. Als Architekt wird Nikolaus Pacassi genannt, den schon Karl VI. beschäftigt hatte, dessen Haupttätigkeit aber in die Theresianische Zeit fällt[2]). Das Äußere desselben ist bereits einfacher und schmuckloser als alle fürstlichen Bauten dieser Art, die in der vorhergehenden Periode entstanden waren; das Innere zeigt dafür wesentlich zierlichere Formen. Vestibül und Stiegenhaus weisen „die diskreteste Anwendung architektonischer Mittel" auf. Die Wohnzimmer sind in ihrer reizvollen und technisch-meisterhaften Dekoration sowohl ein Zeugnis eigenartigen Geschmacks wie des Könnens des damaligen Kunsthandwerks. Noch vor der völligen Vollendung des Schlößchens gab Maria Theresia Pacassi den Auftrag, das während der Türkenbelagerung

[1]) Dreger, Baugeschichte der k. k. Hofburg 288 u. f.

[2]) Über ihn zuletzt Dreger ebd. 307 u. f.; dort auch die Literatur. Dreger scheint anzunehmen, daß Pacassi erst nach 1769 am Hetzendorfer Schloß beschäftigt war, denn er erwähnt dessen Arbeit daran erst nach der an der Hofbibliothek (1763—69). Dagegen Leisching a. a. O. 25.

zerstörte und noch nicht wiederhergestellte Lustschloß von Schönbrunn neu aufzubauen. Einen Plan dazu hatte schon unter Leopold I. der berühmte Fischer von Erlach entworfen und um 1700 war daran gebaut worden: er zeigte, wie ein erhaltener Stich und eine Medaille uns lehren, schon den gegenwärtigen Grundriß, nur mit dem Unterschied, daß der Mitteltrakt keine Durchgangshalle, sondern eine monumentale Stiege, kein drittes Stockwerk, eine offene Loggia und ein flaches mit Statuen geschmücktes Dach aufweist. Nach dem Tode Kaiser Leopolds war der Bau eingestellt worden: wie weit er damals gefördert war, wissen wir nicht. Karl VI. dachte in seiner letzten Zeit an die Vollendung, und schon er bestimmte Pacassi dazu. Dieser änderte nun den Fischerschen Plan in der Weise, wie es alle Ansichten der Folgezeit bis 1817, wo die Fassade ihre gegenwärtige Form erhielt, darstellen. Der Bau dauerte mehrere Jahre: wir haben gesehen, wie sich 1745 noch die Sängerknaben auf den Gerüsten tummeln konnten, noch 1747 war er nicht völlig fertig. Aber schon 1743 brachte die Königin den größten Teil des Sommers in ihrem „lieben Schönbrunn" zu, kam in den nächsten Jahren bisweilen schon im März und blieb bis in den November. Es müssen also schon bewohnbare Räume genug gewesen sein, und die Arbeiten am Bau störten sie offenbar nicht. Khevenhüller freilich bekam zunächst keine Wohnung darin und kaufte sich deshalb in der Nähe an. Daß sich Maria Theresia selbst für den Fortgang der Herstellung interessierte, zeigt ein Briefchen von ihr an Ulfeld aus dem September des obigen Jahres: „Gundel[1]) ist in mein' Nam' zu sagen", schreibt sie, „daß ihme (Hofrat) Saffran schicken werde mit dem ganzen Plan und Terrain von Schönbrunn; er solle gedenken, daß was Gutes (herauskommt); nicht auf 20000 oder mehr schauen solle und seine Idee mir völlig darüber machen solle ohne sich von ihme irr machen zu lassen[2])." An der Innenausschmückung des Schlosses wurde nachweislich erst von 1750 an gearbeitet. Von anderen Bauten der

[1]) Graf Gundel Althan war damals königl. Oberbaudirektor, da er aber sehr kränklich war, trat bald Graf Tarouca an seine Stelle.

[2]) Arneth 10, 751.

Kaiſerin iſt bei 1748 nichts zu vernehmen. Doch fallen in dieſe Jahre Entwürfe zum Ausbau der Hofburg auf der Seite des Michaelerplatzes von dem Lothringer Jadot de Ville-Iſſey, dem Erbauer des Triumphbogens in Florenz, der zunächſt nur als Hausarchitekt Franz Stephans tätig war. Aber Maria Thereſia ward vielleicht durch ihren Gemahl bewogen, dem bedeutenden Künſtler in den nächſten Jahren Aufträge zu geben[1]).

Von Beſtellungen bei Malern und Bildhauern, die für den perſönlichen Geſchmack Maria Thereſias in dieſer Zeit Zeugnis ablegen könnten, oder von ſolchen Äußerungen von ihr iſt nichts bekannt. Wenn ſie den großen Saal im Hetzendorfer Schlößchen von Daniel Gran ausmalen ließ, ſo wählte ſie damit den Künſtler, der ſchon zu Zeiten ihres Vaters auf dem Gebiet der Freskomalerei der berühmteſte war und ſein großes Probeſtück in der Hofbibliothek bereits geliefert hatte. Das Deckenfresko in der zum Schloß gehörigen Kapelle, laut Inſchrift von einem Fr. Joſ. Wiedon 1744 ausgeführt[2]), trägt denſelben Charakter, nur daß dieſer Maler künſtleriſch bei weitem nicht auf der Höhe von Gran ſteht. Der berühmteſte Porträtmaler auch ſchon der früheren Thereſianiſchen Zeit, Martin von Meytens aus Stockholm (1696—1770), weilte bereits ſeit 1726 in Wien und war auch ſchon von Karl VI. beſchäftigt, aber von ſeiner Tätigkeit gerade in dieſer Zeit iſt nichts überliefert[3]). Dagegen wiſſen wir, daß ſich Maria Thereſia ſchon 1743 von dem ſpäter am Wiener Hof ſo beliebten Franzoſen Liotard (1702—1790) malen ließ; bei einem Hoffeſt ſoll er ſie darum gebeten und ſie darauf geantwortet haben: „Ja, wenn ich reite, ſpeiſe oder ſchreibe.“ Viel ſcheint ihr darnach an dem Bilde nicht gelegen geweſen zu ſein. Als ihr der Künſtler aber vorſtellte, dies ſei zu ſchwer, geſtand ſie ihm zu, wenn der Großherzog ihm ſitzen wolle,

---

[1]) Dreger a. a. O. 302 u. f.

[2]) Sein Name findet ſich weder in dem alten Künſtlerlexikon von Nagler, noch in dem neuen von Wolfgang Singer.

[3]) Doch hat ſie ſich jedenfalls ſchon in jungen Jahren, und zwar nach ihrer Thronbeſteigung, von Meytens malen laſſen, wie verſchiedene Stiche bezeugen.

es auch zu tun[1]). Auf das ſpäter gut bezeugte Intereſſe der Kaiſerin für Kleinkunſt deutet vielleicht ihr 1744 gefaßter Entſchluß, die 1718 von dem Niederländer Paquier begründete Porzellanfabrik in der Roſſau (Porzellangaſſe) in ſtaatliche Verwaltung zu übernehmen; bei ihrem eminent praktiſchen Sinn können aber wohl auch rein fiskaliſche Rückſichten dabei maßgebend geweſen ſein[2]).

[1]) Leiſching, Die Bildnisminiatur in Öſterreich (1907) 58. — Einen Stich nach einem Gemälde von Liotard, das aus dieſer Zeit ſtammen muß, von J. C. Reiſinger, beſitzt die k. u. k. Fideikommißbibliothek.

[2]) Folneſics, der die Akten des Überganges der Fabrik in die Staatsverwaltung im Hofkammerarchiv eingeſehen hat, meldet von einem Eingreifen der Königin nichts, hat aber aus ihnen den Eindruck geſchöpft, daß man ſich zu der Übernahme des paſſiv gewordenen Unternehmens nicht „als Ehrenſache oder zur Pflege modiſcher Hofkunſt“ entſchloß, ſondern weil man auf einen erklecklichen Reingewinn hoffte. Die Manufaktur wurde der Hofbankodeputation unterſtellt, deren Präſident, der alte Graf Starhemberg, kein Kunſtintereſſe hatte. Nach ſeinem Tode im Jahre 1745 übernahm Graf Ferdinand Kinsky ſeine Stelle, der gleichfalls nur Verwaltungsmenſch war. Bezeichnend iſt, daß man die Direktion durch einen Rechnungsoffizial beſorgen ließ (Folneſics-Braun, Geſchichte der Wiener Porzellanmanufaktur, (1907) 45, 202).

Verlag von R. Oldenbourg, München NW. 2 und Berlin W. 10

WELTBÜRGERTUM UND NATIONALSTAAT

Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates

von

Friedrich Meinecke

Vierte, durchgesehene Auflage

X u. 534 Seiten Oktav. Preis geheftet M. 13.—, gebunden M. 15.—

Von dem Buche des bekannten Berliner Historikers, das in die Genesis des deutschen Nationalstaates tiefer einzudringen versucht und das zuerst im Jahre 1907 erschien, liegt nunmehr die vierte Auflage vor. Sie berücksichtigt alles, was aus der Literatur der letzten Jahre des Anmerkens wert erschien. In einem Nachworte hat der Verfasser sich angelegen sein lassen, das preußisch-deutsche Problem im Lichte der durch den Weltkrieg geschaffenen Lage zu betrachten. So wird das einst in ruhiger Betrachtung entstandene Buch jetzt auch den Bedürfnissen unserer Zeit etwas bieten.

AUS DEN BESPRECHUNGEN:

Es ist eines der feinsten und gehaltvollsten historischen Bücher, die wir kennen, die wir in Meineckes »Weltbürgertum und Nationalstaat« anzuzeigen die Freude haben; eines von den nicht allzu häufigen, die in scheinbar bekannten Zusammenhängen wirklich neue, ungeahnte Bindeglieder und Verknüpfungen nachweisen und die Bereicherung unserer Einsichten in einer sprachlichen Form bewirken, welche das Lesen zu einem reinen Genuß macht. . . . Das Buch ist Erich Marcks gewidmet. Es zeichnet sich äußerlich durch herrlichen klaren Druck, Freiheit von Druckfehlern und einen äußerst geschmackvollen, vornehmen Einband aus. [»Literarisches Zentralblatt.«]

Zum Schlusse sei noch gesagt, daß dieses Buch, in dem sich Meinecke als Denker und als Forscher bewährt, nicht minder auch einen erneuten Beweis von seiner Künstlerschaft gibt, so daß es ausgesprochen werden darf: Es liegt hier eine Leistung von seltener Gediegenheit vor, die jeder Freund deutscher Geschichtsforschung mit freudiger Anerkennung begrüßen wird.

Professor Dr. Rich. Schwemmer [»Frankfurter Zeitung«].

Verlag von R. Oldenbourg, München NW. 2 und Berlin W. 10

Soeben erschien:

PROBLEME DES WELTKRIEGS

von

Friedrich Meinecke

136 Seiten Klein-Oktav. Preis kartoniert M. 1.80

INHALTS-ÜBERSICHT:

Geschichte und öffentliches Leben — Politische Kultur und öffentliche Meinung, ein Beitrag zur Vorgeschichte der englischen Kriegserklärung — Probleme des Weltkriegs — Staatskunst und Leidenschaften — Fürst Bülows Deutsche Politik — Die Reform des preußischen Wahlrechts — Der Rhythmus des Weltkriegs — Nachwort.

Die hier gesammelten Aufsätze des bekannten Berliner Historikers, die Stellung nehmen zu den Fragen, die uns jetzt alle bewegen, dürften eines großen Interesses sicher sein.

HISTORISCH-POLITISCHE AUFSÄTZE UND REDEN

von

Hermann Oncken

Professor an der Universität Heidelberg

2 Bände. 742 Seiten 8°. In Leinwand gebunden Preis M. 12.50, in Halbleder gebunden Preis M. 16.50

AUS DEN BESPRECHUNGEN:

. . . Er behandelt also vorwiegend mit dem weiten, geschulten Blick des Historikers mancherlei Fragen, die auch für das pulsende Leben der Gegenwart Bedeutung haben. — Mögen Onckens Reden und Aufsätze dazu beitragen, gerechtes und besonnenes politisches Denken in deutschen Landen zu verbreiten . . . Kölnische Zeitung.

. . . Das zweibändige Werk enthält 24 kleinere historische Aufsätze und Reden, die zum größten Teil in engen Beziehungen mit der Gegenwart stehen und daher auch aktuelle politische Bedeutung haben . . . Heidelberger Tageblatt.

. . . Oncken, der Heidelberger Historiker, wird mit seiner Geschichtsschreibung den Forderungen des Lebens wie kein zweiter gerecht . . . Man liest darum die beiden Bände seiner kleinen Schriften wie ein Stück Gegenwartsgeschichte, mit so lebendigem Anteil, als gingen alle diese Probleme uns selbst an . . . Im letzten Grunde ist damit das allgemeine Problem bezeichnet, das diese Aufsätze mitten in die Gegenwart stellt und zugleich zu starken Trägern der Zukunft macht: sie dienen »der Politisierung der Nation auf der Grundlage historischer Bildung«. Badische Neueste Nachrichten.

Verlag von R. Oldenbourg, München NW. 2 und Berlin W. 10

KLEINE HISTORISCHE SCHRIFTEN

von **Max Lenz**

a. o. Professor an der Universität Berlin

608 Seiten 8°. Preis broschiert M. 9.—. Elegant gebunden M. 11.—

INHALTS-ÜBERSICHT:

Leopold Ranke. — Zum Gedächtnistage Johann Gutenbergs. — Janssens Geschichte des deutschen Volkes. — Humanismus und Reformation. — Die Geschichtschreibung im Elsaß zur Zeit der Reformation. — Dem Andenken Ulrichs von Hutten. — Martin Luther. — Luthers Lehre von der Obrigkeit. — Der Bauernkrieg. — Florian Geyer. — Philipp Melanchthon. — Die geschichtliche Stellung der Deutschen in Böhmen. — Gustav Adolf dem Befreier zum Gedächtnis. — Nationalität und Religion. — Wie entstehen Revolutionen? — Die französische Revolution und die Kirche. — Die Bedeutung der Seebeherrschung für die Politik Napoleons. — Napoleon und Preußen. — 1848. — Bismarcks Religion. — Bismarck und Ranke. — Otto von Bismarck und Freiherr Karl vom Stein. — Bismarck in Gastein. — Heinrich von Treitschke. — Konstantin Rößler. — Wilhelm I. — Die Tragik in Kaiser Friedrichs Leben. — Das russische Problem. — Jahrhundertsende vor hundert Jahren und jetzt. — Ein Blick in das zwanzigste Jahrhundert. — Die Stellung der historischen Wissenschaften in der Gegenwart.

Die vorliegenden Schriften wenden sich weniger an die Fachgelehrten, denen sie freilich auch viel Wertvolles, bisher an entlegenen Orten Verstecktes bieten, als an die große Menge der historisch interessierten Gebildeten. Max Lenz besitzt die bei deutschen Gelehrten so seltene Gabe, die Resultate tiefgreifender Studien und umfassender Forschung in gewähltester Form meisterhafter Abrundung vorzutragen: er schreibt einen Stil von so hinreißender Gewalt und so vollendeter Schönheit, und — was mehr ist — er besitzt so viel originalen Geist und eine so intuitive Kraft im Erfassen und Beleuchten eines Problems, daß er den größten Essayisten unserer Literatur würdig an die Seite tritt. Es steckt eine so komprimierte Geistesarbeit, so viel förderndes und überraschend klärendes Verständnis feinster Zusammenhänge und so viel Kunst der Formulierung in diesen „Kleinen historischen Schriften", daß jeder Gebildete dankbar sein wird, sie in die Hand zu bekommen.

HANDBUCH DER MITTELALTERLICHEN UND NEUEREN GESCHICHTE

Herausgegeben von **G. v. Below** und **F. Meinecke**

Professoren an der Universität Freiburg i. Br.

Das Zeitalter der enzyklopädischen Darstellungen ist in der Wissenschaft durch ein Zeitalter der Spezialisierung der Arbeit abgelöst worden. Allein gerade die zunehmende Spezialisierung hat wiederum das Bedürfnis enzyklopädischer Zusammenfassung hervorgerufen. In keiner Disziplin wird dies Bedürfnis augenblicklich weniger befriedigt als in der mittelalterlichen und neueren Geschichte.

Diese Lücke wollen die Herausgeber auszufüllen suchen. Das Ziel ihres Unternehmens ist eine streng wissenschaftliche, aber zusammenfassende und übersichtliche Darstellung.

Das Unternehmen, das nach seiner Vollendung ungefähr 40 Bände umfassen wird, ist so eingerichtet, daß jeder Band ein abgeschlossenes Ganzes bildet und einzeln käuflich ist.

Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Von Dr. **Alwin Schultz**, Professor an der deutschen Universität zu Prag. VIII u. 432 S. gr. 8°, reich illustriert. Preis brosch. M. 9.—, in Ganzleinen geb. M. 10.50.

Historische Geographie. Von Dr. **Konrad Kretschmer**, Lehrer an der Kriegsakademie und Professor an der Universität Berlin. VII und 650 S. Preis brosch. M. 15.—, elegant geb. M. 16.50.

Geschichte des späteren Mittelalters von 1197—1492. Von Dr. **Johann Loserth**, Professor an der Universität Graz. XV und 727 S. Preis brosch. M. 16.50, elegant gebunden M. 18.—.

Allgemeine Münzkunde und Geldgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit. Von Dr. **A. Luschin v. Ebengreuth**, Universitätsprofessor in Graz. XVI und 286 S. Mit 107 Abbildungen. Preis brosch. M. 9.—, in Ganzleinen geb. M. 10.50.

Handelsgeschichte der romanischen Völker des Mittelmeergebiets bis zum Ende der Kreuzzüge. Von Professor **Adolf Schaube**, Kgl. Gymnasial-Oberlehrer in Brieg. XX und 816 S. Preis brosch M. 18.—, geb. M. 20.—.

Geschichte des europäischen Staatensystems von 1660 bis 1789. Von Dr. **Max Immich**, weiland Privatdozent an der Universität Königsberg i. Pr. XIII und 462 S. Preis brosch. M. 12.—, geb. M. 13.50.

Urkundenlehre. Erster Teil: **Die Kaiser- und Königsurkunden in Deutschland, Frankreich und Italien** von **Wilhelm Erben** mit einer Einleitung von **Oswald Redlich**. X und 369 S. Preis brosch. M. 10.—, geb. M. 11.50.—.

— Zweiter Teil: **Die Papsturkunden.** Von **L. Schmitz-Kallenberg.** (In Vorbereitung.)

— Dritter Teil: **Die Privaturkunden des Mittelalters** von **Oswald Redlich.** VIII und 233 S. Preis brosch. M. 7.50, geb. M. 9.—.

Allgemeine Geschichte der germanischen Völker bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts. Von Professor Dr. **Ludwig Schmidt**, Bibliothekar an der Kgl. öffentlichen Bibliothek in Dresden. XIV und 244 S. Preis brosch. M. 7.50, geb. M. 9.—.

Französische Verfassungsgeschichte von der Mitte des neunten Jahrhunderts bis zur Revolution. Von Dr. **Robert Holtzmann**, Professor an der Universität Straßburg i. E. XI und 543 S. Preis brosch. M. 12.50, geb. M. 14.—.

Geschichte der neueren Historiographie. Von Dr. E. **Fueter**, Professor an der Universität Zürich. XX und 626 S. Preis brosch. M. 16.—, geb. M. 17.50.

Geschichte des Europäischen Staatensystems im Zeitalter der Französischen Revolution und der Freiheitskriege 1789—1815. Von **Adalbert Wahl**, o. ö. Professor an der Universität Tübingen. X und 266 S. Preis brosch. M. 9.—, geb. M. 10.50.

Englische Verfassungsgeschichte bis zum Regierungsantritt der Königin Victoria. Von **Julius Hatschek**, o. ö Professor an der Universität Göttingen. X und 761 Seiten. Preis geheftet M. 18.—, in Leinwand geb. M. 19.50.

Siegelkunde von Dr. W. Ewald. XII, 241 Seiten und 40 Tafeln, gr. 8°.

Wappenkunde von Dr. F. **Hauptmann**, Univ.-Prof. in Freiburg, Schweiz. VIII, 61 S. u. 4 Taf., beide Arbeiten in einem Bande vereinigt. Preis geh. M. 12.—, in Leinw. geb. M. 13.—.

HG.B
M3325
.Y gu

Maria Theresa, Empress of Austria. 195290

Author Guglia, Eugen

Title Maria Theresia Vol.1.

DATE. NAME OF BORROWER.

7

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU